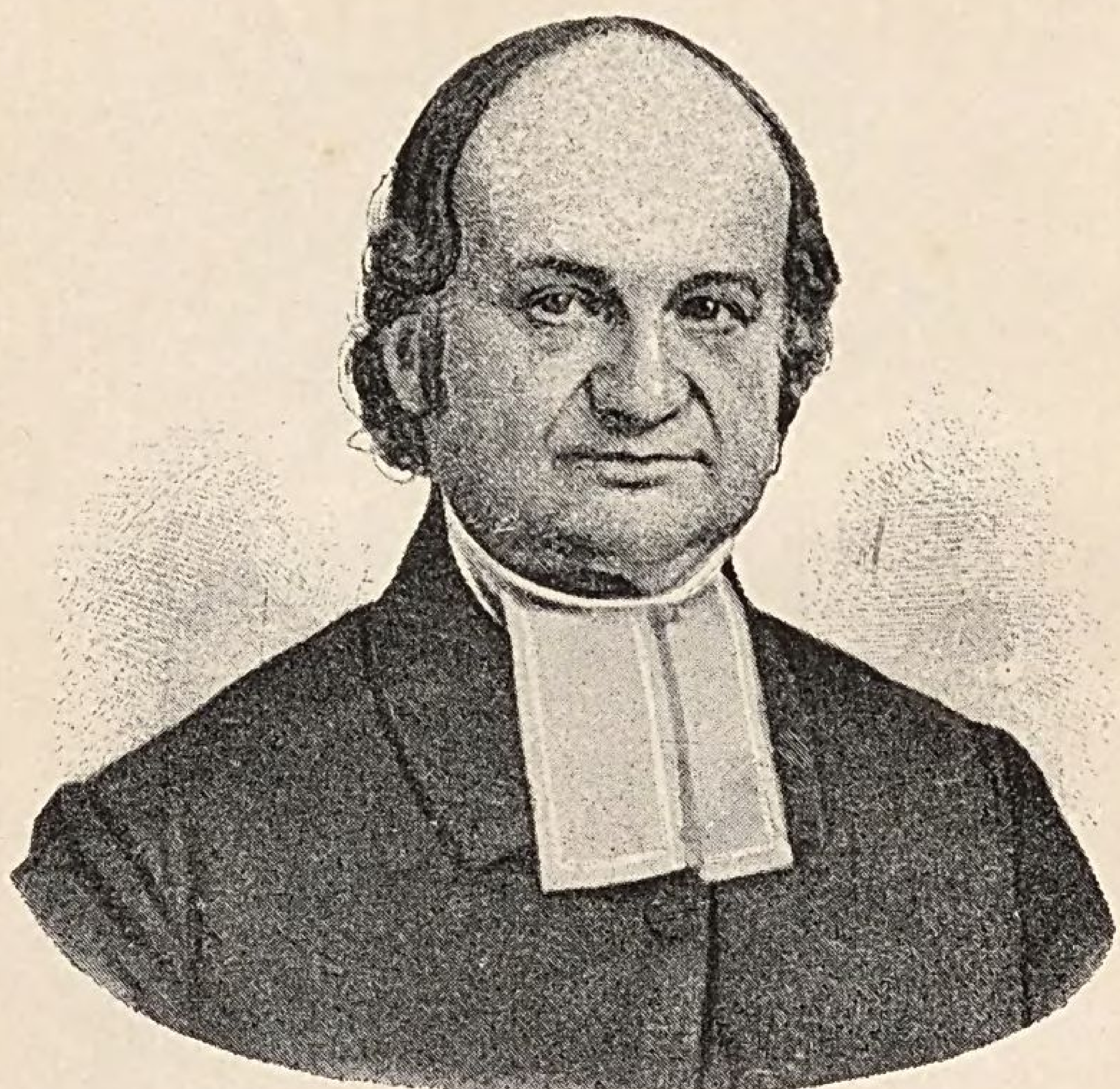
...tta
u
...afel
...2

...M

Münkel
(Spitta)



Ph. Spitta.

Karl Johann Philipp Spitta.

Ein Lebensbild

von

Dr. theol. K. K. Münkel,
weil. Pastor zu Oiste bei Verden.

Neu herausgegeben

von

Dr. theol. O. Mejer,
Präsidenten des K. Landesconsistoriums zu Hannover.

Bremen.
Verlag und Druck von M. Heinsius Nachfolger.
1892.

Vorwort.

Das Leben meines unvergeßlichen Freundes Spitta ist im Ganzen arm an merkwürdigen Schicksalen und hervorstechenden Ereignissen, und insofern nicht geeignet, die Aufmerksamkeit solcher Leser zu fesseln, welche vor Allem eine piquante Handlung mit mannichfaltigen Wechselfällen verlangen. Arm ist das Leben aber darum doch nicht zu nennen, und eben so wenig uninteressant. Es ist ein Spiegel eines reich von Gott begabten Gemüthes, das in seltener Harmonie auf dem Grunde eines tiefen und ursprünglichen Glaubenslebens ruht. Spitta's Lebensgeschichte verläuft sich vorherrschend innerlich, und hier liegt die ganze Mannichfaltigkeit und Anziehungskraft, welche seine Person besessen hat, und auch dies Lebensbild noch besitzen wird. Um deswillen hab' ich einen ausgedehnten Gebrauch von seinen Tagebüchern und seinen Briefen gemacht, nur

mit der Beschränkung, daß ich Unwichtiges ausgeschieden und Wiederholungen vermieden habe. Wie man sehen wird, schildert Spitta den größten Theil seines Lebens selbst, und ich habe ihn gern reden lassen, wo es möglich war, weil er der beste Maler seiner selbst ist. Ich habe nicht nöthig gehabt, Stellen seiner Briefe oder Tagebücher zu verbessern oder zu unterdrücken. Spitta schrieb alle seine Briefe wie vor dem Angesichte Gottes, als sollte er für jedes Wort Rechenschaft geben. So wahr und aufrichtig sie sind, eben so schonend und anerkennend gegen Andre sind sie auch. Kein bittres Wort, kein hartes Urtheil, kein Spott findet sich in seinen Aufzeichnungen, auch nicht in der Zeit, wo er mit Spott und Verlästerung gesättigt wurde. Wollte man vertraute Familiennachrichten abziehen, so könnten seine Briefe und Tagebücher vollständig dem Drucke übergeben werden. Ich bemerke das ausdrücklich, damit Niemand glaubt, ich habe nur diese Seite zur Verschönerung des Lebensbildes hervorgehoben. So war der ganze Mann auch in seinem übrigen Leben, eine vom Geiste geadelte Seele, die redete und schrieb, was lieblich und wohl lautet. Diese Mittheilungen von seiner eigenen Feder, welche unstreitig die Zierde seines Lebensbildes ausmachen und wohl neben seinen Liedern und zum Verständniß derselben der Veröffentlichung werth sind, hab' ich theils aus Familiennachrichten,

theils aus meinem eigenen 28jährigen Verkehre und einigen andern mir freundlich gewährten Mittheilungen ergänzt. Hoffentlich werden sie dazu dienen, dem Lebensbilde seine Vervollständigung zu geben und ihm neben dem großen Werthe einer Selbstlebensbeschreibung den Werth einer Beschreibung von vertrauter Hand zum tiefern Verständniß zu verleihen. — Gott wolle den Segen, welchen ich bei der Abfassung empfunden habe, eben so erquicklich und stärkend auf den Leser übergehen lassen!

Der Verfasser.

Vorwort.

Auf den Wunsch des Herrn Verlegers habe ich die Besorgung dieser neuen Ausgabe der seit Jahren vergriffen gewesenen Schrift meines verstorbenen Freundes gern übernommen. Es stand mir dabei fest, daß an Dem, was er geschrieben hatte, Nichts zu ändern sei, zumal es namentlich nach Seiten der dichterischen Entwickelung Spitta's auf das Erfreulichste ergänzt worden ist durch die von dessen Sohne der zu Gotha 1890 erschienenen Ausgabe von „Psalter und Harfe“ vorausgeschickte biographische Einleitung. Dagegen habe ich den zeitgeschichtlichen Werth des Buches dadurch zu erhöhen gesucht, daß ich über die heutzutage nicht mehr allgemein bekannten Zeitgenossen Spitta's, welche darin erwähnt sind, kurze Lebensnachrichten, soweit ich sie habe erlangen können, in Anmerkungen unter dem Texte mittheile. Ich habe sie so knapp wie möglich fassen, und wo es

anging auf einen bloßen Litteraturnachweis beschränken zu sollen geglaubt. Nichtsdestoweniger hoffe ich, der Sache dadurch gedient zu haben.

Da der Druck in meiner Abwesenheit geschehen ist, so haben sich in die Anmerkungen eine große Zahl Druckfehler eingeschlichen. Soweit diese die Interpunction betreffen, lasse ich sie unangezeigt: der gütige Leser wird sie leicht selbst verbessern. Von sonstigen Fehlern bitte ich, wenn thunlich vor dem Lesen, die folgenden berichtigen zu wollen:

Seite	18,	Zeile 3	von	unten	lies:	poetisch**e** statt poetischen.
"	18,	" 2	"	"	"	**siehe** statt sind.
"	25,	" 18	"	"	"	Diepenbro**ck** statt Diepenbrok.
"	32,	" 10	"	"	"	**dort** statt dann.
"	33,	" 17	"	"	"	**nur** statt und.
"	34,	" 5	"	"	"	Johanni**s** statt Johanni.
"	41,	" 13	"	"	"	lebte **er** statt lebte.
"	41,	" 2	"	"	ist	**„lang"** zu streichen.
"	41,	" 2	"	"	lies:	**und** statt er.
"	80,	" 15	"	"	"	**schwer** statt dort.
"	80,	" 10	"	"	"	**eine** statt einer.
"	81,	" 14	"	"	"	**Stintenburg** statt Winterburg.
"	82,	" 16	"	"	"	**studirt** statt studirte.
"	82,	" 14	"	"	"	**Hansen** statt Hauses.
"	82,	" 12	"	"	"	**Wärme** statt Wurm.
"	87,	" 11	"	oben	"	eine**r** statt eine.
"	92,	" 10	"	unten	"	I**k**en statt Ilen.
"	92,	" 3	"	"	"	Fraa**tz** statt Frantz.
"	94,	" 23	"	"	"	**lies't** Voge**l** statt liefert Voget.
"	94,	" 14	"	"	"	**Univers**. statt Andreus.
"	98,	" 2	"	"	"	**in** statt und.
"	100,	" 1	"	"	"	**Dtsche. Biographie** statt Selbstbiograph.
"	107,	" 2	"	"	"	Gesch**äfts**mann statt Geschichtsmann.
"	153,	" 4	"	"	"	**gab** statt war.
"	157,	" 1	"	oben	"	Schriftstell**en** statt Schriftstellern.
"	162,	" 17	"	"	"	**60** statt 23.

Seite 192, Zeile 4 von unten lies: **derselben** statt desgleichen.
„ 193, „ 15 „ „ „ **innersten** statt immensen.
„ 193, „ 14 „ „ „ **Iken** statt Plan.
„ 193, „ 5 „ „ „ 18**2**1 statt 1841.

Hannover, 27. August 1891.

Mejer.

Karl Johann Philipp Spitta.

Die Schul-, Lehr- und Universitätsjahre.

Johann Karl Philipp Spitta wurde im Jahre 1801 den 1. August zu Hannover geboren. Er stammte von väterlicher Seite aus einer alten Familie der französischen Refugiés, die unter Ludwig XIV. ihres Glaubens wegen vertrieben wurde und sich in Braunschweig niederließ, wo sie den Grund zu der reformirten (früher Bartholomäi-) Kirche legte. An diesen Ursprung erinnert auch der Familienname, der eigentlich de l'Hôpital lautet und auf dem Familienwappen mit dem Grundrisse eines Hospitals angedeutet ist. Der Vater Spitta's, *Lebrecht Wilhelm Gottfried*, war aus Braunschweig gebürtig und versuchte als Kaufmann sein Glück in der Heimath seiner Väter, und zwar in Bordeaux. Indessen, wenn seine Väter nicht Rast gefunden hatten vor Ludwigs XIV. Dragonaden, so trieb es auch ihn aus seinem Stammlande wieder hinweg. Sein Handelsgeschäft nahm einen sehr unglücklichen Gang und nöthigte ihn, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Zu seinem Wohnsitze erwählte er diesmal die Stadt Hannover, und da er um sein ganzes Vermögen gekommen war, blieb ihm nichts übrig, als sich durch Buchhalten und Unterricht in der französischen Sprache sein Brot zu verdienen. Hier verheirathete er sich in zweiter Ehe, den 13. Mai 1791, mit einer getauften Jüdin, Rebecka Lösern aus Goslar, welche bei ihrer Taufe in der Kreuzkirche zu Hannover am 20. April 1780 die Namen *Henriette Charlotte Fromme* empfangen hatte. Konnte sie ihrem Manne keine Capitalien zubringen, so verstand sie dafür so einsichtig, haushälterisch und thätig zu wirthschaften, daß sie den Mangel reichlich ersetzte. Aus dieser Ehe wurde Spitta geboren. Auf merkwürdige Weise kreuzten sich, wie man sieht,

in seiner Herkunft die Religionen und die Volksthümlichkeiten. Er stammte von Franzosen, Israeliten, und durch frühere Verheirathungen von Deutschen ab; und wenn in seiner väterlichen Stammlinie die reformirte, in seiner mütterlichen die jüdische Religion geherrscht hatte, so war er nun mit seinen Eltern der lutherischen Kirche einverleibt. Dieser dreifache geistliche und natürliche Ursprung hat nicht verfehlt, auf Spitta's Persönlichkeit und Leben seinen Einfluß zu üben. So viel sich aber urtheilen läßt, ist die Mitgift der Mutter und der lutherischen Kirche überwiegend gewesen.

Man verfolgt ein Leben gern bis in seine ersten Anfänge, um zu sehen, wie aus dem Keime der Baum, aus dem Kinde der Mann geworden ist. Die ersten Fäden haben wir so eben angeknüpft; allein wenn wir sie nun durch die Jahre der Kindheit und ersten Jugend verfolgen wollen, so gleiten sie uns aus den Händen. In diesen Jahren ist Spitta's innere Natur noch in der Knospe verschlossen, und es ist im Ganzen wenig, was sich davon erzählen läßt; und dieses Wenige könnte sogar ein schiefes Bild von ihm geben, wenn es nicht durch die späteren Jahre zurechtgelegt würde. Seine geistige Begabung wurde von seinen Geschwistern sehr gering angeschlagen, weil seine kindlichen Einfälle bisweilen jene beschränkte Gutmüthigkeit verriethen, welche die Spottlust herausfordert. Als seine ältere Schwester sich einmal beim Backen von Waffelkuchen beschwerte, daß ihr immer der erste Kuchen mißriethe, gab ihr der kleine Philipp den Rath, den ersten Waffelkuchen gar nicht in die Form hineinzuthun. Dafür mußte er herhalten und seine ältern Brüder tränkten ihm seinen mißrathenen Einfall zu wiederholten Malen mit den Worten ein: Für Jürgen ist mir gar nicht bange, der kommt durch seine Dummheit fort. Dennoch zeigte sich daneben, daß sich in ihm ein Geist regte, der überall etwas Ganzes suchte und dazu keine Mühe scheute. In seinen kindlichen Beschäftigungen und Spielen ruhte er nicht, bis er eine gewisse Meisterschaft darin erlangt hatte, und sobald er auf das Gymnasium gekommen war, bewies er, daß es ihm weder an Lebhaftigkeit und Fleiß, noch am Verstande fehlte. Mehr stachen freilich die Gaben seines Gemüthes hervor, welche zu der bedeutendsten Ausstattung seiner Natur gehörten. Denn schon jetzt offenbarte sich der Zug, der durch sein ganzes Leben hindurch geht. Er war immer zufrieden, sanft und freundlich und setzte den Neckereien seiner Geschwister eine

gutmüthige Gelassenheit entgegen, die sich nicht erbittern oder zu heftigen Ausbrüchen reizen ließ. Selbst wenn er seinen ältern Brüdern das Zeug nachtragen mußte und in diesem Aufzuge bisweilen die Lachlust derselben reizte, ließ er sich nicht aus seiner gleichmäßigen friedlichen Fassung bringen, sondern trug das Zeug geduldig, bis er es aufgetragen hatte. Man könnte hieraus auf eine Schwäche des Charakters schließen, und allerdings gehörte Spitta nicht zu den Naturen, welche ihre Aufgabe im Kampfe suchen und ihre Kräfte an dem Gegner messen müssen, obwohl es wie ein Vorbild der spätern Jahre war, wenn er bei den Deklamationsübungen in der Schule wegen seiner kleinen, zarten Person zum David erwählt wurde, der zur Veranschaulichung des Liedes: „War einst ein Riese Goliath" hinter der Schultafel hervorschreiten und zum allgemeinen Ergötzen den Riesen Goliath niederstrecken mußte. Auf eigentliche Schwäche deutet nichts bei ihm hin, und wenn es nie sein Bestreben war, sich geltend zu machen und Andere in Abhängigkeit zu bringen, so wußte er sich selbst sehr wohl zu behaupten und seine eigene Weise und Eigenthümlichkeit zu schützen und rein zu erhalten. Gerade hierin hatte er einen bewunderungswürdigen Tact, der ihm nicht wenig half, den gleichmäßigen Frieden seiner Seele zu bewahren. Schon in diesen frühern Jahren regte sich in dem kleinen Philipp die doppelte Gabe, womit ihn Gott ausgerüstet hatte. Die eine Gabe war eine Gabe der Natur, seine künstlerische Anlage. Von seinem achten Jahre an beschäftigten ihn, im Verein mit seinem zwei Jahr ältern Bruder Heinrich, in seinen Freistunden allerlei dichterische Versuche. Es wurden ergötzliche Lebensbeschreibungen abgefaßt, Schauspiele und Trauerspiele, die mit Hülfe einiger Knaben in einem großen Thorwege aufgeführt wurden. Die andere Gabe war eine Gabe der Gnade. Spitta gehört zu den wenigen Menschen, die ununterbrochen in der sogenannten Taufgnade geblieben sind, nur daß das bei ihm etwas beschränkt werden muß. Man kann nicht sagen, daß er ununterbrochen von der ersten Entwickelung seines Bewußtseins an in dem Glauben gelebt hätte, der später sein ganzes Herz erfüllte. Darnach waren weder die Zeiten noch die Umstände angethan. Seine Jugend fiel in die dürre Zeit der Aufklärung, wo man nur noch den lieben Gott gelten ließ, aber von seinem Sohne nur wußte, daß er uns ein Musterbild der Tugenden hinterlassen hatte. Mehr fand Spitta auch auf der Schule

1*

und in dem Unterrichte nicht vor. Indessen auch dies Wenige diente ihm zu einer geistigen Anregung, weil in ihm selbst ein tieferes Leben schlummerte, das auf Anregung harrte. Nach seinem eigenen Geständniß zog es ihn schon früh hinauf zu Gott, er fühlte ein Bedürfniß, sein Herz vor ihm auszuschütten und in kindlichen Worten mit Gott zu reden. Es war ihm das nicht eine gelernte Pflicht, sondern es that seiner Seele wohl und er hatte seine Freude daran. Gewiß hat auf diesem Grunde nicht nur seine innere Zufriedenheit geruht, es hat auch seinem Leben die Bahn vorgezeichnet, auf der es an mancher Klippe wohlbehalten vorübergeführt ist, bis es den festen Grund des Friedens in Christo fand.

Spitta hatte schon im vierten Jahre seinen Vater verloren. Da derselbe kein Vermögen hinterlassen hatte, so schien die zukünftige Laufbahn der Kinder nur eine sehr bescheidene werden zu können. Indeß der klugen und glücklichen Thätigkeit der Mutter gelang es, die nöthigen Mittel für die Ausbildung der Kinder herbeizuschaffen und für ihre nächsten Bedürfnisse zu sorgen, bis sie sich später angemessen wieder verheirathete. Der kleine Philipp schien von ihr für das Studium bestimmt zu sein, lernte fleißig, saß in seinem zehnten Jahre in der Tertia des Gymnasiums und war, wie er sich später ausdrückte, „ein überglücklicher Knabe“, in dessen Seele die reichen Hoffnungen des zukünftigen Lebens dämmerten. Da gefiel es Gott, einen andern Weg mit ihm zu gehen. Er erkrankte plötzlich in seinem elften Jahre an den Skropheln, die so hartnäckig und bösartig waren, daß sie den zarten Bau seines Leibes zu zerstören drohten. Alle angewandten Mittel waren wirkungslos und die Aerzte gaben endlich seine Wiederherstellung auf, nachdem sie fast 4 Jahre lang ihre Kunst erschöpft hatten. Das waren schwere Tage für den kleinen Philipp, der sich mitten aus den „Wonnestunden“ seiner Kindheit herausgerissen und in ein Grab, ja auf die Folter gebettet sah. Da begab es sich, daß ein französischer Unterofficier in das Haus seiner Mutter einquartirt wurde. Der sah das Leiden des armen Knaben und gab der Mutter ein einfaches Hausmittel an. Dasselbe that nach Gottes Willen vortreffliche Wirkung, der Knabe erholte sich zusehends und war nach einiger Zeit vollständig genesen, wenn auch die Mahlzeichen dieser Kreuzestage seinem Leibe lebenslang aufgeprägt blieben.

Dieses erste Kreuz hatte Gott gewendet und geendet, aber

die Kreuzesschule war damit noch nicht geschlossen, wenn sie gleich nicht mehr so empfindlich in sein Fleisch hineinschnitt. Der zukünftige Bote des Kreuzes Christi sollte frühzeitig seinem Herrn das Kreuz nachtragen lernen, und zwar noch ehe er den Gekreuzigten kannte, damit er durch das Kreuz zu ihm geführt würde. Es war ein hartes Opfer, das er von dem jungen Philipp verlangte. Seine Gemüthsanlage war von der Art, daß er so recht von Grund aus die Freuden einer glücklichen Jugend schmecken konnte, und gerade das wurde ihm verwehrt, diese frohen Tage sollten unter einem trüben Nebel dahinwelken, als sie eben anfingen Saft zu gewinnen. Bis in das vierte Jahr hatte Spitta das Bett oder das Haus hüten müssen. Dadurch war er nicht nur in seinem Unterrichte unterbrochen, er war auch um mehrere Jahre zurückgesetzt. Die Mutter mochte überlegen, wie viel länger sie ihn nun auf der Schule würde unterhalten müssen und wie schwer ihr die Herbeischaffung der Mittel fallen könnte. Sie ließ daher den Gedanken fahren, ihren Sohn Philipp zum Studium zu bestimmen und that ihn zu einem Uhrmacher in der Stadt in die Lehre.

Bei der Wahl dieses Berufes scheint den Naturanlagen Spitta's nicht viel Rücksicht bewiesen zu sein, wenn auch Spitta selbst sich dafür entschieden haben mag, weil er hierbei mehr ruhig und sinnig für sich dahinsitzen konnte. Man hatte ein Kind der freien, schönen Alpen eingefangen und in das platte, einförmige, nebelige Nordland geschleppt. Wenn in dem die Erinnerung wach wird an die Wälder und die Felsen, die lieblichen Seen und die heimischen Feste und Herrlichkeiten, so sitzt es traurig und in sich gekehrt und möchte davon fliegen. Der Anfang der Lehrjahre ging noch so leidlich hin. Bald aber regten sich in Spitta andere Bedürfnisse, als Uhren zu reinigen und aufzuziehen. Je weiter er in den Jahren fortging, desto mehr entwickelte sich seine reiche Naturanlage und er empfand selbst auf's Lebhafteste, daß das, was er fühlte, dachte und verlangte, mit dem steifen Räderwerk der Uhren und dem mathematischen Pendelschlag keine Gemeinschaft hatte. Mit allem Fleiße trieb er freilich sein Geschäft und lernte, was zu lernen war; doch er konnte es nicht vermeiden, daß er träumend in das Uhrwerk hineinsah und mit seinem Herzen in einer andern Welt weilte. Dadurch gerieth er je länger desto mehr in Zwiespalt mit seiner Lage, welcher dadurch noch gemehrt wurde, daß er alle

seine Freistunden benutzte, um die erwachten Bedürfnisse seines Geistes und Gemüthes zu befriedigen. Er hatte auf der Schule einen Anfang in den Wissenschaften gemacht, jetzt suchte er seine Bücher wieder hervor und trieb Lateinisch, Geographie und Geschichte. Vor Allem aber mußte er den Drang befriedigen, der sich schon so früh geregt hatte und der immer mächtiger wurde. Spitta war von Haus aus eine beschauliche Natur, bei der das Gemüthsleben überwog. Die Bewegungen seines Gemüthes waren besonders in früheren Jahren so mächtig, daß sie sein Herz überfüllten und sich nicht selten in einem Strome von Thränen Luft machten. Es war ihm dann bisweilen, als wenn er nicht mehr bei sich war und als wenn er in ein Land fortgetragen wäre, wo er unaussprechliche Dinge sah. In solchen Stunden griff er gern zu seiner Leier, um in Tönen seinen Bewegungen Ausdruck zu verleihen. Aber es wurde ihm jetzt noch lebhafter Bedürfniß, zu den Tönen das Lied zu suchen, das seine eigensten Gefühle und Gedanken in seiner Seele verkörpern und sein einförmiges, nüchternes Leben schmücken könnte. Wenn diese Versuche auch noch unvollkommen und gestaltlos waren und den Lehrling verriethen, der nach Gestalt und Ausdruck rang, so zieht sich doch schon durch sie bei einer ziemlich gewandten Sprache die Eigenthümlichkeit hindurch, welche seine spätern Lieder auszeichnet. Nur, wie es begreiflich ist, war er damals noch von fremden Mustern abhängig und lernte erst in der Nachbildung derselben sein eigenes Pfund kennen und gebrauchen.

Wenn nun diese Beschäftigungen seinen Geist nährten und ihm manche frohe Genüsse bereiteten, so machten sie es ihm auf der andern Seite um so fühlbarer, daß er seinen Beruf verfehlt hatte und in ein Geschäft gerathen war, in dem er mit seinen innersten Neigungen nicht leben konnte. Spitta war in seinem Berufe nie glücklich und endlich fühlte er sich unglücklich darin. Seitdem er seinen sechszehnten Geburtstag zurückgelegt hatte, überfiel ihn häufiger eine tiefe Traurigkeit. In seinen „Erinnerungen“ erzählt er, wie er in dem anmuthigen Gehölze bei Hannover, in der Eilenriede, auf einem Baumstamm sitzend die schöne Natur betrachtete und sich an den grünen Wiesenflächen, dem Walde und dem muntern Leben der Vögel erquickte; und was ihn da so froh bewegte, das faßte er in ein kleines Lied: „Mein Lieblingsplätzchen“. „Aber der letzte Sonnenblick meines Lebens

schien es zu sein," setzt er hinzu. „Der Monat November kam. Voll banger Ahnung sah ich stets die Tage sich verkürzen. Meine Seele war trübe wie ein nebeliger Wintermorgen, wenn die matterwärmenden Sonnenstrahlen die schwarzen Wolken nicht durchbrechen. Schwere Seufzer stiegen aus meiner Brust. Ich übergehe diese unglückliche Zeit, ich muß mich der Erinnerung gewaltsam entreißen. Gott ist mein Zeuge: Ich habe geduldet, ich habe auf meiner Kammer vor ihm auf den Knieen gelegen, — ich flehte um den Tod." So düster sah es in seiner Seele aus, die zur Zufriedenheit und Freude ganz angelegt war. In solchen Stunden griff er zu seiner Leier und verscheuchte die Schwermuthsgeister mit ihren Tönen wenigstens auf einige Zeit. Und wenn alle Stützen brechen wollten, klammerte er sich an die Säule des Gebetes und stärkte sein wankendes Vertrauen wieder, daß das Licht seiner Hoffnung wohl verdunkelt, aber noch nicht erloschen sei. Als er im December 1817 anfing, seine Erlebnisse unter dem Titel „Erinnerungen" aufzuzeichnen, setzte er ihnen das Motto vor: „Walle muthig fort auf dornenreichen Wegen! Vielen ist ihr Unglück auch ihr Segen." Jeremias sagt: Es ist ein köstliches Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage. Das hat sich auch an Spitta bewährt. Er war in seiner Jugend nicht verwöhnt, er hatte vielmehr eine harte Schule durchmachen müssen, um so zufriedener fand er sich mit seinen bescheidenen Ansprüchen in das spätere Leben und verstand bei Wenigem so froh zu sein, als bei Vielem, in guten Tagen nicht übermüthig zu werden und in bösen still und gelassen zu bleiben; während unsere gegenwärtige Erziehung die Kinder nicht glaubt früh genug in die Schule des Genusses schicken zu können und die Schule der Entbehrung und Entsagung für ein Unglück hält. Auch für Spitta's Dichterleben hatte diese Zeit eine große Bedeutung, nicht bloß weil er darin die ersten Uebungen anstellte, eine künstlerische Form zu gewinnen, sondern noch mehr, weil seine dichterische Gemüthsanlage dadurch vertieft wurde. Spitta war zum lyrischen Dichter geschaffen, die innern Seelenzustände im seelenvollen Liede zu gestalten. Da war es von Wichtigkeit, daß er nicht bloß unter Rosen wandelte, wozu seine Natur bestimmt zu sein schien, sondern auch die Dornen an den Rosen kennen lernte und in seinem eignen Busen das tiefe Wehe empfand, welches der Sänger mit der Freude verflicht, um das menschliche Herz in seiner

Tiefe zu ergreifen. Seine Empfindung gewann an Ernst, Wahrheit und Ausdruck, daß er nicht nach Weise der Dichterlinge mit Empfindungen spielte und koquettirte, oder sich Zustände anempfindelte, die er nicht durchlebt hatte. Grade der einfache, unmittelbare und wahre Ausdruck seiner Empfindungen ist es, der seinen Liedern so viele Freunde gewonnen hat. Wenn sich aber durch die Klänge seiner Seele in früherer Zeit ein gewisser sentimentaler Ton hindurchzieht, so giebt er davon selbst die Erklärung. „Sie kennen gewiß," schreibt er, „jene sentimentale Stimmung, in welche der Jüngling häufig kommt, sobald er mit der äußern Natur in nähere Verbindung tritt. Späterhin, wenn das sogenannte prosaische oder bürgerliche Leben einem statt Wein Wasser giebt und die verborgene Gluth auskühlt, lacht man darüber. Aber die Sache hat meinem Bedünken nach eine bedeutungsvolle Seite! Denn es ist etwas von dem Gefühl der seufzenden Kreatur (Röm. 8.)." Nach der Universitätszeit verlor sich dieser Zug sehr bald.

Noch bedeutender wurde aber diese Kreuzesschule für ihn als Christen. Er wurde durch die Noth in's Gebet getrieben und im Gebete machte er die ersten Glaubenskämpfe durch, welche ihn im Siegen und Unterliegen, im Hoffen und Zagen die ersten tiefern Blicke in seine gebrechliche Natur, sowie in den Reichthum der Durchhülfe und Gnade Gottes thun ließen. Dabei war ihm seine Bibel zur Hand, die jetzt schon sein Hausbuch geworden war und ihn mit manchem Troste aufrichtete. Zwar war Spitta noch keineswegs über den allgemeinen Glauben hinausgekommen, welchen ihm der rationalistische Unterricht hatte geben können. In seinen Erinnerungen, welche bis zur Universitätszeit fortgehen, kommen viele Gebete und geistliche Ergießungen vor, aber nicht ein einziges Mal der Name Christi oder irgend etwas, das an das eigenthümlich Christliche erinnert. Es mag daher Manchen sonderbar erscheinen, daß von Spitta's Glaubenskampf geredet wird, da er noch gar nicht zum Glauben gekommen war. Allein die mögen bedenken, daß Gott in der Gemeinschaft der Kirche in manche Seele ein gutes Samenkorn hineinlegt, das zwar unter kümmerlicher Pflege auch nur kümmerlich gedeiht, aber deshalb nicht verworfen oder nach dem strengen Maße des ausgebildeten Glaubens beurtheilt werden darf. Mit Recht hat man gesagt, daß der Glaube in der Zeit des Rationalismus durchgewintert ist; er hat unter der Schnee-

decke gelegen, er ist durchfroren, aber nicht verfroren. Hiervon kann Spitta ein redendes Beispiel sein, der doch noch so viel Glauben zeigte, daß er sich durch die dunklen Stunden mit Gottes Trost durchkämpfte und den Gewinn davon hatte, daß er an werthvollen Erfahrungen reicher wurde. Denn seit er seinen Glauben in die fruchtbare Uebung gebracht hatte, wurde ihm derselbe noch lieber; er erkannte, welchen Schatz er an diesem Leben mit Gott besaß. Ihm war der Vorhof des inwendigen Heiligthums aufgethan, den er von da an mit Ehrfurcht betrat und keinem heidnischen Manne zur Entweihung auslieferte.

Die Jahre seiner Ritterschaft sollten nun ein Ende haben. Freilich, wie das nicht selten geschieht, wenn die Hülfe vor der Thür ist, die Dränger versammelten sich noch einmal zum Angriffe. Im Frühjahr 1818 trug er sich mit dem Gedanken, ein kleines Trauerspiel zu verfertigen. Es sollte den Titel haben: „Ein unglückliches Geschick, das über einer Familie waltet,“ und wurde auch bis zur Hälfte vollendet. Aber der Titel schien zur Weissagung für ihn selbst werden zu wollen. „O Gott! ich wußte nicht,“ schreibt er, „was meiner Familie bevorstand, mein jüngster Bruder ertrank.“ Es war derselbe erst dreizehn Jahr alt und zum Studium der Theologie bestimmt gewesen. Das war ein harter Schlag für Spitta, der mit zärtlicher Liebe an den Seinigen hing. „Die Leier schwieg,“ schreibt er, „der Schmerz war stumm, selten nur fühlt' ich das Labsal der Thränen.“ Die Wunde, die ihm geschlagen war, wurde aber noch tiefer dadurch aufgerissen, daß er Zeuge des Kummers seiner Mutter war, sie weinen sah und nicht trösten konnte, weil er selbst des Trostes bedurfte. Seine alten Schwermuthsgedanken kehrten mit verstärkter Macht wieder. „Wenn die Sonne meines Lebens sänke!“ schreibt er. „Ich hab' es nie schlecht gemeint, aber ich ergebe mich in Alles, Vater! Die dunklen Pfade, die du mich führest, ich will sie gehen. Ich murre nicht, dein ist mein Leben, du hast es mir gegeben. Drum nimm es, wenn es dir so gefällt; nimm es, Vater, sieh, ich murre nicht!“

Von den Schuljahren her war ihm noch Ein Freund treu geblieben, er nennt ihn Karl. Derselbe suchte ihn in seiner Verlassenheit häufig auf und tröstete ihn in seiner Betrübniß und jetzt auch in seinem schweren Leide. Dieser sollte das Werkzeug werden, wodurch sein Leid in Freude

verwandelt wurde. Es gehört nämlich zu Spitta's Eigenthümlichkeit, daß er weniger seine Wege wählte, als sich dieselben führen ließ. Mancher Andere in seiner Lage würde schon längst Alles gethan haben, um aus der unnatürlichen Lage herauszukommen und das rechte Feld der Thätigkeit zu gewinnen. Spitta schickte sich gelassen in seine Lebensführung, ob ihm gleich das Herz darunter blutete. Nicht einmal seine Mutter, die er innig liebte, wußte um das kummervolle Geheimniß seines Herzens. Er hätte es nicht gewagt, ihr mit Offenbarung desselben Schmerzen zu bereiten. Dagegen seinem Freunde Karl entdeckte er, wie es mit ihm stand und daß er sich in seinem Berufe unglücklich fühlte. Der theilte die Sache Spitta's älterem Bruder Heinrich*) mit, welcher in Göttingen Medicin studirte, und so kam dennoch das Geheimniß der Mutter zu Ohren. Es wurde nun überlegt, was zu thun sei. Der jüngere ertrunkene Bruder hatte Theologie studiren sollen, es konnte ja nun Philipp an dessen Stelle treten, wenn er anders mehr Neigung zu diesem Berufe zeigte. Philipp wurde also gerufen und es wurde ihm vorgeschlagen, ob er die Uhrmacherei mit der Theologie vertauschen wolle. Er war sehr überrascht von dem Antrage, aber es war ihm, als ob man die Kerkerthüren vor ihm aufthat und ihn fragte, ob er in Freiheit gehen wolle. Mit freudestrahlendem Angesichte erklärte er seine Einwilligung. Im Herbst 1818 verließ er den Schemel seiner Werkstätte und kehrte in sein mütterliches Haus zurück. Die Zeit war für ihn eine unvergeßliche; eine Hausuhr, welche er in derselben verfertigt hatte und später von lieber Hand zum Geschenke erhielt, zeigte ihm nachher auf seiner Pfarre die Stunden des Tages und erinnerte ihn an das, was gewesen war und nicht mehr war, wiewohl es eben so tiefe Spuren in seinem Geiste hinterlassen hatte, wie die Krankheit an seinem Leibe.

Nach den Lehrjahren sollten nun zum zweitenmale die Schuljahre beginnen. Aber wenn er schon gleich zur Schule

---

*) Geb. 1799. Besuchte das Gymnasium und das anatomisch-chirurgische Institut in Hannover, diente 1815 bei dem hannoverschen Generalhospital in Belgien, studirte 1817—1819 in Göttingen, wurde im März 1819 Assistenzarzt beim academischen Hospitale, 1821 Privatdocent. Im Jahre 1823 als ordentlicher Professor der Medicin nach Rostock berufen, wurde er dort 1834 Obermedicinalrath und starb 1860. Seine Schriften bei Oesterley, Geschichte der Universität Göttingen von 1820—1837. (1838.) S. 273 f.

zurückgekehrt wäre, so stand zu befürchten, daß er anfangen mußte, wo er aufgehört hatte, und mit den Tertianern auf einer Bank sitzen. Dazu war er nun schon zu sehr herangewachsen und herangereift. Er blieb deshalb noch ein halbes Jahr zu Haus, um sich die nothwendigsten Kenntnisse zu verschaffen; und was er seinem Bruder versprochen hatte, etwas Tüchtiges zu leisten, das suchte er nun mit ganzem Ernste zu erfüllen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend saß er am Studirtisch und gönnte sich kaum eine Erholung. Wo er ging und stand, Tag und Nacht hatte er seine Lectionen, Vokabeln und Exercitien im Kopfe, bei denen ihm sein Freund Karl die Dienste eines Gehülfen und Lehrmeisters leistete. Eine bedenkliche Unterbrechung störte ihn auch diesmal wieder in seinem fleißigen Tagewerke. Im Herbste hatte er seine Studien begonnen, aber schon im Winter 1819, im Februar, wurde er von einem Scharlachfieber heimgesucht, welches ihn drei Wochen an's Bett fesselte, und doch hatte er die Absicht, um Ostern zum Gymnasium zurückzukehren. Die wenige noch übrige Zeit wurde fleißig ausgekauft und zu Anfang des Sommerhalbjahres fand er sich ein, um die Prüfung für die Aufnahme zu bestehen. Seine Erwartungen wurden weit übertroffen, denn er erhielt das ehrende Zeugniß: „Er sei ein Beweis dafür, was der angestrengteste Fleiß, verbunden mit reicher Begabung, vermöge.“ Man trug kein Bedenken, ihn in die erste Classe des Gymnasiums aufzunehmen.

Die Thränen der Freude standen ihm im Auge, als er dies Ziel erreicht hatte. „Ich sah das Lyceum wieder“, schreibt er, „die Treppe, wo ich so oft als elfjähriger Knabe hinablief, den Hof, den Tummelplatz meiner Jugendspiele, die Classen, die Bänke und so manchen alten Mitschüler, der meiner noch nicht vergessen hatte. O Gott! die Thränen standen mir im Auge, Thränen der bittern und süßen Erinnerung, Thränen des unaussprechlichsten Dankes! Ich stand still und legte die Hand auf meine Stirn und sprach zu mir selbst: Philipp, träumst du?“ Hatte er in dem Halbjahre seiner Vorbereitung auf das Gymnasium alle seine Kräfte angespannt, so ließ er auch jetzt darin nicht nach und fühlte sich sehr glücklich, wenn er vom Morgen bis zum Abend seinen Studien obliegen konnte. Er schreibt an seinen Bruder Heinrich, welcher zu der Zeit in Göttingen Medicin studirte, nachdem er als Chirurg den Schluß der Freiheits-

kriege mitgemacht hatte: „Wie sehr Du Antheil nimmst an der Lage Deines glücklichen Bruders, wie Du abwesend mir auch noch mit gutem Rathe beistehst, — das seh' ich aus Deinem letzten an unsere lieben Eltern gerichteten Briefe. Und so will ich denn in diesen wenigen Zeilen die frohen Empfindungen meiner Seele ergießen, die auszusprechen ich nicht vermag. Mein Herz ist zufrieden, ruhig seh' ich der Zukunft entgegen und hoffe Alles von dem Vater, der mich so weit gebracht und ferner den Schwachen nicht verlassen wird. Die Vergangenheit liegt hinter mir wie eine trübe Winternacht; die Sonne steigt empor und wie aus einem schweren Traume erwacht, seh' ich jetzt tausend schöne Gestalten eines neuen Lebens. Und wie ich auch oft und gern Deiner denke, wie ich auch Dir so vieles verdanke, der Du auch an meinem Glücke arbeitetest, und Dich einschließe in mein Gebet, um Segen flehe für alle die, welche für mein Bestes sorgen; — Heinrich, daran wirst Du nicht zweifeln. Ich bin nun schon beinahe ein Vierteljahr auf der Schule, unter Mitschülern, die ich meine Brüder nennen könnte, bin heiter und froh und mir fehlt nichts zu meinem Glücke. Der Herr Doctor und Director Ruhkopf ist ein alter, deutscher, rechtlicher Mann, geradeweg ohne alle Complimente, mit dem ich recht wohl fertig werden kann. Du schreibst in Deinem letzten Briefe, ich sollte fleißig spazieren gehen. Wahr ist's, ich habe viel zu thun, darf keine Mühe scheuen, meine wenigen Kenntnisse zu erweitern, und außer den Wegen nach der Schule und nach den Privatstunden gehe ich freilich nicht sehr viel aus, aber doch befinde ich mich, Gott sei Dank! gesund und wohl."

In seinen freien Stunden beschäftigten ihn noch immer Musik und Lied, die seine größte Erquickung nach den angestrengten Arbeiten waren. Giebt es heiligere Augenblicke im Leben des Menschen", sagte er in seiner jugendlichen Begeisterung, „als diejenigen, wo in Tönen der Musik voll hoher Rührung die Seele dahinschmilzt? Da ist es, als ob ein gefallener Engel die Himmelstöne hörte, die ihn beglückten, als er noch rein und himmlisch war." Außer der Leier versuchte er sich noch auf anderen Instrumenten, von denen die Harfe und das Fortepiano die Begleiter durch sein Leben wurden. Den Reichthum seiner Gedichte vermehrte er gleichfalls mit Liedern und vaterländischen Trauerspielen, wozu er Chroniken und Mythologien studirte, und hatte die

Freude, daß mehrere derselben bei seinen Mitschülern großen Beifall fanden und in der Schule deklamirt wurden. In Ton und Haltung waren sie im Ganzen noch den früheren gleich, nur daß sie an Form und Bestimmtheit gewannen. Er selbst spricht freilich später nur sehr wegwerfend über diese Leistungen.

In seinem innern geistlichen Leben bemerkt man während der Gymnasial-Jahre keinen wesentlichen Fortschritt, wiewohl ein still fortgehendes Werk in ihm unverkennbar ist. An dem ersten Geburtstage, welchen er im neuen Stande der Freiheit noch unter den ersten Eindrücken des glückseligen Wechsels feierte, zeichnete er das Bekenntniß auf: „Vater, zu dem sich so gern meine Seele erhebt, der mir so oft lindernden Balsam in's Herz träufelte, ach, dessen Liebe ich nicht verdiente, ich hebe meine Hände empor und rufe: Gott, was bin ich und was ist mein Haus, daß du mich bis hieher geleitet! Wenn ich so ernst hineinblicke in die Tiefen meines Herzens, wenn ich mich prüfe und frage: Jüngling, bist du auch werth all der Liebe, die Gott an dir gethan? an dessen Vorsehung du so oft zweifeltest und rechtend den trüben Blick hinaufhubest, als wolltest du sagen: Mein Vater hört mich nicht, er hat mich verlassen! bist du dann noch aller seiner Liebe würdig? O dann muß ich weinen die bittern Thränen der Reue und sagen: Nein, ich verdiene sie nicht!" So bahnt sich ihm selbst noch unbewußt die Erkenntniß seines Herzens an, die ihn später zur Erkenntniß des Heiles führte. Ihm mußte die Erkenntniß in einiger Hinsicht schwerer werden, als manchem Andern, da seine Natur auf Harmonie angelegt und zur Freude und Zufriedenheit gestimmt war. Es ist aus seiner Natur heraus geredet, was er in dieser Zeit schreibt: „O die Schöpfung, die Natur, die ganze Welt ist ein so wohlgeordnetes harmonisches Ganze, und der Mensch klagt über den ewigen Streit des Lebens? Die Dissonanzen dieses Erdenlebens sind ja nur Klänge verstimmter Seelen." Dazu nehme man, daß er eine grundbrave, aufrichtige, gutmüthige Seele war und mit der innigsten Liebe ohne Falsch an allen den Seinigen und seinen Freunden hing, und daß er schon frühzeitig über sich selber wachte und an sich selber Zucht übte, so wird man es begreifen können, daß es noch besonderer Führung bedurfte, um ihn tiefer zu gründen. Denn gerade solche Seelen wickeln sich leicht in der Selbstzufriedenheit und Selbstgerechtigkeit zu. Einige

Einsicht hatte er nun in seinen Trübsalskämpfen erlangt, wie es mit dem Kern seines innern Lebens, mit dem Glauben, stand. Daß aber diese Einsicht nur erst eine anhebende war, sieht man aus einem Bekenntnisse vom Mai 1820, wo es heißt: „O, wer am Abend eines vollendeten Tages sagen kann: Vater sieh, hier liegen die Werke meines Tages mit ihren Tugenden und Fehlern allen. Der Tugenden rühm' ich mich nicht, aber sie erheitern meine Seele; die Fehler betrüben mich, aber du bist ja ein Gott der Liebe, du wirst mir auch diese vergeben! O, dem wird solch ein Abend der Vorschmack eines himmlischen Morgens." Es steckt darin noch die Selbstzufriedenheit, die mit dem einen Fuße auf den eigenen Werken ruht, aber mit dem andern schon unsicher geworden ist und fühlt, daß der Boden wanken könnte. In Folge dessen regte sich etwas dunkel in ihm, er wußte nicht, woher es kam, er ging in sich und konnte es nicht fassen. „Es liegt ein Schleier", sagt er, „dunkel und dicht über dem innern Leben des Menschen. Er kann die ganze Außenwelt ergründen, er hebt zu den Sternen das kühne Auge und sieht, wie sie wandeln im ewigen Frieden. Aber über seinem innern Leben ruht eine dunkle Nacht, sein Ringen und Sehnen ist ihm unergründlich."

Mittlerweile war die Gymnasialzeit abgelaufen. Durch angestrengten Fleiß hatte es Spitta so weit gebracht, daß er um Ostern 1821 die Universität Göttingen beziehen konnte. Es war für ihn abermals ein neuer wichtiger Abschnitt seines Lebens, welcher ihn mit Freude und Dank gegen Gott erfüllte. An seinen Freund Adolf Haccius,*) mit dem er auf dem Gymnasium den Bund der innigsten Freundschaft eingegangen war, schreibt er den 4. Mai: „Froh und heiter, lieber Adolf, kam ich gestern hier an, und es gefällt mir hier so gut, wie ich es mir schon dort vorstellte. Ich bin glücklich und ruhig, wie ich es fast immer war. Die lieben Englein im Himmel singen und traeien, wenn man so recht aus voller Brust froh ist und es denn doch redlich meint, und arbeitet, und thut seine Pflicht mit Freuden. Gott helf! Amen! Grüße mir viel

*) Sohn des Rechtsanwalts und — mit dem Titel Obercommissair — Verwalters der Ständischen Brandkasse zu Hannover, geb. 23. August 1802. Nach seiner zu Göttingen wohlbenutzten Studienzeit war er Hauslehrer in Wülfinghausen, mußte aber, an der Schwindsucht erkrankt, in's Elternhaus zurückkehren, und starb hier als Candidat im Junius 1826.

tausend Male alle die lieben Seelen in Hannover, die meiner gedenken! Sollte wohl eine Seele so hoch und erhaben wohnen, daß sie des Zitherspielers nicht mehr gedenken sollte?"

Seine äußeren Verhältnisse in Göttingen waren nicht glänzend, aber auch nicht armselig, da er mit Stipendien unterstützt wurde. Er bezog eine Wohnung für sieben Louisdor, welche damals für ganz anständig gelten konnte, und rühmte es selbst, daß sie ganz zu seiner Stimmung passe. Es war dies aber das erstemal, daß er so viel Geld in seiner selbsteigenen Verwaltung hatte, und wiewohl er sparsam und haushälterisch zu leben verstand, so verstand er doch noch die Eintheilung nicht und befand sich nach einem Vierteljahre in drückender Geldklemme. Er schreibt vom 12. Juli 1821: „Daß es mir knapp, sehr knapp geht, lieber Heinrich, wirst Du Dir leicht denken können, zumal wenn ich im ersten Semester mit 20 Louisdor auskommen soll. Meine Abendmahlzeit ist ein tüchtig Stück Brod, das mir nach dem Turnen wie Zucker schmeckt. Sage aber Mutter nichts davon, ich bin ja munter und gesund und möchte nicht gern, daß die guten Eltern sich meinethalben abermals entzögen, viel weniger Sorgen machten. Sollte es indeß möglich sein, daß ich außer den $3^1/_2$ Louisdor für die rückständige Miethe noch ein paar Thaler mehr bekommen könnte, wie wohlthätig würde das für mich sein!" Er hatte aber noch sogleich kein Geld, und weil er viel zu gewissenhaft war, als daß er nach Weise flotter Burschen Schulden gemacht hätte, so griff er es anders an. Er gab das zweite Vierteljahr seinen Mittagstisch auf, und damit es Niemand merkte, ging er während der Zeit spazieren. Das würde wohl so fortgegangen sein, wenn ihm nicht unerwartet ein Freund auf dem Spaziergange begegnet wäre und sein Geheimniß abgelockt hätte. Der nahm ihn mit sich nach Haus an seinen Tisch und so hatte Spitta für dasmal seinen Mittagstisch wiedergefunden. Er zog sich aber für die Folge die Lehre daraus, daß ein guter Haushalter sich nicht nur nach der Decke strecken, sondern auch die Eintheilung wohl verstehen müsse.

Dieselbe Lehre mußte er noch bei dem Haushalte seiner Kräfte lernen. Es war begreiflich, daß er auf der Schule mit angespannten Kräften studirte, weil er in kurzer Zeit viel nachzuholen hatte; aber er hätte sich nun mäßigen sollen, da er das steilste Stück des Weges zurückgelegt hatte. Wie manche junge Leute müssen es mit einem siechen Körper für

ihr Lebenlang büßen, daß sie ihren jugendlichen Leib mit Studiren mißhandelt haben! Spitta war auf dem besten Wege dahin. Im ersten frischen Eifer glaubte er alles auf einmal verzehren zu müssen, wenn er auch nicht den vierten Theil verdauen konnte. Ohnehin war ihm bei seinen aufgeschlossenen Sinnen manches so neu und reizend, daß er dem Triebe nicht widerstehen konnte, jede ansprechende Blume am Wege zu pflücken und mitzunehmen. Wenn man seine Eigenthümlichkeit kennt, die keineswegs aus dem Holze eines Gelehrten geschnitzt war, so wundert man sich über seine mannigfaltigen Studien. Neben den gewöhnlichen Fächern eines Theologen trieb er nicht nur das Mittelhochdeutsche, sondern auch die morgenländischen Sprachen, außer hebräisch, in dem er es zu einiger Fertigkeit brachte, arabisch und persisch. Man sieht aber leicht ein, daß ihn zu diesen Sprachen die Dichtkunst trieb. Er wollte aus dem Born der morgenländischen Begeisterung trinken und sich dadurch zu neuen eigenen Schöpfungen befähigen. Die Frucht davon war unter anderm ein persisches Märchen, das sich noch unter seinen Papieren findet. Diese doppelte Beschäftigung aber, die schönen Künste und Wissenschaften und daneben sein Hauptfach, die Theologie, nahm ihn sehr in Anspruch. Im ersten Vierteljahre, wie gesagt, mußte er auch hier erst lernen, was seine Schultern tragen konnten. Bis tief in die Nacht saß er bei seinen Büchern, und wenn die Erschöpfung zu groß wurde, ging er nicht etwa zu Bett, sondern warf sich auf's Sopha und schlummerte ein paar Stunden, bis ihn der große Eifer auch aus diesem Schlummer wieder weckte. Diesen Eifer mäßigte er aber zu seinem Glücke später selbst.

Nicht lange nach seiner Ankunft in Göttingen schloß sich Spitta der Burschenschaft an. Hier lernte ihn sein Universitätsfreund, der spätere Professor Havemann*) zu Göttingen, kennen, welcher sein Auftreten und Wesen mit folgenden Worten beschreibt: „Mich zog die frische Persönlichkeit, die reinliche Jugend des jungen Ankömmlings an, die leichte, ungezwungene Weise, mit welcher er bei Besprechung von Verbindungsangelegenheiten das Wort führte, die Anspruchslosigkeit, welche ihn nur dann hervortreten ließ, wenn eine entscheidende Aufforderung, sei es durch Freunde, oder durch

---

*) Wilhelm Havemann, geb. 1800, gest. 1869. S. Allg. Deutsche Biographie 11, 114.

den Drang der innern Ueberzeugung an ihn erging. Aber im engern Kreise von Genossen gab er sich in kindlicher Offenheit hin und fesselte durch die sinnige Auffassung der Lebensverhältnisse und durch den Ton der Darstellung, der an die Märchen der Gebrüder Grimm erinnerte. Was ihn der Burschenschaft zuführte, war der damals in dieser Verbindung vorherrschende Geist fröhlichen Jugendmuthes, die streng sittliche Richtung, welche zu der Zügellosigkeit der übrigen Studentenschaft einen scharfen Gegensatz bildete, die brüderliche Einigkeit, welche jeden aufsteigenden Zwist nach Minne und Recht ausglich. Dagegen weiß ich mit Gewißheit, daß eine andere Seite des burschenschaftlichen Verkehrs, die politische, nach ihrem Mittelpunkte wie nach ihren Ausläufern Spitta völlig unbekannt blieb. Seine innerste Natur würde der Theilnahme an Besprechungen und Entwürfen, für deren Grenze und Begründung der Jugend nothwendig das rechte Maß fehlen mußte, widersprochen haben. Andererseits hielt man Spitta für zu harmlos, jung und allen politischen Speculationen abhold, als daß auch nur die Frage hätte auftauchen können, ob man ihm Andeutungen von dem Bestehen eines Bundes zukommen lassen dürfe, der ein straffes, einheitliches Deutschland bezweckte, eine Wiederbelebung der Zeiten, deren Untergang Schenkendorf mit mehr Dichtung als Wahrheit beklagte.“ In diesem Kreise fand Spitta Nahrung für seine jugendliche Begeisterung und sein Künstlerleben. „Man sah ihn“, sagt Havemann, „täglich auf dem Turnplatz, in allen Leibesübungen gerecht, nachsichtig belehrend gegen Unbeholfene, ohne sich der eigenen Geschicklichkeit zu überheben. Von Spaziergängen in die weite Umgegend, nächtlichen Turnwanderungen nach der Plesse, auf denen harmlose Scherze mit Gesang und Guitarre wechselten, schloß er sich nicht aus. Für die in der Verbindung am meisten beliebten Lieder von Körner, Arndt und Schenkendorf gab er den eigentlichen Sangmeister ab.“ In dieser Luft wurde er ein begeisterter Romantiker und schloß sich näher mit einigen kunstliebenden Freunden zusammen, zu welchen außer dem nachherigen Professor Peters *) auch der bekannte Dichter H. Heine

*) Adolf Peters als Sohn eines Hamburger Kaufmanns, geboren 9. Februar 1803. Um ihn den durch die französische Zeit in Hamburg herbeigeführten Zuständen zu entziehen, wurde er zu einem Oheim nach Hameln gegeben, besuchte die dortige Schule, wurde hierauf, da er Neigung und Talent

gehörte. Denn wiewohl Spitta mit seinen Gedichten nicht hervortrat, so wurde doch seines Herzens Neigung und Beschäftigung bald durch seinen Bruder Heinrich bekannt. „Im Gegensatz zu H. Heine," bemerkt Havemann, „der in rühriger Geschäftigkeit seine Poesien auf den Markt der Burschenschaft trug, ohne durch sie ein einziges Herz zu gewinnen, — der schmutzige Gast wurde später ausgewiesen, — gestattete Spitta's ganzes Wesen Ergüsse der Art in größeren Kreisen nicht." Besonders Peters, mit dem er in nahe und dauernde Freundschaft getreten war, erkannte mit seinem feinen Sinne des Freundes reiche Gabe und übte auf sein noch gestaltloses Talent einen heilsamen Einfluß, während auch Spitta wieder gab, wie er nahm. In diesem Kreise nun wurde die Kunst gepflegt und das allerhöchste Richteramt geübt über das, was der schaffende Geist zu Tage gebracht hatte. Aus Spitta's Werkstatt ging in dieser Zeit ein Erstlingswerk durch den Druck aus, ein Sangbüchlein der Liebe für Handwerksburschen. Man merkt es dem Titel an, daß die Richtung in's Volk hinein ging, wie denn der Dichterkreis nicht nur die Dörfer durchwanderte, um das Volkslied und den Volkston kennen zu lernen, sondern auch fliegende Blätter für das Volk herausgab. Noch dachte also Spitta nicht daran, seine Lieder zur Ehre dessen anzustimmen, der ihn bis dahin gebracht hatte. Seine Dichtkunst war noch eine weltliche und er selbst sah sie später nur als eine Vorschule und einen Durchgang an. Er war geneigt, die Leistungen dieser Zeit gering anzuschlagen, und ließ es bei der Veröffentlichung jenes einen Erstlingsversuches, den er aber gern der Vergessenheit übergab. Dennoch war seine Seele damals von

---

zur Mathematik zeigte, von dem Onkel, welcher Wasserbaudirector war, eine Zeit lang praktisch beschäftigt, studirte 1822—25 in Göttingen und hatte alsdann in Leipzig promovirt, um sich dort als Privatdocent niederzulassen, als er für das Blochmann'sche Institut in Dresden gewonnen und bald darauf auch am Vitzthum'schen Geschlechtsgymnasium angestellt ward. Michaelis 1843 aber gab er beide Stellungen auf, um lediglich wissenschaftlichen Arbeiten zu leben und demnächst eine academische Laufbahn zu suchen, ließ sich aber dann bestimmen, Anfangs 1851 das Amt des ersten Mathematikers und des Lehrers der Naturwissenschaften an der Fürsten- und Landesschule zu Meißen zu übernehmen, das er bis 1872 mit Eifer verwaltet hat. Um diese Zeit ließ er sich emeritiren und hat dann noch bis 1876 dort gelebt. Seine wissenschaftlichen und allerhand poetischen Schriften, in denen eine dem Idealen zugewandte liebenswürdige Natur hervortritt, sind in den Meißner Schulprogrammen von 1851 (autobiographisch) und 1876 (Nachruf).

künstlerischen und verwandten Beschäftigungen so sehr hingenommen, daß er in eine gewisse Spannung mit der Theologie gerieth. Er läßt darüber später im Jahre 1826 die Bemerkung fallen: „Wie schien mir damals mein Beruf, sofern er meinen damaligen Neigungen Schranken setzen zu wollen schien, ein so schweres Joch zu sein." Doch hielt ihn Gottes Hand und sein beständiger Sinn auf der einmal erwählten Laufbahn fest.

Spitta's innere Entwickelung deutete auf ein unbekanntes Etwas hin, das er noch nicht gefunden hatte, und so lange er dasselbe noch nicht gefunden hatte, fehlte ihm auch für sein Lied der rechte Schlüssel, um es aus vollem Herzensgrunde, aus seiner tiefsten Natur zu singen und sich selbst darin wiedergeben zu können. Dieses Etwas beschäftigte ihn die drei Jahre über von Anfang an unausgesetzt und lebhaft, um so mehr, da ihm sein Lebensberuf, die Theologie, dasselbe vor die Füße legte. Der Weg dahin war ihm durch seine Eigenthümlichkeit und seinen Lebensgang im Allgemeinen vorgezeichnet. Er fühlte das selbst sehr bald heraus, denn in einem Briefe an seinen Bruder aus der ersten Zeit schreibt er: „Ich kann mich recht herzlich freuen und hüpfe und springe auf meiner Stube herum, wenn ich an die Michaelisferien denke. Und vorzüglich denke ich daran in der Logik bei Schulz. Der liebe Gott mag wissen, wie es kommt, daß ich gerade in der Logik so unlogisch denke, von einem Gedanken zu einem andern, von einer Vorstellung zu einer andern hüpfe und gar nicht den Schluß daraus mache, daß ich mein Leben kein großer Logiker werde." Wiewohl Spitta viel Mutterwitz und einen guten natürlichen Verstand hatte, so war doch die Philosophie seine Sache nicht; und wiewohl er die philosophischen Studien nachher wieder aufnahm, so begrüßte er sie doch nie, um sich von ihr seine Fragen beantworten zu lassen. Er erfaßte die geistlichen, göttlichen Dinge zuerst mit dem Gemüth und besah sie sich im Leben, und machte darnach sehr einfache Schlüsse, die aber mehr aus der Logik der Thatsachen, als aus der Logik der Philosophen entlehnt waren. Sein ganzes Leben war ein unmittelbares, beschauliches, das sich nicht gern vom bloßen Verstande darein reden, oder auf die saft- und gestaltlose Weide nackter allgemeiner Begriffe führen ließ. Hier war er ganz Künstler, hier war aber auch der Christ vorgebildet, der sich nicht mit dem Verstande, sondern mit dem

Herzen zu Gott nahen, die göttlichen Dinge nicht begreifen, sondern ergreifen und lebendig gegenwärtig haben wollte.

Aber woher sollte ein solcher Geist seine Nahrung in Göttingen nehmen? Wie traurig es damals in Göttingen aussah, das ist eine bekannte Sache. Es war noch das Geringste, daß ein flacher, kalter Rationalismus auf den Lehrstühlen das große Wort der unfehlbaren Vernunftweisheit führte; dieser Rationalismus machte es sich sogar zur Aufgabe, das Heilige zu verhöhnen und mit eben so schnöden als wohlfeilen Späßen die heilige Schrift und die Person Christi selber anzutasten. Davon hat man jetzt kaum einen Begriff mehr. Der Spruch: Siehe, das ist Gottes Lamm! wurde zur Erheiterung der Theologiebeflissenen mit den lästerlichen Worten erklärt: Siehe, das ist auch so ein Schaf, ein guter Mensch! was dann mit einem wilden Beifalltrommeln erwidert wurde. Wer noch etwas Glauben mitbrachte, der konnte ihn bei solchen frivolen Bierhausauftritten verlieren; wer aber nichts mitbrachte, der war sicher, daß er auch nichts fand. Vergleichsweise besser stand es bei dem ältern und jüngern Plank, welche einem rationalen Supranaturalismus huldigten, der mit der Offenbarung noch nicht ganz gebrochen hatte und darum auch das Heilige noch mit einiger Achtung und Würde behandelte. Aber auch die Vorlesungen des älteren Plank nährten den Zweifel und vermochten kein Leben zu wecken; seine Vorlesungen über Kirchengeschichte und Dogma machten geradezu den Eindruck, als hörte man die Geschichte eines Irrenhauses. Der jüngere Plank hingegen war eintönig bis zur Unerträglichkeit, obgleich man bei ihm die Liebe zur Sache und den Ernst herausfühlen konnte; er wurde nur von wenigen Zuhörern besucht.

Das war keine Universität, um sich für das geistliche Amt auszubilden, was Spitta schon in dem ersten Halbjahre herausfühlte. Denn wenn er selbst bisher in den Kern seines Denkens nicht mehr als die rationalistischen Hauptbegriffe aufgenommen hatte, so lebte doch bereits in seinem Gemüthe etwas Anderes; und wußte er mit den eigenthümlichen Lehren des Evangeliums noch nichts Rechtes anzufangen, so ließ er sie wenigstens mit Ehrerbietung stehen, weil sie ihm den Eindruck von etwas machten, das seinem Herzen wohlthat. Da er zum Grübeln nicht aufgelegt war, so hatte er sich auch eigentlich nie den Kopf über unerforschliche Dinge und Geheimnisse des Glaubens zerbrochen. Um

so mehr aber beunruhigte und verletzte ihn die schnöde und ungeistliche Weise, mit der in Göttingen geistliche Dinge behandelt wurden. „Ich sehne mich, lieber Heinrich," schreibt er aus der ersten Zeit, „mit Dir einmal ein ernstes Wort zu sprechen und Dir mein Herz über meine jetzige Lage aufzuschließen. Je mehr ich das Studium der Theologie begreifen lerne, desto reichlicher und belohnender scheint mir seine Ausbeute zu sein. Ich kann zuweilen die Stunde des Collegiums nicht erwarten. Aber so wie das Studium selbst mich ganz befriedigt, so wenig thun es die Professoren. Ich höre den Pentateuch bei Eichhorn. Gelehrsamkeit genug in seinen Vorlesungen, aber da spricht mir eigentlich nichts zum Herzen. Er behandelt das Erhabene so jovialisch, dreht und wendet Alles mit den feinen Fingern theologischer Philosophie, daß mir endlich nichts bleibt, als die trockene Fabel, die er dann gewöhnlich mit einem herzdurchschneidenden Witz auftischt. Und wenn ich dann das Beifallgetrommel der Studenten höre, dann möchte ich mir die Ohren verstopfen vor dem Gräuel." „Die größten Theologen," bemerkt er über die damalige Theologie, „waren immer die größten Zweifler, weil sie Philosophen spielen wollten. Und wie kann diese Religion der Liebe und Hingebung Stand halten gegen das griechische Feuer dieser philosophisch-theologischen Mordbrenner, denen auch das Heiligste nicht heilig genug ist, um es im frevelnden Uebermuthe mit Füßen zu treten und dem frommen Volke mit behaglichem Stolze zuzurufen: „Seht, das sind eure Wunder!"

Was nun die Professoren mit einem leichten Anstrich von Philosophie in den Vorlesungen vorbrachten, das hallte im Kreise der Studenten mit faden Spötteleien wieder, und wer sich merken ließ, daß er seinen Glauben nicht wie solchen Trödelkram losschlagen wollte, der mußte ein Pietist oder ein Schwärmer heißen und wurde mit Bedauern angesehen. Davon hatte Spitta überall zu leiden. Noch war er nicht im Stande, auf die vorgebrachten Zweifel die rechte Antwort zu geben, und je weniger er dagegen gerüstet war, desto empfindlicher verwundeten und beunruhigten sie ihn. „Ich muß schweigen", schreibt er, „wenn ich nicht ein Schwärmer oder Pietist genannt werden will, vor meinen Bekannten, die ihren Weg links einschlagen, wenn ich rechts gehe. Wie soll ich über die tausend Einwürfe siegen, die sie meinem Glauben entgegenstellen? Wenn ich so zuweilen Gelegenheit habe,

mich an dem frommen Glauben ungebildeter Menschen zu weiden, und die fromme Wärme dieser kindlichen Gemüther mir so wohl thut, da möcht' ich alle meine philosophisch-theologischen Collegien mit dem Umgange dieser glücklichen Seelen vertauschen! Wie eine Gebirgslast liegt es zuweilen auf mir, ich möchte stehen bleiben, wo ich stehe, um mich nicht in ein undurchdringliches Gewebe theologischer Spitzfindigkeiten zu verwickeln, und doch heißt es immer: Vorwärts! Wohin? ob zum Heil, oder zum eisigen und eisig machenden Nordpol der Aufklärung, wo man vergebens zurückschaut nach dem erquickenden und erwärmenden Sonnenthale des Glaubens, — wer fragt darnach! Ich fühle, wie verworren und dunkel Dir mein Brief vorkommen muß, aber ich kann mich ja noch selbst nicht begreifen. Noch liegt Alles dunkel und unaufgebrochen in meinem Innern und nur wie eine verworren leuchtende Sonne blickt mein kindlicher Glaube durch dies Dunkel. Selbstbestimmung, Selbstprüfung ist das große Geheimniß des Glückes. Aber wie schwer ist es, sein eignes Selbst vor die Augen der Seele zu stellen!" Dies merkwürdige Bekenntniß zeigt, daß er schon ziemlich bestimmt erkannte, welchen Weg er zu gehen hatte. Daß er bei den philosophischen Theologen nicht suchen dürfe, was ihm Noth that, hatten ihm diese schon im ersten Vierteljahre überzeugend bewiesen. Nur in seinem aufgeschlossenen Selbst hoffte er den Faden zu finden, der ihn aus den Irrgängen zur Gewißheit eines seligen Glaubens brachte. Es wurde ihm immer klarer, daß diese wichtigste Angelegenheit seines Lebens auf praktischem Wege durch innere Erfahrung in tieferer Selbsterkenntniß gelöst werden müsse; und daran wurde es offenbar, daß der hl. Geist noch immer einen Lehrstuhl zu finden weiß, wenn man ihn gleich von den Lehrstühlen verbannt und in Verruf erklärt hat. Spitta drückt sich so aus, als ob er noch nicht wisse, wo es mit ihm hinaus wolle und als ob er möglicher Weise noch dem Menschen gleich werden könne, der von Jerusalem hinabging gen Jericho und unter die Mörder fiel. Es war das die Furcht einer kämpfenden Seele, die in der Furcht nur noch mehr vor den Mordbrennern auf der Hut ist. Uebrigens hatte ihm der erste Geschmack der rationalistischen Heerlinge allen Appetit darnach verdorben. An seinen Freund Haccius schreibt er: „Du erwähnest Rousseau's; wahre Dich vor dem Gift in der süßen Frucht! Halte Deinen kindlichen

Glauben fest, recht fest. Du nahest einer Periode Deines Lebens, wo Dir ein großer Kampf bevorsteht. Laß Dein Herz mehr sprechen, als die Philosophie unserer rationalen Theologen; ich zittere für Dich wie für mich, wenn ich denke, daß die drei Studienjahre hier in Göttingen uns nichts weiter lehren sollten, als die Ueberzeugung eines frommen kindlichen Irrthums. Laß sich Deinen Himmel mit seiner freundlichen Sonne immer ruhig über Dir wölben, zieh' ihn nicht herab auf die Erde. Wenn Du mich nur einigermaßen kennst, so magst Du denken, wie **ich** gekämpft und gerungen habe. Nur mein edler Bruder Heinrich und Peters durch den letzten Brief wissen davon, sonst Niemand, denn ich wollte mit meinem Grame nicht prunken. Zweimal hatte ich einen Brief, voll von Klagen über den Kampf in meinem Innern, fertig, aber nie mocht' ich ihn abschicken; und so theilte ich, wie immer, alle Gefühle des Herzens mit Dir im Geiste. Vermagst Du jetzt das Lied ganz zu deuten: Die Blüthen sind gewehet all' in den Bach hinein!? So konnte Dein Freund wohl in diesem Kampfe singen. Aber nenne mich jetzt wieder genesen, jetzt wieder froh. Von Dir bin ich gewiß ganz erkannt. Du weißt den Weg, den ich gehe, Du weißt das Ziel, nach dem ich ringe. In Deinen Augen bin ich gewiß weder Pietist noch Schwärmer."

Es hätte Spitta von Anfang an nur das Evangelium in seiner wahren innern Natur aufgeschlossen zu werden brauchen, so würde er ihm von Herzen beigefallen sein. Allein er sollte auf dem schwerern Wege des innern Erlebens dahin kommen, und deshalb mußte er erst auf der trostlosen Stoppelweide den rechten Hunger fühlen und in einer Reihe von Kämpfen sein Inwendiges kennen lernen. Einige Nahrung floß ihm aber immer zu, um ihn im Kampfe zu stärken, und er wußte sie zu finden, wo Andere leer ausgingen. „Das Gegenstück von Eichhorn", schreibt er, „ist der jüngere Plank. Das ist ein Feuer, eine echt religiöse Begeisterung in seinen Vorträgen, die ich nicht beschreiben kann. Ich bin noch in hundert Predigten nicht so erbaut, als in einer seiner Vorlesungen. Aber dies wird mir oft unangenehm verbittert; so lange ich bei ihm höre, hat er schon viermal auf dem Katheder die Epilepsie gehabt, und dann fühl' ich meine Nerven erschüttert, daß es mir den ganzen Tag im Körper sitzt." Auch im Freundeskreise hörte er hin und wieder Töne, die ihm zum Herzen sprachen.

Er war, wie schon gesagt, in die Burschenschaft getreten, welche die strebsamsten jungen Geister um das Feuer der jugendlichen Begeisterung versammelte und bei dem rationalistischen Winterfrost eine wahre Erquickung werden konnte. „Eine christliche Anschauung", sagt Havemann, „herrschte freilich in ihr nicht vor, wiewohl sie sich eine christlich-germanische nannte; statt dessen herrschte ein unklares Gefühl, welches der vorwaltenden rationalistischen Auffassung der hiesigen Theologen widerstrebte, am wenigsten aber leichtfertige Aeußerungen über die hl. Schrift und deren Verheißungen duldete, ohne jedoch der Wahrheit ausschließlich die Ehre zu gönnen." Immerhin waltete doch hier noch ein besserer Geist. Eine Unterhaltung aus diesem Kreise berichtet er selbst. „Ich war vor einigen Tagen Abends in einer Gesellschaft von Burschen und da kam das Gespräch auf Christus und seine Lehre. Der Eine läugnete die wirkliche Gottheit in Christo, das unmittelbare Ausgehen des Sohnes vom himmlischen Vater. Er schätzte in ihm nur den hohen Menschen, der, von Gott berufen, das Licht der Wahrheit über den ganzen Erdkreis verbreitet habe. Ein Anderer glaubte in Christo bestimmt an Gott, glaubte, daß kein Wunder seines heiligen Lebens erklärbar sei, glaubte an die Auferstehung Christi, kurz, er trug den kindlich schönen Glauben tief in seiner Brust. Andere dachten wiederum anders. Und endlich standen wir Alle wie begeistert vor einem schönen Ziele, zu einem schönen Zwecke des Christenthumes, wieder zusammen, und Alle priesen diese herrliche Religion der Liebe. O, es waren schöne Augenblicke, Sonnenblicke des Himmelreiches!"

Da die lebendige Rede ihm nirgends mit der vollen ungetrübten Botschaft des Lebens entgegenkam, so suchte er sich frühzeitig einen Ersatz in Büchern. Was für den Glauben geschrieben wurde, das verschlang er wie Manna vom Himmel und hatte seine herzliche Freude daran. Er bekennt selber, daß er zwei Männern besondern Dank schuldig sei, nämlich de Wette und Tholuck. Ersterer sprach ihn dadurch an, daß er die Religion in's Gemüth verlegte und in die Schneehütten des Unglaubens wieder einige Wärme brachte. Das diente dazu, Spitta auf seine eigene Natur hinzuweisen und die Alles annagenden und zersetzenden Verstandeskünste mit Mißtrauen zu betrachten. Eben deswegen aber genügte ihm de Wette nicht, der mit seinem Kopfe aus den Schlingen des

Rationalismus auch nicht hatte loskommen können, wenn gleich sein Herz, an den Kopf gebunden, über den Schlingen flatterte und das Weite suchte. Hier that ihm Tholuck treffliche Dienste, hauptsächlich sein Buch „des wahren Zweiflers Weihe", ein reichgesegnetes Buch, welches Tholuck einem ähnlichen Buche de Wette's „des Zweiflers Weihe" entgegengesetzt hatte. Besonders fiel ihm das Wort Tholuck's auf das Herz: „Durch die Höllenfahrt der Selbsterkenntniß zur Himmelfahrt der Gotteserkenntniß!" Es war dasselbe, was er schon länger geahnt hatte, daß es ihm zum wahren Seelenfrieden helfen würde.

Noch immer aber kam es mit ihm zu keiner rechten Entscheidung. Er dachte und lebte sich in den Glauben des Wortes Gottes mehr hinein, aber er wußte noch keinen rechten Gebrauch davon zu machen, da er mehr in eigener Arbeit sich zubereiten und sein eigen Werk zum Ausgangspunkte seines Heiles machen wollte. Die Gegensätze von Sünde und Gnade, von Glaube und Werk flossen ihm durcheinander und verwandelten das Evangelium in eine trübe Mischung, der er nicht auf den Grund zu sehen vermochte. In dieser Uebergangszeit wurde er in einen Kreis junger, strebsamer Männer hineingezogen, der für ihn sehr verhängnißvoll hätte werden können. Es war dies ein Kreis von Katholiken, unter ihnen auch der nachherige Fürstbischof v. Diepenbrok, welcher durch Bildung, Gaben und religiöse Wärme bei entschiedenem Glauben einen bedeutenden Einfluß auf Spitta hätte ausüben können. Wirklich wurden auch Versuche gemacht, Spitta zur katholischen Kirche hinüberzuziehen; und wenn dieselben keinen augenblicklichen Erfolg hatten, so lag das zunächst an Spitta's ruhiger, besonnener Weise, dann aber auch daran, daß er mit einer so wichtigen Sache sich erst in seinem innern Leben abfinden mußte, ehe er darauf einging. Bis dahin hatte er noch nicht einmal mit den Hauptwahrheiten der hl. Schrift abgeschlossen und dieselben bei sich verarbeitet. Es war aber seine Weise nicht, sich von einer Sache bestimmen oder fortreißen zu lassen, die ihm noch nicht zu einer nothwendigen Ergänzung seines Seelenlebens geworden war. Er konnte davon hören und sie recht hübsch finden, wenn sie ihm geschickt angepriesen wurde, aber dabei blieb es, er ging nicht weiter darauf ein. Was ihn zu jenen Katholiken hinzog, war nicht ihr Katholizismus, sondern ihr Christenthum. In einer Zeit, wo der

Weg nach Canaan so öde, und das Glaubensleben so sparsam geworden war, freute er sich, wenn er nur einen Mitpilger fand, mochte derselbe auch in Sprache und Gewand ihm fremd sein. Eine eigentliche Neigung zur katholischen Kirche, oder nur zu katholischem Wesen ist wohl in Spitta's Leben nie hervorgetreten.

Diese Anfechtungen von den entgegengesetztesten Seiten, vom Rationalismus und vom Katholizismus, wirkten insofern vortheilhaft auf ihn ein, als er sich innerlich immer mehr zusammennahm und eine klarere Stellung gewann. Etwas davon offenbart er in seinem Berichte über eine Reise, welche er in den Herbstferien 1823, ein halbes Jahr vor seinem Abgange von der Universität, unternahm. „Schönes, herrliches Herbstwetter haben wir gehabt auf unserer Reise. Munter und frisch sind wir Beide geblieben, und so weit kannst Du schon denken, wie unsere Reise ausgefallen: schön aber auch belehrend. Das Letztere klingt freilich etwas drollig, wenn man schon mit einer wichtigen Miene von einer zwölftägigen Reise schreibt, sie sei belehrend gewesen; aber da ich so wenig darauf ausgegangen und sich so von selbst das Nützliche zum Angenehmen gefügt, so schäme ich mich nicht, zu schreiben, daß ich etwas klüger wieder zurückgekommen bin, als ich ausging, und protestire gegen Jeden, der von mir und meiner Reise sagt: Es flog ein Gänschen über den Rhein und kam ein Gickgack wieder heim. Was nun die Belehrung anbetrifft, mein lieber Junge, so habe ich hier in Thüringen unter den Bäumen des Rationalismus gewandelt, habe seine Früchte gesehen, aber sie waren weder lieblich anzuschauen, noch angenehm zu essen. Ferner hab ich bis jetzt hier nur wenig fromme, schüchterne Seelen gefunden, die sich in Hinsicht auf rationalistisches Streben mit dem Zeitgeiste nicht vertragen können. Dies meine Belehrung! Hätte ich die Lage der Dinge anders gefunden, da würde ich vielleicht sagen: es giebt für uns nicht so viel Klippen und Untiefen, die wir zu übersteigen und zu durchwaten haben, als man sich denkt; aber nun sag' ich: schwerer ist der Kampf, als wir dachten. Aber wenn dies augenblicklich auch die Aussicht auf einen glücklichen Fortgang unseres Strebens trüben mag, ermuntern muß es uns, reizen und erwecken, wie jedes Hinderniß. Wie war mir das Herz, als ich auf der Wartburg stand, an dem schönsten, herrlichsten Abend! Wie wunderbar es mich ergriff, als ich in der Kirche war, wo Luther während seiner Gefangen-

schaft predigte, in dem Stübchen mit dem durch Reliquienschwärmerei bis auf das Fußgestell zerschnittenen Tisch, wo Luther saß und trotz der Gewalt des Teufels das Wort Gottes für Tausende aus dem Dunkel hervorzog! Lieber Adolf, wer auf die Wartburg geht, der muß drei wunderbare Klänge in sich vernehmen, um dort heimisch zu werden: einen süßen Minneklang, einen frommen Andachtsklang, einen frischen Freiheitsklang! das heißt: an den Krieg der Minnesänger, an Luther und an deutsche Burschenschaft muß er denken."

Spitta stand am Ende seiner Universitätsstudien auf einem Standpunkte, auf welchem viele ihr Lebenlang stehen bleiben, weil sie damit die Hauptsache ergriffen zu haben und fertig zu sein meinen. Er beschreibt diesen Standpunkt in seinem Tagebuche aus spätern Jahren mit den Worten: „Es hat allerdings eine Zeit in meinem Leben gegeben, da ich an deine Wahrheit, o Herr, nicht glaubte, weil ich sie nicht kannte, freilich aus eigener Schuld nicht kannte. Aber ich habe doch eigentlich niemals wegen Zweifel und Mißtrauen zum Glauben an dieselbe nicht gelangen können. Du hast mich von der Schule der Weisheit fern gehalten, die uns parteiisch macht und zuvor für sich einnimmt und dann, wenn Du uns den Glauben vorhältst, uns tausend Zweifel und Bedenklichkeiten dawider einflößt. Als du mich dein heiliges Wort vernehmlicher hören ließest, da dachte ich, das, was ich davon verstand, sei gut und heilsam, weil ich nichts Besseres wußte, nichts von den Erzeugnissen natürlicher Weisheit, die freilich dem natürlichen Menschen immer als das Bessere und Praktischere erscheinen. So hattest du mich vorbereitet, daß ich auf guten Glauben dein Wort als eine gute Botschaft annahm." Spitta hatte sich die biblischen Wahrheiten angeeignet und ehrte die Schrift als das Wort seines Gottes. Mit frommem Sinne hing er daran und suchte ihm einen Ausdruck in seinem ganzen Leben zu geben. Er bestrebte sich redlich, zu werden, was er noch nicht war, und Gott zu dienen in seinem Berufe gegen alle Spötter und Verächter. Er war eine fromme, aufrichtige, durchaus edle Seele und schon auf dieser Stufe Vielen seiner Umgebung ein Fremdling und ein Schwärmer und in der damaligen Zeit eine ungewöhnliche, auffallende Erscheinung. Allein gerade sein aufrichtiges Ringen ließ ihn nicht stehen, wo er stand. Ueber die Veränderung, welche am Schluß der Universitätszeit mit ihm vorging, hat er sich kurz nachher gegen seinen Freund Haccius

selbst ausgesprochen. Er schreibt demselben: „Als ich noch nicht wußte, wer, wie und wodurch ich war, was ich bin, als ich noch nicht gewandelt den dunklen, schaurigen Weg durch die Nacht meines Herzens, als ich noch den Leichenzug nicht hinter mir bemerkte mit dem großen Sarg, darin meine verträumten Träume, meine an der Schwindsucht gestorbenen Entschlüsse lagen, die mir weinend nachzogen, getragen von den Gedanken verflossener Tage; als ich noch das feindliche Heer begangener Sünden nicht bemerkte, die mir auf der Ferse nacheilten mit Worten der Verdammniß auf den Lippen: da war das Christenthum mir ein mildes Mondlicht in der Mainacht meines Lebens, ich stand darin wie ein seliger Schwärmer voll Wehmuth und Thränen, aber gerade wie dieser hatte ich keinen rechten Grund für Wehmuth und Thränen, gerade wie dieser fürchtete ich mich nicht vor Gespenstern und Nachtgeistern. Aber jetzt ist oder wird es anders! Ich habe nun den tiefen Grund für Wehmuth und Thränen gefunden, das Mondlicht beleuchtet die Gräber und ich fürchte die Gespenster, die daraus hervorklettern; es sind die Sünden, die im Fleisch lebten und starben, aber als Geister fortleben und sich schreckend an den Weg zum Leben lagern. Wie ich dazu gekommen bin, einmal den Weg durch die Finsterniß meiner Seele zu gehen, was der erste Antrieb dazu war, wer möchte dies mit Sicherheit angeben können! Innere und äußere Erfahrungen haben gleichen Antheil daran. Kunst und Liebe im Herzen bahnten den Weg zur Selbstbetrachtung und unter den äußeren Einflüssen nenne ich de Wette und Tholuck. Wie sträubt sich der Mensch gegen die Aufdeckung seines Innern, wie gern sucht er sich die schlimme Krankheit, die an der Wurzel seines ewigen Lebens nagt, zu verdecken!" Was er zu Anfange seiner Studien geahnt hatte, daß ihm das höchste und heiligste Geheimniß in der Erkenntniß seiner selbst würde aufgeschlossen werden, das hatte sich am Ende erfüllt. Er hatte die Höllenfahrt der Selbsterkenntniß angetreten, aber wie bitter war sie ihm! „O, die Lichtseite meines Lebens," schreibt er, „hab' ich euch leicht gegeben, denn wie leicht mußte es mir, dem Dichter werden, diese mit ihrem Glanze wiederzugeben! Aber hinabzusteigen in die schwarze Seelennacht, und dort die Bilder heraufzuholen und vor sich hinzustellen, daß ist ein Riesenkampf, bei dem man verzweifeln möchte, und dennoch muß es geschehen!" Noch bestimmter

spricht er sich über den Vorgang in einem andern Briefe aus derselben Zeit aus. „Es giebt verflossene Zeitpunkte im Leben," sagt er, „zu welchen der Mensch von Zeit zu Zeit wieder zurückkehrt, wie zu einer erquickenden Lebensquelle. Wenn Du einen solchen noch nicht kennst, so wirst Du ihn gewiß noch kennen lernen. Urplötzlich erscheint er, und schon bei seinem Erscheinen fühlt man unwillkürlich die hohe Bedeutung desselben. Es ist im Allgemeinen das, was unsere Alten das Moment der Wiedergeburt nannten. Das ist die große Spaltung des Lebens, wo der Mensch sich in drei Gestaltungen erblickt, im Bilde der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, wo sich ihm die drei Fragen entgegendrängen: was war ich, was bin ich und was werde ich sein? Nur das Christenthum weiß zu antworten. Wie ward mir, als ich zum wahren Bewußtsein meiner selbst kam! Da fühlt' ich ganz meine tief sündige Natur, aber in dem Augenblicke auch das Heil der Erlösung. Somit wurde mir Beides eine geschichtliche Thatsache meines eigenen Lebens, darum ließ ich alle Apologie fallen. Denn bedurfte ich eines Beweises, oder konnte ich nur irgend einmal das Bedürfniß eines Beweises für die Wiedergeburt und Erlösung außer mir fühlen, da ich es innerlich selbst erlebt hatte? Dieser wichtige Zeitpunkt waren meine letzten Wochen in Göttingen und in Hannover. Vieles kam Dir unbekannt vor, was ich damals zu Dir sprach; das habe ich wohl bemerkt und mich nicht darüber gewundert; aber wir werden gewiß zuletzt uns ganz verstehen, sobald Du nur erst erfahren hast, was ich erfuhr. Jahre lang habe ich an der Erkenntniß des Christenthums gekäuet, aber es wollte nicht zur Gesinnung werden; und wenn es nicht ganz anders mit mir gekommen wäre, so wäre ich zuletzt ein katholischer Werkheiliger geworden. Denn dahin führt der Schmerz, den auch ich erfuhr, zu wissen, daß man Gutes thun müsse, aber sich nicht als Sünder zu erkennen von Anfang an, der Schmerz, die Schuld zu sühnen mit eigenen Thaten. Ach, wem das Herz erst groß geworden ist in der Erniedrigung und Demuth, wer die einmal geschehene Erlösung durch den Tod des Heilandes ergreift und dann nicht fahren lassen kann, weil diese Erlösung gerade die Antwort auf die dritte Frage giebt (was werde ich sein?), der muß ein seliger Christ sein!"

Was Spitta hier beschreibt, ist nichts weniger, als der sogenannte pietistische Bußkampf, der sich durch längere

schwere Kämpfe am Abgrunde der Verzweiflung hinwindet und endlich mit Mühe und Noth das Heil in Christo ergreift und mit überschwänglicher Seligkeit im Glauben überschüttet und versiegelt wird. Dazu fehlte Spitta schon die Naturanlage. Sein Leben bewegte sich nicht springend in schroffen Gegensätzen, und überschlug sich daher nach keiner Seite. Bei aller jugendlichen Begeisterung beobachtete er ein gewisses Maßhalten und suchte die mildern Uebergänge, so lange sie sich finden ließen. Es gehörte das mit zur Harmonie seines natürlichen Wesens, wenn es ihn gleich des Kampfes zwischen Fleisch und Geist nicht überhob und ihn darum nöthigte, mit allen Gläubigen den Sprung zu machen, der ohne Vermittelung und Uebergang aus dem alten Wesen der Natur in das neue Wesen des Geistes und der Gnade führt. Aber der Uebergang trat weniger schroff hervor. Eins nach dem andern wurden ihm durch den strafenden Geist die Feigenblätter abgerissen, bis er sich plötzlich in seiner ganzen natürlichen Blöße sah und erschrak; aber in demselben Augenblicke wurde ihm auch die Erlösung klar und offenbar, wozu sie da war und für wen sie da war. Er warf sich als ein Sünder zu Jesu Füßen und glaubte und erkannte, daß Jesus gekommen sei, Sünder selig zu machen. Das drang Beides mit Macht in sein Gemüth hinein und war für ihn ein Erlebtes, eine Thatsache, deren umwandelnde und erneuernde Kraft er erfuhr. Den strengen Pietismus wußte er von dem an sehr wohl zu verstehen, und er ließ ihm ganz seinen Werth als einer besonderen Seelenführung; jedoch er nahm ihn nicht zum Maßstabe für seine Thätigkeit und trat ihm sogar entgegen, sobald eine zu große oder ausschließliche Werthschätzung entweder auf den Bußkampf, oder auf die sogenannte Versiegelung des Heiles durch außerordentliche Gefühle gelegt wurde. Denn er wußte aus eigner Erfahrung, daß der Weg zum neuen Leben zwar im Wesentlichen bei Allen derselbe und doch wieder nach den Umständen sehr verschieden ist. Spitta ist gerade in diesem wichtigsten Abschnitte seines Lebens durch Gottes Gnade aus sich selbst, oder wenn das mißverständlich ist, für sich selbst geworden, was er geworden ist. Es findet sich nirgends eine Spur, daß pietistische Kreise auf ihn eingewirkt hätten, vielmehr scheint er selbst derartige Einflüsse in Abrede zu stellen; und erst nachher fand er sich mit ihnen zusammen, als er gleichgestimmte Seelen in ihnen erkannte und sich mit

ihnen seines köstlichen Besitzes freuen konnte. Es erhielt ihm das auch später eine große Freiheit und Weite, wonach er die geringsten Keime und schwächsten Anfänge zum Bessern mit Liebe pflegen und mit milder Schonung beurtheilen konnte.

Die Candidatenjahre.

Nachdem Spitta seine Universitätsstudien vollendet und sein erstes Examen zu Hannover glücklich bestanden hatte, reiste er nach Lüne nahe bei Lüneburg, um daselbst eine Hauslehrerstelle bei dem Amtmann, später Oberamtmann, Jochmus*) anzutreten. „Wie ich so durch die Haide hinrollte", schreibt er, „wie mir mit jeder zurückgelegten Meile der Tausch meiner Lebensverhältnisse bestimmter vor Augen trat, wie ich statt der Erfüllung hochphantastischer Träume doch endlich eine milde, nichts weniger als unfreundliche Wirklichkeit fand, da fühlt' ich ein unendliches Vertrauen auf den Regierer außer mir, und wie er mein äußeres Leben geleitet hat, wird er auch mein inneres Leben zum Heile leiten. Darum dacht ich:

Ich finde doch mein Canaan
Durch dieses Lebens Wildniß;
Es zieht mein Heiland mir voran,
Der ew'gen Liebe Bildniß.

Und wie noch einmal die Sorgen dieser Zeit meine

*) D. Philipp Jochmus stammte aus einer Beamtenfamilie, war am 1. Junius 1766 zu Langenhagen geboren und stand seit 1796 in Lüne, zuerst als Amtsschreiber, dann als Amtmann und Oberamtmann; zuletzt war er zugleich Oberdirector der Lüneburger Saline und ist am 20. Januar 1847 gestorben. Seine erste Frau war eine Tochter des Consistorialraths Lesemann zu Hannover, die zweite (verheirathet am 11. August 1814) eine Tochter des Hofraths Joh. Heinr. Meyer daselbst, die Schwestertochter von J.'s erster Frau. Aus erster Ehe hatte er eine Tochter Louise, geb. am 17. Nov. 1807, aus zweiter zwei Söhne, Hermann, geb. am 11. Mai 1815, und Rudolf, geb. am 22. April 1818, die Spitta zu unterrichten und zu erziehen hatte. Sie sind beide Beamte geworden.

Seele bedrängten, da tröstete mich der Herr und rief meinen Muth zurück (Luc. 11, 62.), und ich sang weiter:

Es hält die Hand jetzt fest den Pflug,
Zurück will ich nicht schauen;
Droht hinter mir auch Leid's genug,
Es soll mir doch nicht grauen.
Ich will bebau'n das wüste Feld,
Zu dem der Herr mich hat bestellt,
Mit großer, warmer Liebe!"

Mit der ihm eigenthümlichen Gabe, Schönheit und Anmuth auch da zu entdecken, wo Andere nur über einförmige Gegenden und öde Haide klagten, fand er sich bald und leicht in die neue Oertlichkeit. „Es ist ein schöner Abend nach einem anhaltenden Regen", schreibt er kurz nach seiner Ankunft den 4. Mai 1824; „aus meinem Fenster sehe ich auf die weißen Blüthenbäume und weiter hinaus auf den noch halbgrauen Eichenwald. Da ist mir so still zu Muthe, wie ich's lange nicht gewesen bin. Man muß in der Stadt gelebt haben, um die Friedlichkeit des Landlebens zu fühlen." Die häuslichen Verhältnisse thaten das Ihrige und nicht das Wenigste, ihm diese Lage so angenehm wie möglich zu machen. Er selbst weiß nicht genug zu rühmen, wie es ihm hier gefällt, und dankt Gott, der ihn so wohl bedacht und geleitet hat. Er hatte zwei wohlgeartete Knaben zu unterrichten, die mit Liebe an ihm hingen, wie er an ihnen. Die Eltern, obgleich nicht seines Glaubens und Sinnes, erkannten doch bald die persönliche Liebenswürdigkeit sammt der Treue und Tüchtigkeit ihres neuen Hausgenossen und kamen ihm mit aller Rücksicht und Freundlichkeit entgegen. Weniger war an diesem Orte für seine geistlichen Bedürfnisse gesorgt, und wenn er das nicht anders erwartet hatte, so schickte er sich darein mit Genügsamkeit. „Der hiesige Superintendent Schuster",*) schreibt er, „gefällt mir dennoch mehr, als ich

*) Carl Georg Schuster nach seinem Leben und Wirken, von Heimbürger. Celle 1849. Schuster war als jüngstes Kind des Oberförsters Schuster zu Elbingerode am 24. Oct. 1771 geboren, studirte, nachdem er in Schulpforte gut ausgebildet worden war, in Göttingen, und begann dann im letzten Studiensemester auch eine schriftstellerische Thätigkeit, die er dann in jüngeren Jahren noch fortgesetzt hat (1800: Beiträge zur Erläuterung des Evangeliums Matthäi, 1801: Beiträge zur Erläuterung des Evangeliums Johannis u. s. w.). Nachdem er eine Zeit lang in Elbingerode gelehrt, dann als Institutslehrer fungirt und im Mai 1797 das Tentamen bestanden hatte, wurde er 1798 Hospes, 1800 Conventual- und Studiendirector in Loccum, bestand 1801 das Rigorosum, wurde 1805 Pastor zu Rehburg, 1809 Superintendent in Lüne, 1830 Consistorialrath und Generalsuperintendent zu Celle, 1833 Doctor der Theologie, und starb 13. Januar 1849.

dachte; denn obschon er meistentheils nur Moral predigt, so bewies er doch am letzten Sonntage, daß er kein Rationalist erster Classe sei; denn er benutzte auf eine wirklich rührende Weise die Auferweckungsgeschichte Lazari, als ob er die Herrlichkeit Gottes sähe."

Dagegen wurde er überrascht von dem, was er von und in Lüneburg sah und hörte. „Ich weiß oft nicht", schreibt er an seinen Bruder, „ob es wahr ist, was ich sehe und höre, oder nicht; denn ich trat aus meinem Universitätsleben in dies mein jetziges Verhältniß mit dem Gedanken, allenthalben ein Babel zu finden, wo man den Namen des Herrn nicht mehr kenne — und ich finde es so ganz anders! Ja ich möchte es jetzt wagen, was ich früher nicht gewagt hätte, die Worte Tholuck's zu unterschreiben: Die Kirche Christi hat den zweiten Tod überwunden und feiert die zweite Auferstehung. In Lüneburg selbst finden sich fromme, erweckte Christen. Diejenigen freilich, welchen der Kreuzestod und die Erlösung durch Christum wie einst den Griechen eine Thorheit ist, nennen sie Mystiker; aber was liegt daran, wenn man uns um des seligsten Mysteriums willen so nennt. Schämte sich doch Paulus und seine Gemeinde zu Antiochien auch nicht des Namens Christi." Besonders lieb und werth wurde ihm der Pastor Deichmann*) zu Lüneburg, nachdem er von ihm eine Predigt über die Wiedergeburt gehört hatte. „Nichts von schönen Floskeln,"

*) Johann Ludwig Christoph Deichmann, Sohn des Küsters Deichmann an der Hofkirche zu Hannover, war dort 22. November 1792 geboren, besuchte das hannoversche Lyceum und wurde, nachdem er von 1810—13 in Göttingen studirt hatte, und durch die Flucht der Westphälischen Conscription entgangen, Lehrer an der Hofschule in seiner Vaterstadt und 1817 Pastor in Stemmen (Insp. Wunstorf), von wo er 1821 in Folge auf ihn gefallener Wahl, Hauptpastor an St. Nicolai in Lüneburg, und bereits 1828 Senior Ministerii daselbst ward. Schon in Stemmen hatte er begonnen, von dem Aufschwunge christlicher Gesinnung ergriffen zu werden, der von den Freiheitskriegen datirt; in Lüneburg trat er je länger, desto entschiedener, als dessen anregender Träger hervor, wesentlich gefördert durch den Verkehr mit einer Schülerin von Gottfried Menken, Frau Gildemeister, die aus Bremen dorthin übergesiedelt war, noch mehr aber durch ein schmerzhaftes chronisches Leiden, das in den ersten Lüneburger Jahren oft eine Höhe erreichte, die ihn an Niederlegung seines Amtes denken ließ, zuletzt aber vielmehr zur Glaubensstärkung gereichte. Seine Predigten und die Treue seiner Seelsorge wirkten eine lebhafte Erregung. Im Jahre 1828 gründete er den ersten Missionsverein, anscheinend nicht ohne Zusammenhänge mit der Brüdergemeinde. Seit 1832 war er Hauptpastor an St. Johannis, und starb, nach langer, gesegneter Wirksamkeit, 16. August 1864.

schreibt er, „nichts von theatralischem Händefechten und Gesichtverdrehen! einfach war seine Predigt, wie das Evangelium, aber auch voll göttlicher Kraft wie dasselbe. Demüthig war der Prediger wie einer, der das Gnadengeschenk der geistigen Wiedergeburt empfangen hat. Doch ist er nicht der einzige Prediger, dem das Evangelium in's Herz gefahren. Ich hoffe Dir nächstens noch eben so frohe Nachrichten mitzutheilen." Dazu konnte er die Bemerkung fügen: „Durch Bekanntschaft mit einigen Familien in Lüneburg habe ich gesehen, wie das religiöse Leben fast nirgends freundlicher erscheint, als im Familienkreise: so eine Gemeinde im Kleinen läßt einen Vieles hoffen." Außerdem machte er von Lüne aus Wanderungen durch ein schönes Buchenholz nach dem eine Stunde entfernten Scharnebeck, wo der Pastor Steinhöfel*) das Evangelium predigte. Recht gern fand er sich mit Freunden an dessen gastlichem Tische ein und rühmte es, wie er sich in geistlichen, göttlichen Gesprächen erquickt habe.

Dies war Spitta's Freundeskreis für das erste Jahr seines Aufenthaltes in Lüne, zwar noch ein sehr beschränkter, aus zwei bis drei Predigern und etwa eben so viel anderen Familien bestehend, die mit ihm in demselben Geiste des Glaubens verbunden waren. Dennoch war dieser kleine Kreis für ihn höchst bedeutsam. Wer jene öde Zeit nicht durchlebt hat, macht sich keinen Begriff davon. Wohin man sah, begegnete man Kälte und Gleichgültigkeit, oder Spott und Feindschaft gegen das Evangelium und seine Bekenner; denn man glaubte nicht anders, als daß es aus damit sei und daß nur noch dumme oder verbrannte Köpfe daran glaubten und darnach lebten. Es war daher eine Lust für die wenigen Lebenszeugen Christi, wenn sie hier und da noch einen Mitzeugen entdeckten und zu ihrer großen Ueberraschung bemerkten, daß der Herr sich wieder aufmachte, sein Volk heimzusuchen. Die kleine Zahl schloß sich ohne Förmlichkeit und Bedenken mit herzlicher Liebe aneinander, und

---

*) Hermann Georg Philipp August Steinhöfel, Pastorensohn aus Waake bei Göttingen, geb. 19. Juli 1784. Studirte 1804—7 in Helmstedt und Göttingen, wurde Johanni 1809 Rector und daneben 1812 Garnisonprediger in Harburg, im November 1820 aber Pastor zu Scharnebeck, wo er — in seiner spätesten Lebenszeit fast blind — 43 Jahre segensreich gewirkt hat. Seine Mutter war Charlotte Dorothee geb. Hoppenstedt, seine zweite Frau (1817) Louise geb. Salfeld. Er starb 28. März 1863.

so verschieden der Stand oft sein mochte, so einig und verbunden waren die Herzen, denn über dem Ewigen, das sie gemeinsam als ihren höchsten Schatz im Herzen trugen, vergaßen sie, was sie auf Erden trennte. Der Gesichtskreis dieser Seelen hatte allerdings etwas Enges, denn sie sahen und hörten in der Welt nichts weiter, als Bekehrungsgeschichten. Aber auf dem engen Raum entfaltete sich ein tiefes inneres Leben, ein Reichthum und eine Freude, die sich später in demselben Maße verflacht haben, als der Gesichtskreis größer geworden ist mit dem Kreise derer, die das Evangelium bekennen. Seit seiner Umwandlung hatte Spitta zum ersten Male das Gefühl der Fremdlingschaft und Pilgrimschaft ergriffen, denn er merkte, daß er ziemlich allein stand und selbst von ehemaligen Freunden nicht mehr verstanden wurde. Um so wichtiger und förderlicher wurden ihm die neuen Freunde, die er in und um Lüneburg wiedergewann, da sie auch Freunde seines Seelenfreundes waren. Mit ihnen konnte er durchleben, was ihm allein ein Leben war, und mit ihnen wachsen am inwendigen Menschen. Er hat daher diese Zeit in Lüne ganz besonders gesegnet. „Daß ich hier," schreibt er den 6. Juni 1826, „eine höchst bedeutungsvolle Zeit, vielleicht die bedeutungsvollste für mein ganzes Leben verlebt habe, weißt Du aus meinen Briefen." Sonst verthat sich Spitta in seinem Umgange nicht weiter, und die Gründe davon, die ihn lebenslang bestimmten, offenbarte er seinem Freunde Haccius unter dem 5. Mai 1826 mit den Worten: „Ich lebe sehr still und eingezogen und es hat sich so zu sagen von selbst gemacht, daß man mich nicht in die größeren Gesellschaften hineinzieht. Ich habe darein nie gepaßt, freilich aus ganz anderen Gründen als jetzt; aber auch darin, daß mir der lockende Reiz des Weltlebens immer verborgen geblieben ist, hab' ich ja eine zuvorkommende, vorbereitende Gnadenveranstaltung Gottes zu erkennen. Ich weiß, daß ich ein Christ bin, ich kenne die evangelische Freiheit, welche sprechen kann: Ich habe es alles Macht; ich sehe auch manche jener weltlichen Freuden als an sich schuldlos und sündlos an; aber ich kenne bei aller Willigkeit des Geistes die Schwachheit des Fleisches, und habe erfahren, daß man eben deshalb dergleichen an sich schuldlose und sündlose Freuden selten ohne Schuld und ohne Sünde genießen kann. Meide ich sie dennoch nicht, wo ich sie meiden kann, so führe ich mich selbst in Versuchung. Meine

häuslichen Verhältnisse sind so selten und außerordentlich wohlthuend, daß ich sie nicht zu verbessern wüßte, und mein Umgang außer dem Hause erstreckt sich nur auf Wenige und nur auf Solche, welche das Werk Gottes an meinem Herzen mehr fördern als hindern. So ist es mir denn leichter gemacht als Anderen, über mich zu wachen, in mich einzukehren und mich mit dem Spiegel des göttlichen Wortes zu beleuchten." Spitta war nichts von dem, was man einen guten Gesellschafter nennt. Im vertrauten, gleichgesinnten Kreise konnte er sich in gemüthvollen, heiteren Gesprächen über allerlei göttliche und menschliche Dinge ergehen und die Unterhaltung mit harmlosen Scherzen würzen. Doch bei seiner überwiegend beschaulichen und in sich gekehrten Natur fühlte er sich sehr bald fremd und wurde still und einsilbig, wenn ihn aus einer Gesellschaft ein fremder Odem anwehte, der ihm in der Richtung von Babel zu kommen schien. Daher liebte er das Stillleben, dem er seine Sabbathe und Feiertage verdankte.

Zu dieser Eingezogenheit nöthigten ihn noch außerdem im ersten Jahre seines Hauslehrerlebens seine beschränkten Mittel. „Grüße Heine," schreibt er den 18. Novbr. 1824 an Haccius, „und sage ihm, daß er sich überzeugt halten könnte, wie sehr mich meine Schuld immer gedrückt habe, und daß ich sie längst entrichtet haben würde, wenn es mir irgend möglich gewesen wäre. Du weißt ja, wie es meinen Eltern unmöglich war, meine neue Ausstattung beim Antritt meiner Hauslehrerstelle allein zu tragen, daß ich mit meinem letzten halbjährlichen Gehalte erst wenigstens einen Theil der deshalb contrahirten Schulden in Hannover abbezahlen mußte und nun noch gerade 3 Louisdor übrig behalten habe bis zukünftige Ostern. Deshalb ist mir die Entrichtung meiner Schuld auf dem ordentlichen Wege jetzt unmöglich. Sprich mit Heine deshalb in meinem Namen. Vielleicht wird's mir auch auf einem andern Wege noch möglich, ihn vor Ostern zu bezahlen, sonst soll es alsdann sicher erfolgen und mit allem Danke, den ein so geduldiger und bescheidener Gläubiger verdient." Die Tilgung der Schuld (es waren 20 Rthlr., wofür er sich in Göttingen seine Harfe gekauft hatte) erfolgte zu seiner Zeit richtig und Spitta mochte um so weniger im Rückstande bleiben, da er wohl fühlte, daß die Verbindung zwischen ihm und Heine in die Spannung übergehen könne. Heine kam später nach Lüneburg und besuchte

von da aus mehrfach seinen alten Freund in Lüne. Dieses Wiedersehen diente dazu, den Gegensatz an den Tag zu bringen, in welchen die beiden dichterischen Freunde seit der Zeit gerathen waren. Unverhalten schüttete Heine seine gemeinen und in schmutzige Lauge getauchten Spöttereien über Alles aus, was Spitta heilig war, und verletzte diesen dadurch um so mehr, als er das in Gegenwart der jungen Zöglinge that. Er schien recht seine Lust daran zu haben, daß er da einreißen könnte, wo Spitta bauen wollte. Deshalb sagte ihm endlich Spitta: „Willst Du mir einen Gefallen thun, Heine?“ Recht gern, erwiderte Heine, wenn ich es kann. „Nun so bitt' ich Dich,“ versetzte Spitta, „komm nicht wieder!“ Die Verbindung war natürlich von dem an aufgelöst und Heine ergoß sich in heftigen Reden: Er hat das Völkerrecht verletzt, das soll er büßen! Er nahm auch bald darauf Gelegenheit, sich an Spitta öffentlich zu rächen und ihm damit zu bezeugen, daß er nicht zu den Freunden gehörte, welche Heine in seinen Liedern mit den Worten gekennzeichnet hat:

Selten habt ihr mich verstanden,
Selten nur verstand ich euch;
Doch wenn wir im Dreck uns fanden,
Da verstanden wir uns gleich.

Wie aber Spitta den Angriff Heine's aufnahm, davon zeugt eine Stelle in seinem Tagebuche, wo es heißt: „Mir wurde erzählt, Heine habe in dem zweiten Theile seiner Reisebilder mich zur Zielscheibe seines Witzes gemacht, und zwar wegen der Lieder für Handwerksleute, die ich herausgab, da ich Dich, Herr, noch nicht kannte. Dadurch wurde ich, was ich so gern immer vermeide, das allgemeine Gespräch der Leute. Aber durch Deine Gnade konnt' ich das still über mich ergehen und mir zu einer heilsamen Beugung und Züchtigung für meine begangene Thorheit gereichen lassen. Nun bitte ich Dich, mein Herr, da Deine Liebe es nicht an Demüthigung fehlen läßt, so schenke mir die heilsamste Frucht derselben, die Demuth selbst, daß ich keine Ehre vor Menschen suche, sondern durch Ehre und Schande, durch gute Gerüchte und böse Gerüchte als ein demüthiger, einfältiger Diener erfunden werde.“

Seine Mußestunden benutzte Spitta vor Allem und zuerst dazu, sich in die heilige Schrift hineinzulesen, zu studiren und zu leben. Den ersten Grund hatte er in der

Erfahrung gelegt, es galt nur, einen festen Bau auf gelegtem Grunde auszuführen und sich selbst aus dem Groben und Allgemeinen herauszuarbeiten, was nur an der Hand der heiligen Schrift geschehen konnte. Durch die neugewonnenen Erlebnisse war ihm die heilige Schrift ganz neu geworden und er sah sie mit ganz andern Augen an. Er konnte Anfangs dieser Beschäftigung nicht satt werden. „Die Nacht", sagt er, „verbirgt mir zu lange den Morgen, an dem ich wieder bei der Bibel sitzen und aus dem lebendigen Felsen Jesu Christo Wasser schöpfen kann." Wie er überall gern die tiefern Bewegungen seines Herzens im Liede austönen ließ, so lockte ihm auch die Beschäftigung mit der Schrift ein Lied ab: „Da sitz' ich die kurzen Tage, Bis spät in die lange Nacht."

Unter den biblischen Büchern suchte er sich zunächst diejenigen aus, welche ihm in seiner jetzigen Lage die meiste Ausbeute versprachen. „Ich lese jetzt", schreibt er, „ausschließlich nur den Römerbrief und den Jesaias; diesen als Erläuterer des A. Test., jenen als einzigen Wegführer in die Mysterien des N. Testaments. Denn man darf nie das Eine aus den Augen lassen, um sich dem andern ganz hinzugeben, da sie zu genau verbunden sind." Vom Römerbriefe schritt er weiter zu dem verwandten Galaterbriefe und so die übrigen biblischen Bücher durch, bis er nach einem halben Jahre das N. Test. beendigt hatte. Ueber die Art des Studiums schreibt er den 7. Febr. 1825: „Wenn Du den Tholuck'schen Commentar mit Emsigkeit durchstudirt hast, dann rathe ich Dir, den Römerbrief noch einmal ohne alle Hülfe durchzulesen; und wenn Dir's wie mir geht, wirst Du dann erst das wohlthätige Licht der Erkenntniß klar sehen, das im Einzelnen des Commentars vor den Bergen von Citaten und vor den Wolken von Gelehrsamkeit nur spärlich durchbrechen kann. Uebrigens wird Dir mit dem Römerbriefe auch in grammatisch-historischer Rücksicht die Thür zur Erkenntniß der übrigen paulinischen Briefe geöffnet sein. Ich habe nun mit der Offenbarung Johannis zum ersten Male das N. Test. durchgelesen und fange wieder den Matthäus an. Das Evangelium ist doch das Brod unseres Geistes, und wie der Mensch, der vom Mahle aufsteht, nie sagen kann: „Ich bin nun satt auf lange Zeit, oder auf immer! so bedürfen wir immerdar der geistlichen Speise des Evangeliums. Freilich giebt es Dächse, die ein Viertel ihres

Lebens, vom Studentenrock bis zum Mantel und Bäffchen, speisen, und dann ihre Winterruhe anfangen und von ihrem Fette zehren. Aber ich denke, wir machen es nicht so." Gern und viel benutzte er Luther, dessen Schriften er bis an's Ende seines Lebens studirte. „Daß Du", schreibt er, „viel in Luther's Hauspostille liesest, freut mich. Er ist ein treuer Leiter in das Christenthum, ist das lebendigste Erweckungsexordium für die Predigt desselben; er hat die wunderbarsten Pfade durch das menschliche Herz gewandelt und hat selbst mehr erfahren, als Melanchthon wußte. Den Letzteren kannst Du studiren, ihn mußt Du selbst leben, um ihn zu begreifen. So rathe ich Dir wie mir." Den Galaterbrief studirte Spitta nur mit Luther's Hülfe. „Ich habe nichts weiter dabei zur Hand", sagt er, „als seine Erklärungen, denn ich glaube, daß Niemand besser es gewußt und erfahren hat, daß der Glaube etwas mehr sei, als ein blos historisches Glauben, als Luther. Bei ihm ist er recht der neue Lebensgrund geworden, den die Welt nicht erkennt, weil sie der Geist nicht erleuchtet." An das Studium des N. T. schloß sich gleichlaufend das Studium des A. T., wobei ihn hauptsächlich wieder dieselben Fragen nach dem Glauben, nach der Gerechtigkeit und nach der Erlösung beschäftigten. Nebenher benutzte er mit vielem Fleiße, was ihm an literarischen Hülfsmitteln zugänglich war, die Schriften von Olshausen, von Tholuck, von Lücke, sowie die Zeitschriften. Für die Kirchengeschichte diente ihm besonders das englische Werk von Milner, das ihm um deswillen lieb war, weil es aus dem Leben der Kirche redete und lebendige Zeugen vorführte. Selbst an die Kirchenväter machte er sich einmal, sie scheinen ihn aber nicht lange gefesselt zu haben, da sie die viele Mühe des Studiums nicht mit hinlänglicher Ausbeute belohnten. Er erwähnt ihrer nur einmal und nicht wieder.

Neben diesen theologischen Studien verlor sich Spitta hin und wieder auch auf verwandte Gebiete. Unter Anderem beschäftigten ihn eine Zeitlang lebhaft Fr. v. Meyer's Blätter für höhere Wahrheit durch ihre Berichte über den thierischen Magnetismus. Den Anstoß dazu gab ihm Deichmann, welcher durch diese Blätter zuerst aufmerksam geworden war, daß mit der reinen Natürlichkeit und Vernünftigkeit des Rationalismus noch das Wenigste erklärt sei. Einen gleichen Eindruck empfing Spitta, ohne daß er gesonnen

war, die letzten Gründe seines Glaubens oder gar neue Offenbarungen von daher zu holen. Die Achse seines Denkens und Lebens war das Wort Gottes, und so oft er darüber hinausging, that er es mit dem Vorbehalte, daß er ein zweifelhaftes und unsicheres Feld beträte, darauf er sich wohl umsehen, aber nicht anbauen und häuslich niederlassen dürfe. Hierin bestärkte ihn Luther noch mehr durch seinen Kampf gegen die Schwarmgeisterei und durch seine Warnung vor Allem, was ohne das Wort und außer demselben gelehrt und gethan werde. „Ich schwärme“, schreibt er an seinen Bruder, „wie Du mir zugeben wirst, weder im geistigen noch im körperlichen Leben; denn für jenes hab' ich das feste Wort Gottes, für dieses eine durch meine Verhältnisse bedingte Regel und Ordnung.“ Gegen alle geistigen Ausschweifungen, mochten sie nun von dem Magnetismus oder der Philosophie, der Theosophie und der Mystik kommen, war Spitta um so mehr geschützt, als er immer die Bedürfnisse seines Herzens und Lebens im Auge hatte und stehen ließ, was er nicht in Fleisch und Blut verwandeln konnte. Es konnte ihm lästig werden, daß er um seines Berufes willen so manches gelehrte Beiwerk mit sich schleppen mußte, wenn er gleich eifrig alle nöthigen Kenntnisse einsammelte, die von ihm erfordert wurden. Daher ging er auch in der Theologie innerlich und mit Eifer nur auf die Lehren und Fragen ein, welche die Saiten seines Glaubenslebens berührten und klingen ließen. Speculationen über die Dreieinigkeit, über die beiden Naturen Christi u. a. waren ihm fremd. Ebenso wenig verlor er sich in die Unterscheidungslehren der Kirchen, außer im Gebiete der Rechtfertigung; und selbst die Lehre vom hl. Abendmahl, in der er ganz lutherisch dachte, berührt er in seinen Briefen nur ganz beiläufig und nur ein einziges Mal. Der richtige Tact seines Geistes trieb ihn dahin, daß er erst im Leben wurzeln und fest werden müsse, wenn er Verständniß und Bedeutung der heilsamen Lehre finden und die göttliche Offenbarung durchleben und so zu seinem Eigenthum machen wolle.

Da ihm die Beschäftigung mit der hl. Schrift und der Theologie eine Herzenssache geworden war, so verschluckte sie fast alle seine Zeit und seine Gedanken und rief in seinem Studiengange insofern eine große Veränderung hervor, als die schönwissenschaftlichen und künstlerischen Studien, welche ihn auf der Universität so sehr in Anspruch genommen hatten,

ganz in den Hintergrund traten. Denn auch in dieser Hinsicht war die große Umwandlung seines Lebens von bedeutendem Einflusse. Er sah jetzt mit geistlichem Auge und fühlte mit geistlichen Sinnen, und Manches, was ihm früher geschmeckt hatte, mundete seinem Gaumen nicht mehr. Er las daher mit größerer Auswahl, wie man das aus einem Briefe an seinen Freund v. Arnswaldt*) entnehmen kann. „Ich habe seither Abends", schreibt er, „oft aus Asmus vorgelesen, der mich ungemein anspricht, ja ich darf wohl sagen, entzückt. Die Briefe an Andres sind unvergleichlich schön, aus dem tiefsten Grund eines christlichen Gemüthes geschöpft und so einfältig wunderlich, so unverhalten wahr, so heilig vergnügt, so bescheiden derb u. s. w. So erscheinen sie mir, so gewinne ich sie lieb und den guten seligen Mann und sein Haus, darin es so freundlich hell ist, weil das Licht von oben hineinfällt. Auch aus dem Schubert habe ich vorgelesen und freue mich seiner Bekanntschaft. Wenn ich indessen auf die einzelnen Erzählungen komme und irgend eine Liebes-, auch wohl Rittergeschichte vorlese, so muß ich mich zusammen nehmen, um recht ehrbar zu bleiben. Das Komische liegt aber nicht in der Sache, sondern in dem Gedanken, daß, wenn mich Jemand fragen würde: was liesest Du da, Candidat? ich antworten müßte: eine Liebes- oder Rittergeschichte! Es ist aber dennoch mir ein wahrhaft schönes, d. h. ein christliches Buch."

Von dieser Veränderung wurde auch sein eignes Dichten auf's Stärkste betroffen. Er schreibt darüber unter dem 5. Mai 1826: „Da die Dichtkunst einst eine so bedeutende

---

*) August Freiherr v. Arnswaldt, Sohn und Großsohn hannoverscher Minister, geb. in Hannover am 13. August 1798, auf der Schule zu Gotha, studirte zu Göttingen 1816—1820. Hierauf im auswärtigen Ministerium angestellt, aber früh als Legationsrath abgegangen, lebte in Hannover mit theologischen und historischen Studien beschäftigt und starb dort am 27. Junius 1855. Näheres über ihn weiter unten (zum Jahre 1838) und aus Münkel's Erinnerungen in dessen nachgelassenen Schriften, herausgegeben von M. Frommel 1889, S. 12 f., sowie von A.'s Jugendfreunde Umbreit in den Theol. Studien und Kritiken 1857, S. 395 f. Schon in Gotha und Göttingen von der romantischen Strömung ergriffen, nahm er insbesondere deren religiöse und historische Elemente in sich auf, versenkte sich liebevoll in's Mittelalter, auch in die mittelalterliche Kirche, und bewunderte im Anschluß daran den Bau und die Macht der modern katholischen, obwohl er persönlich aufrichtiger Lutheraner blieb. Als Mittelpunkt vielfacher Beziehungen zu christlich Erweckten hat er lange Jahre lang anregend gewirkt, er ist von großem Einfluß auf die Entwickelung der dem obrigkeitlichen Kirchenregimente abgeneigten Orthodoxie im Lande gewesen.

Rolle in meinem Leben spielte, so schreib' ich Dir Einiges darüber. In der Weise, wie ich früher sang, singe ich jetzt nicht mehr. Dem Herrn weihe ich mein Leben und meine Liebe, so auch meinen Gesang. Seine Liebe ist das eine große Thema aller meiner Lieder, sie würdig zu preisen und zu erheben ist die Sehnsucht des christlichen Sängers. Er gab mir Lieder und Gesang, ich gebe sie ihm wieder!

Ihm bin ich, was ich bin.
Drum leg' ich Sang und Lieder,
Die er gegeben, wieder
Vor ihm zum Opfer hin!"

Wenn nun einige seiner frühern Freunde dies nicht begreifen konnten und eine Einengung und Verkümmerung seiner dichterischen Gaben darin sahen, so war das freilich von ihrem Standpunkte aus begreiflich und hatte sogar einigen Schein in den nun folgenden Leistungen Spitta's. Nicht nur dichtete er nicht mehr, wie er früher gedichtet hatte, er steckte sich auch das Feld seiner dichterischen Thätigkeit viel enger. Früher trug er sich mit großen Entwürfen und versuchte sich sowohl im einfachen Liede, als im Drama, im Epos, im Märchen u. dergl., wovon noch bis jetzt die Bruchstücke vorhanden sind. Seit seiner geistlichen Umwandlung hingegen fiel alles weg bis auf das Lied, und selbst das Lied quoll aus seinem Herzen nur noch als geistliches Lied, um die Liebe zu preisen, die ihm widerfahren war. Allerdings war also seine dichterische Thätigkeit recht stark eingeschrumpft, wenn man es so nennen will. Aber verloren war damit gar nichts, hingegen gewonnen sehr viel. Spitta's eigentliche Begabung war das Lied; was sich ihm in Bild, Gestalt und Handlung vorstellte, das setzte sich in seinem Gemüthe in Stimmung um und suchte sich in den Ergüssen des Liedes den entsprechenden Ausdruck. Wenn er daher alle übrigen Dichtungsarten fahren ließ und ganz beim Liede blieb, so leitete ihn ein richtiges Gefühl, dasselbe Gefühl, mit dem er überall so treffend die Marksteine seiner Natur und Begabung herausfand. Wir bedauern deshalb Spitta's Beschränkung auf das Lied nicht, und eben so wenig bedauern wir seine Beschränkung auf das geistliche Lied. Es muß doch schon auffallen, daß keins von seinen weltlichen Liedern aus früherer Zeit, wo er mit solcher Hingebung dichtete, Eingang und Anerkennung gefunden hat, während seine geistlichen Lieder, die nur gelegentlich in den Mußestunden geformt wurden,

mit so viel Liebe und Freude weit und breit aufgenommen sind. Das ist doch ein deutlicher Fingerzeig, daß Spitta's Gabe das geistliche Lied war und daß er erst im geistlichen Liede sich selber fand. Es ist ihm umgekehrt wie Petrarca gegangen. Petrarca's schönste Lieder, die seinen Namen durch die ganze Welt trugen, waren seine Liebeslieder an Laura. Als er später ernster wurde, verlor er den Geschmack an seinen weltberühmten Liedern und dichtete im geistlichen Ton. Wenn aber nicht sein Name davor stände, würde man die Dichtungen kaum beachten. Dagegen konnte sich Spitta glücklich schätzen, daß ihm seine schönsten Gaben geschenkt und aufbehalten waren, um den Schönsten unter den Menschenkindern zu preisen.

Ihm selbst war das eine Freude, und wenn er jetzt nicht so oft sang, als vormals, so sang er desto mehr mit Herzenslust. Er studirte nicht darauf, wie er wohl wieder ein Lied verfertigen und welche hübsche Sachen und Wendungen er darin anbringen möchte, um sich den Namen eines Dichters zu erringen. Sondern weß das Herz voll war, deß ging der Mund über und davon erklangen die Saiten seiner Harfe. Er sagt einmal: „Gottes Liebe macht lautredende Herzen, aber verschlossene Lippen." Er hatte ein Bedürfniß, sich auszusprechen, und auf die gewöhnliche Weise wollte es nicht gehen. Diesen Mangel mußte das Lied und die Musik erstatten. „Erfreulich", schreibt er an Haccius, „waren mir Deine kleinen poetischen Ergießungen, insofern sie mir einen Blick in Dein schönes, bewegtes Gemüth vergönnten. Du wirst auf diese Art manch einen schönen Festgedanken sicherer bewahren können, wenn Du ihn so in das ihm gebührende poetische Festgewand kleidest. Die liebende Seele wird dichtend und der Dichter ist ewig liebend. Das ist doch gewiß eine alte, bewährte Wahrheit, obgleich ich Dich damit nicht auf das arge Dilemma führen will, als ob entweder die Seele nicht liebe, wenn sie nicht dichte, oder aufhöre zu lieben, wenn die poetische Ader nicht mehr fließt. Des Jünglings Seele gleicht einer Harfe; wenn man sie der freien Frühlingsluft, dem wehenden Athem der Liebe vom Studirzimmer aussetzt, fängt sie wunderbar an zu klingen; aber wenn der Jüngling nun mit ihr hinauszieht selbst in das frische Frühlingsschweben, wenn er sich diesem ganz hingegeben fühlt, schweigt sie — weil der Gegensatz zwischen der Stubenprosa und der Liebespoesie aufgehört hat." Wie er hier andeutet, entstanden

seine Lieder meist auf der Studirstube, wo er sich beschaulich in sich selbst versenken konnte, ohne von der äußern Umgebung abgezogen zu werden. Sie verdankten aber oftmals ihre Geburt einem vorangegangenen Fasten, nach welchem der inwendige Mensch des Gemüthes um so mehr seine unterdrückten Rechte geltend machte. „Es steht“, sagt er, „2. Kön. 3, 15 geschrieben, daß der Prophet Elisa sprach: Bringet mir einen Spielmann. Und da der Spielmann auf den Saiten spielte, kam die Hand des Herrn auf ihn. So kann ich denn auch meinerseits nicht läugnen, daß, wenn ich von vielem Studiren dumm ward und ich die innere Leere in meinem Kopfe fühlte, weil der Geist des Herrn fehlte, ein Lied mich oft unbeschreiblich erquickte und von Neuem mit Liebe und Leben füllte, obgleich ich dabei mein eigner Spielmann war. Es liegt doch auch wohl Musik und Poesie und Religion sich so nahe, daß man glauben möchte, der Unterschied sei nur ein blos formaler, und was uns die erstern als Wahrheit in sinnlicher Bekleidung geben, erkenne auch die Religion als ihren Geist an. Unser Herr Jesus kennt in seiner Lehrart keine Poesie wie David und seine Lehrsänger, gerade weil er wie sie die Wahrheit nicht zu versinnlichen brauchte, sondern, wie Du aus Joh. 14, 6 weißt, die Wahrheit selbst war und dazu auch das Leben. Wenn man dem großen Zwiegespräch zwischen Gott und den Menschen zuhört, von dem ersten: Adam, wo bist du? bis zu der Zeit, wo sich die Himmel öffneten über dem zweiten Adam eines neuen Menschengeschlechts, und er sprach: Dies ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören! — so bemerken wir immer von Seiten Gottes ein gnädiges Herablassen zur sinnlich poetischen Form und von Seiten des Menschen ein Verlangen nach symbolisch poetischer Form für den unsichtbaren Gott, den sie ohne diese weder mit den Sinnen greifen, noch in’s Herz fassen können. So ist denn die Poesie gewissermaßen eine Symbolik des unsichtbaren Gottesgeistes, eine Form, welche Gott als Form absichtlich durch seine Propheten heiligte, aber als Wesen (Götzendienst, Bilderdienst, Heiligenverehrung) ausdrücklich verdammt. Damit liegt denn auch in allen Vermenschlichungen des A. Testamentes, ja selbst in der ganzen Poesie, Maler- und Bildhauerkunst der Alten ein Trieb Gottes und ein Verlangen der Menschen nach einem sichtbaren Gott, den sie näher hätten, als den verborgenen unsichtbaren, der die große Lücke zwischen Himmel

und Erde ausfülle, der unsre Gestalt annähme, sich in unsre Sinnlichkeit kleide mit seiner geistigen Herrlichkeit und uns so hinaufziehe von der Form zum Wesen, vom Ahnen zum Schauen, von dem Sehnen als dem Trieb des Lebens zum Lieben als dem Leben selbst.“ Spitta schildert hier das Bedürfniß, das ihn selbst sehr stark beherrschte, nicht in das Bereich des reinen Geistes hinaufzusteigen, sondern jene Welt in das Gemüth und das Leben herabzuziehen und ihr seinen eigenen innersten Ausdruck zu geben, was seinen wahren Dichterberuf bekundet. So oft er sich in die Theologie verlor, kehrte er von daher mit etwas zurück, das sich bei gelegener Zeit in seine Anschauungen umsetzte, und daraus wurden viele der Lieder, welche in der ersten Sammlung einen Ehrenplatz einnehmen. An seinen Bruder schreibt er den 7. Juli 1824: „Die einliegenden Lieder, die Du als Erzeugnisse meines seit Ostern zum dritten Male eifriger begonnenen Studiums des Briefes an die Römer anzusehen hast, lies mit Freuden! Da ich sie in den verschiedensten Gemüthsstimmungen geschrieben habe, so überschrieb ich sie zum Unterschied von einander: Saulus und Paulus.“ (Die Ueberschriften sind später geändert.) „Ich theile Dir dieselben mit Freuden mit; ich bin mir keines bestimmten Zweckes bei der Niederschreibung derselben bewußt und ich glaube auch, daß so und nicht anders diejenigen Lieder entstehen müssen, die vielleicht dereinst einmal zu einem solchen Zwecke dienen sollen, wie wir ihn uns früher vorsetzten.“

Lüne war für Spitta's dichterische Thätigkeit ein sehr geeigneter und ergiebiger Boden, aus dem ein ganzer Reichthum von Liedern emporsproßte. Die wohlthätigen häuslichen Verhältnisse, das stille Landleben, die glückliche Beschäftigung mit den Kindern und der Kreis gleichgesinnter Freunde, in dem er Erquickung und Anregung fand, ohne zerstreut zu werden, machten ihm die gemüthliche Beschaulichkeit möglich, aus dem seine Lieder als geweihte Kinder des göttlichen Friedens und der herzinnigen Einfalt hervorgingen. Sie sind in Gedanken und Ausführung äußerst einfach, als hätten sie nicht sehr viel zu sagen, namentlich nicht von geistreichen und tiefdurchdachten Sachen; aber sie haben eine große Innigkeit, womit sie unmittelbar ansprechen, und geben derselben irgend eine pikante Wendung, welche dem gewöhnlichsten Verständnisse zugänglich ist. Dadurch haben sie sich ihren großen Leserkreis erworben, besonders da die in den Liedern

ausgesprochenen Stimmungen und Gefühle so ganz und gar ihren Wiederhall in dem neuerwachten Glaubensleben fanden. Als Spitta später versuchte, einen rein kirchlichen Ton in seinen Liedern anzuschlagen, fand sich, daß dafür die Zeit noch nicht gekommen war.

Einen andern Ausdruck suchte Spitta dem, was in ihm lebte, durch die Predigt des göttlichen Wortes zu geben, die ja sein eigentlicher Lebensberuf war. Er predigte ziemlich häufig, theils in Lüne, theils in Lüneburg, und bereitete sich dazu jedesmal mit ernstem Gebet und Betrachtung seines Textes vor. Wenn er anfangs die Predigten nicht wörtlich aufschrieb, so ließ er von dieser Sitte sehr bald und lernte genau, was er wörtlich ausgearbeitet hatte, ohne sich jedoch sklavisch an sein Conzept zu binden. Bei seiner Art zu arbeiten, wurde ihm das Abfassen der Predigten nicht schwer, wenn er auch wohl hin und wieder einmal klagte, daß sich die Schleusen des Himmels nicht aufthun wollten. Sehr selten strich er bei der Ausarbeitung auch nur ein Wort aus, und so sind seine geschriebenen Predigten von seinen Candidatenjahren bis an sein Ende wie saubere Reinschriften anzusehen. Was Form und Inhalt, Ton und Ausdrucksweise der Predigten anbetrifft, so stechen sie auffallend gegen die Lieder ab, so daß Manche, welche den Liederdichter kannten, sich in die Predigten nicht finden konnten. Zwar mit ihnen gemein haben sie die Einfalt und ungemeine Einfachheit und Natürlichkeit der Anlage und Ausführung. Aber verschieden sind sie im Ton und in der Ausdrucksweise. Nicht nur entkleidete sich Spitta in seinen Predigten des poetischen Schmuckes der Sprache gänzlich, er verschmähte es sogar, mit den Empfindungen die Herzen zu fassen, welche seinen Liedern die Herzen gewannen. Zwar hat Spitta darin schon Vorgänger bei ältern Liederdichtern unserer Kirche, deren Lieder und Predigten gleicher Weise von einander abweichen. Es liegt aber bei Spitta noch ein besonderer Grund zu dieser Erscheinung vor, der nicht darin gesucht werden darf, daß er in der Predigt nicht derselben Geister mächtig gewesen wäre wie im Liede. Er gab mit Absicht der Predigt eine andere Fassung, als seinen Liedern. Denn in den Liedern sprach er sich selber und seine Gemüthszustände aus, wie sich darin die göttlichen Dinge spiegelten. Das fühlte er aber wohl, daß er auf der Kanzel die entgegengesetzte Aufgabe hatte, sich selbst zurücktreten und den

Herrn und sein Wort reden zu lassen. Eben darum hielt er auch die leichtere poetische Form der Würde des Gottesdienstes nicht für angemessen, in dieser wollte und mochte er den Herrn nicht zu seiner Gemeinde reden lassen und mit diesem poetischen Schmucke mochte er den nicht bekleiden, der seine Würde in der Einfalt und seine Herrlichkeit in der Demuth und Niedrigkeit geoffenbart hatte. Während er bei der Abfassung seiner Lieder viel aus sich selber schöpfte, hielt er sich bei seinen Predigten möglichst eng an die hl. Schrift; nicht nur, daß er ohne eigenes Wählen dem jedesmaligen Texte in seinen Gedanken gerecht zu werden suchte, er kannte auch kein höheres Ziel, als sich ihre Majestät in ihrer ungeschmückten Einfalt zu eigen zu machen und ganz in ihrer Sprache zu reden, wobei freilich die Sprache der neutestamentlichen Briefe hauptsächlich das Muster hergab. Es konnte ihm eine ganz besondere Freude machen, wenn er fühlte, daß ihm der biblische Ausdruck in etwas gelungen war, und mit Vergnügen wiederholte er solche Stellen seiner Predigten. In diesem Streben ließ er sich durch nichts irre machen, und so gern er Predigten las, in welchen sich die Kunst menschlicher Beredsamkeit doch mit einer gewissen Keuschheit entfaltete, so wandelte er unbeirrt seinen Pfad. In auffallender Weise gleichen daher seine ersten Predigten seinen letzten, und nur ein schärferes Auge nimmt die Unterschiede zwischen der Candidatenzeit und der Zeit des erfahrenen Predigers wahr. Er ist in dieser Hinsicht ein Mann aus einem Stücke. Vorherrschend ist in seinen Predigten die Erbaulichkeit; denn wenn gleich die Lehre eingeflochten war, so blieb Spitta doch gern bei dem Nächsten und Einfachsten stehen, ohne je über den Gesichtskreis des gemeinen Mannes hinauszugehen, und übersetzte die Lehre so in das Praktische, daß er überall in den Schranken der Erbaulichkeit blieb. Wer Spitta kannte, wer sein gesalbtes Angesicht auf der Kanzel sah und ihn reden hörte, der sah und hörte auch, daß diese Predigtweise ganz dieses Mannes Ebenbild war und daß diese Predigtweise von der Persönlichkeit des Mannes getragen wurde, weshalb ihm Jemand einmal bei der Herausgabe seiner Predigten den Rath gab, er möge nicht vergessen, sich selbst davor drucken zu lassen.

Diese Predigtweise verzichtete in voraus darauf den Ruhm eines Kanzelredners zu erjagen. Verwöhnte Ohren fanden bei ihm keinen Schmaus, und die Feinschmecker ver-

mißten die pikanten Zuthaten. Wer noch etwas anderes suchte als Christum und das Manna vom Himmel, der fand sich getäuscht. „Ein guter Kanzelredner zu werden“, sagt er, „liegt mir eben so wenig im Sinn, als ein guter Parlamentsredner zu werden; aber ein christlicher Prediger möcht' ich sein, der in jeder amtlichen Beziehung die Krone seiner Gelehrsamkeit vor dem Throne des Lammes niederlegt, und in wahrhaftiger Demuth im Dienste des Evangeliums sich weigert seine Ehre zur Schau zu tragen in dem, worüber man den Herrn verlästerte und anspie.“ Dennoch erregte er in den frühern Jahren mit seiner Predigt einiges Aufsehen. Schon in Lüne konnte er schreiben: „Mir wiederfährt es, daß, wenn ich predige, die Kirche immer sehr angefüllt ist.“ Die Neuheit der Sache, das Auffallende eines solchen galiläischen Mannes mochte sein Theil dazu beitragen. Aber manches Ohr hörte doch auch etwas von der Botschaft des Lebens heraus; und viele bekamen den Eindruck, daß hier nicht bloß geistliche Redensarten verhandelt würden, sondern daß die verhandelten Dinge in dem Prediger selbst lebten und zu einer Wahrheit geworden waren; dasselbe, was Spitta mit den Worten ausdrückt: „Wenn man dem Manne da oben auf der Kanzel nicht das Feuer des hl. Geistes abmerkt, so sind seine besten Worte für den Hörer vergeblich.“ Solche aber, die in seinen Geist eingegangen waren, und vor allen Dingen eben das suchten, was Spitta gab, bewunderten seine Predigtweise, der sie keine andere in der Zeit zu vergleichen wußten, weil sie der apostolischen an Einfalt und Salbung am nächsten käme. Und das geschah nicht bloß von einfältigen Christen aus dem Volke, es geschah von hochgebildeten und hochgestellten Leuten, die gerade in diesen Stücken ein scharfes Urtheil hatten. Nur in seinen spätern Mannesjahren litt seine Predigtweise einige Einbuße. Die frühere Lebendigkeit wich einer größern Ruhe, die sich auch in dem langsamern Vortrage fühlbar machte; und wiewohl seine Predigten im wesentlichen noch dieselben waren, so konnten sie doch diese Ruhe schwer vertragen, insofern sie in Worten und Gedanken sehr einfach angelegt waren.

Spitta's Predigtweise ist vom ersten Augenblicke an ein Werk der Selbstverleugnung gewesen. Von dem Seinen wollte er Gott dienen, aber das Seine wollte er sich zuvor von Gott geben lassen, um Gott lauter mit dem zu dienen, was Gottes war. Dabei hatte er manchen innern Kampf

zu bestehen, der ihm zeigte, wie schwer das war. Er schreibt von einer Predigt: „Ich hatte sie trotz aller Versuchungen dabei gut ausgearbeitet; und ich fühlte, wie der Geist Gottes auch in einem unwürdigen Werkzeuge thätig sein kann. Aber meine Seele war vor und nach der Predigt nicht ganz frei von Eitelkeit. Den schwersten Kampf erwartete ich auf der Kanzel selbst; doch war ich dort demüthig und fromm, weil ich die Herrlichkeit Gottes verkündigte. Predige recht oft, mein treuer Freund, daß Du es früh lernest, dem Teufel dort zu widerstehen, wo seine Versuchungen am größten sind! Predige oft, und wäre es auch um des seligen Zitterns der Seele willen, wenn der Herr durch sie zu seiner Gemeinde redet. Predige oft, und sage nicht mit Jeremias: Ach, Herr, ich tauge nicht zum Predigen, denn ich bin zu jung. Weißt Du nicht, daß es jetzt mehr als je von dem Herrn heißt: Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast Du Dir eine Macht zugerichtet?" Einige Wochen nachher schreibt er: „Ueber die Anlage meiner Predigt nichts weiter! Noch einiges über mich, den Prediger! Aber dieses soll auch nur in den wenigen Worten bestehen, die ich über mich in mein Tagebuch schrieb: O Segen dem Geiste, der mich diesen Tag beseelte, es war der Geist der scheusten Demuth! Als ich aus der Kirche kam, fürchtete ich mich, irgend ein Lob über meine Predigt zu hören; aber die Versuchung kam dennoch und mein Herz ward traurig darüber. Abends hörte ich verstohlen mich rühmen, schlich mich davon und seufzte: „Wehe, wehe, mein Herz halte fest an der Demuth!" Noch stärker spricht sich der Unwille in seinem Tagebuche aus: „In üppigen Träumen war Seele und Leib gewiegt, der Schrecken vor mir selbst weckte mich auf. Ich kleidete mich an ohne einen frommen Gedanken an Gott, der den Morgen so schön durch meine Fenster scheinen ließ. Ich eilte in den Garten, weil eine bessere Stimme in mir mich mahnte, mich zu zerstreuen und dann mit Ernst an mein Tagewerk zu gehen. Wie ich's oft gethan, so hatte ich auch heute den Thomas a. Kempis bei mir. Ich schlug ihn auf, und traf gerade B. 3, S. 54 „über die verschiedenen Kennzeichen der Natur und der Gnade". Heilige wahre Worte las ich, aber sie heiligten mich nicht, und die Wahrheit flog wie ein flüchtiger Mondschimmer über die Finsterniß meiner Seele. Nicht einmal meine Aufmerksamkeit konnte ich fesseln; denn ich schaute oft links und rechts, ob ich denn von niemand ge-

sehen würde, denn das hätte mir sehr wohl gefallen. Ich kehrte zurück auf mein Zimmer, setzte mich an meinen Schreibtisch, und arbeitete an dem Schluß einer Predigt, die ich am ersten Pfingsttage hier halten soll. Augenblicklich überflog mich wohl eine warme Liebe zum Heilande, denn mein Thema war der Friede in Christo; augenblicklich fühl' ich die Seligkeit des Friedens, sich mit der unendlichen Last seiner Sünden in die Wunden Christi zu versenken: aber dazwischen kirrte und kitzelte mich der Teufel der Selbstsucht und des Ehrgeizes, nach schönen Gedanken zu suchen, sich zu zieren mit vergoldeten Worten, um mir, dem Prädikanten, Lob und Ruhm bei den Leuten zu erwerben. Mit ziemlicher Gleichgültigkeit gab ich dann meinen Zöglingen Unterricht, aß und trank. Genug, der Nachmittag und Abend war nicht besser als der Morgen!" Diese innern Kämpfe noch aus der frühern Zeit werden zugleich Licht auf seine Predigtweise werfen, und es erklären, warum er den schönen Gedanken mit vergoldeten Worten aus dem Wege ging.

Sie sind aber auch dafür lehrreich, uns einen Blick in seine innern Kämpfe thun zu lassen, die sogleich nach seiner Umwandlung begannen und ihre eigene Geschichte hatten. In den ersten Wochen seines Aufenthaltes zu Lüne hielt die anfängliche Freude über seinen großen Gewinn noch an. „Ich habe Dir," heißt es unter dem 22. Juni 1824, „in meinem letzten Schreiben so viel ernste Betrachtungen mitgetheilt, daß mein Bild vielleicht ganz verändert vor Deine Seele treten könnte. Laß das nicht geschehen! Was mein Herz auch immer bewegen mag, es tritt nie bei mir in einer finstern, trüben Form hervor. Für jeden Seufzer hat mein Herz auch schon wieder ein hoffnungsvolles Lächeln, für jede bittre Klage einen frommen Trost. Ich bin ein seliger Mensch, selig in Freude und Schmerz. So, glaube ich, kennst Du mich schon lange, so wirst Du mich, will's Gott, auch wiederfinden." Gleichwohl sieht man schon in diesen Worten etwas von innern Kämpfen hervorscheinen, die mit der Zeit an Stärke zunahmen. In seiner stillen, bürgerlich nüchternen Lage war er ganz auf sich geworfen und auf die Einkehr in sich selbst angewiesen. Das romantische Studenten- und Dichterleben war vorüber, die prosaische Wirklichkeit mit ihren ordinären Anforderungen trat an ihn heran, und er mußte sich mit ihr abfinden. So günstig nun einerseits diese Lage für ihn war, so machte sie ihn doch andrerseits nüchtern,

und hielt ihm an den täglichen Uebungen der kleinen und großen Pflichten seines Berufes sein eigen Bild vor, welches ihn zu erneuter Selbstprüfung aufforderte. Hier mußte er zunächst inne werden, daß die starken Bewegungen seines Gemüthes nicht der heilige Geist selber seien; und indem er Natur und Gnade unterscheiden lernte, wurde er auch darauf gewiesen, die Gnade Gottes mehr in der Beweisung der Glaubenskraft als in den Gefühlen zu suchen. Wenn er sich dadurch mit der Schwärmerei auseinandersetzte, so hatte er doch nur erst die zu lösende Aufgabe vor sich. Er mag sich darüber selbst aussprechen. „Ich kenne wohl," sagt er, „die überschwängliche selige Trunkenheit des Gemüthes, das, auf dem unbekannten Ocean des Lebens zwischen Seelendurst und Herzensbedrängniß schwankend und den neuen Welttheil suchend, endlich in der Ferne Land sieht und Land! ruft, gleichsam als ruhe der Fuß da schon, wo die Sehnsucht hin verlangt. Aber weil ich es für zu gefährlich hielt, sich ganz dieser trunkenen Freude hinzugeben, und darüber Steuer und Ruder zu vergessen, oder besser, weil ich es selbst erfahren habe, wie leicht dies der Fall sein kann; so stimmte ich in meinem letzten Schreiben dem Tone Deines Schreibens nicht bei. In ein bürgerliches Leben versetzt, das hinsichtlich seiner Aeußerlichkeiten nun einmal genommen werden muß, wie es ist, würden wir oft ohne den schwierigsten Widerstreit der Pflichten oder das unangenehmste Hin- und Herfahren nie fertig werden können, wenn nicht entweder ein Mittelweg zwischen der Poesie der begeisterten Seele und der kühlen Prosa der Lebensverhältnisse, oder aber ein Standpunkt in dieser zu finden wäre, wo uns noch die Luft des Himmels umweht, wir also, noch immer in der Endlichkeit befangen, nach Unendlichkeit verlangen. Zwischen Erde und Himmel wandelt der Mensch, und dieses schwankende Mittelleben ist eine von den Generalversuchungen des Teufels. Wer den Schmerz einer solchen Lage nie gefühlt hat, ein solcher, von dem man mit Recht sagen kann, er sei ein Staubgeborner, der denkt nun auf einmal, der Himmel sei weiter nichts, als eine Decke über der Erde, wie jedes Haus sein Dach haben müsse, stößt seinen Pilgerstab in die Erde und spricht: Hier laßt uns Hütten bauen. Das sind die eigentlichen Weltkinder. Eine zweite Classe von Pilgern auf dem Wege zwischen Himmel und Erde wissen wohl, daß der Himmel etwas mehr sei als ein Dach der Erde. Aber was

diese bedeute, wissen sie nicht; die Augen binden sie sich zu, um auf ihrer Wallfahrt nach dem Himmel nichts von der Erde zu erblicken, und wenn sie bei diesem Umhertappen in Abgründe fallen, borgen sie von dem ersten besten ihres Gleichen Flügel und Schwung sich herauszuheben. Ob sie im eigentlichsten Sinne den Himmel erreichen, sei dahingestellt! Doch sollte man glauben, es sei ihnen nur an dem Umherirren, Schwärmen und Suchen nach dem Himmel gelegen. Und das sind die eigentlichen Schwärmer. Die unglücklichsten Menschen sind die einer dritten Classe, die da die ganze Seligkeit des Himmels vorausahnen, und die ganze Last und den ganzen Schmerz der Endlichkeit fühlen, die da täglich an den müden verwundeten Füßen den sauern Weg auf der Erde abmessen, und täglich in den Himmel, in ihr sehnsüchtig verlangtes Vaterland, blicken, — und den Weg und die Brücken nicht finden können von dieser in jenen. Das sind jene alleinstehenden, kämpfenden Seelen, zu denen der Versucher mit bitterm Spotte tritt (Matth. 4, 1 u. f.). Nun frag' ich Dich, zu welcher Classe rechnest Du Dich? Segen über Dich, wenn Du wahrhaftig von Dir sagen kannst, der hl. Geist wirke in Dir! Ich sage dies nicht von mir und kann es nicht sagen, ohne mich selbst zu täuschen; denn die fromme Begeisterung, die mich oft augenblicklich ergreift, kann ich nicht das Wehen des hl. Geistes nennen, der einen Paulus ganz aus sich heraus in die Tiefen des göttlichen Wesens eingehen ließ. An die höhere Kraft, von der Du redest, glaube ich, aber mein nenn' ich sie noch nicht; wenigstens finde ich in jener augenblicklichen Begeisterung, in jener augenblicklich in mir aufleuchtenden Liebesflamme, noch keinen Grund, sie mein zu nennen, denn Gott bedient sich auch der Sünder zu seinen Zwecken. Aber, daß sie noch mein wird, diese stellvertretende Gotteskraft, das hoffe ich fest; denn ich bin ja auf dem Wege einzusehen, daß ich nichts vermag, wenn ich in Gott nicht bin."

Was Spitta drückte, war die große Schwachheit und Blödigkeit seines Fleisches, aus der ihm alle Stunden neu die Anstöße und Versuchungen hervorbrachen. Er kämpfte mit den Waffen des Geistes dagegen, aber der Kampf offenbarte ihm erst recht den zähen Widerstand seiner Natur und seine Armuth. Hier half ihm weder sein reiches Gemüth noch seine seligen Gefühle, die er sogar ziemlich mißtrauisch ansehen konnte, wenn sie ihm seinen tiefen Schaden verdecken

wollten. Sein Tagebuch liefert den Beweis, daß er unter solchen Kämpfen gelernt hatte, der Sünde tiefer auf den Grund zu sehen, und ihr bis in die geheimsten Schlupfwinkel des Herzens nachzufolgen. Von vielen Stellen mag hier eine stehen, welche jeden Leser, der kein Fremdling in seinem eigenen Hause ist, veranlassen wird, sich mit Spitta an die Brust zu schlagen, wenn gleich bemerkt werden muß, daß solche Bekenntnisse nach ihrer Natur das Auge vorzugsweise auf die langen Schatten heften, und nicht zu wissen scheinen, daß solche Schatten nur in dem vorhandenen Lichte wahrgenommen werden können. „Vor Dir, du Allsehender, Herzenskündiger", schreibt er den 12. Nov. 1826, „will ich mein Herz offen darlegen, nicht zwar, daß Du es erkennst, sondern daß ich es erkenne. Und du machst mir mein Geständniß leicht, denn Du bist ja treu und gerecht, daß, wenn wir Dir unsre Sünde bekennen, Du sie uns nach Deiner großen Gnade in Christo vergiebst. Ach, forderteſt Du ohne das Versprechen der Vergebung uns zum Geständniß unsrer Sünden auf, ich schwiege wohl ewiglich gern davon; aber nun öffnest Du mir durch Deine zuvorkommende Liebe den Mund, und das Geständniß meiner Schuld wird ein seliges Preisen Deiner Gnade. Vor allen Dingen bekenne ich Dir meine große, tiefe, feine Selbstliebe. Daß in mir nichts Gutes wohnet, weiß und fühle ich, selbst wenn Du es mir nicht durch Dein Wort sagtest. Nun liebe ich mich freilich nicht, sofern mir das Gute fehlet und das Böse in mir wohnet, aber ich liebe mich selbst auf eine feinere und deshalb um so gefährlichere Weise. Das zeigt sich besonders da, wo ich um Deiner Wahrheit willen angefeindet werde. Da bin ich betrübt und eifre nicht sowohl um die Feindschaft gegen Deine Wahrheit, sondern insofern sie *meine* Wahrheit geworden und von *mir* angenommen ist; und ich fühle recht wohl, daß mich aller Welt Feindschaft gegen Deine Wahrheit nicht so beunruhigen würde, wenn nicht mein Ich hier mit im Spiele wäre. Auch wünsche ich recht viele Bekenner Deiner Wahrheit, nicht so sehr aus Liebe zu Dir und zu meinen Mitmenschen, daß Du geehret und ihnen geholfen würde, sondern aus Liebe zu mir und um meiner eignen Ehre willen, auf daß ich durch die Menge Deiner Bekenner in meinem Geständniß gerechtfertigt und von den Leuten gepriesen würde. Dahin, ach Herr, zielt so oft mein Predigen und Lehren! Und weil in der Liebe zu Dir nichts für meine Selbstliebe abfällt, so

liebe ich Menschen, die meiner Selbstliebe oft ohne ihren Willen dienen, mehr als Dich, denke an sie mehr als an Dich; und doch erkenne ich, daß Du, als der allein Gute, auch allein das Gut bist, das alle Bedürfnisse befriedigt. Ich weine über meine Lieblosigkeit gegen Dich und über meine Selbstliebe, und Du siehest diese Thränen, die Du selbst mir entlockt hast durch Vorhaltung Deiner Liebe; aber wie bald erstickt meine Selbstliebe diese göttliche Traurigkeit wieder! Ach, gieße Deine Liebe aus in mein Herz durch Deinen heil. Geist, daß mein Mund rede, wes das Herz voll ist, nur allein von Deiner Liebe und Erbarmung! O wie tief ist mein Verderben, aber wie unergründlich tief die Gnade, die mich dennoch nicht verderben läßt, die mir immer die rettende Hand darreicht, und mich also vor dem Verzagen und Verzweifeln bewahrt." Wie gesagt, dies Bekenntniß stammt aus einer etwas spätern Zeit, als von der wir reden; allein die Kämpfe selbst gingen nicht erst später an. Da kam er eine Zeit lang in's Grübeln hinein über sich selbst und vergrub sich in traurigen Betrachtungen, ohne doch dadurch einen Schritt weiter zu kommen. Ja er merkte bald, daß solche selbstquälerische Grübelei ihn nur ausmergele, und schreibt deshalb an seinen Freund, der später in einer ähnlichen Lage war: „In einer solchen Zeit müssen wir möglichst jede Veranlassung zum Grübeln über uns selbst vermeiden, und uns vor den Nikodemusfragen wohl in Acht nehmen: wir fragen und bekommen doch keine Antwort, ja irren und verwirren uns noch mehr, und verhindern die Wirksamkeit des heil. Geistes in uns." Er selbst zog schon nach einigen Erfahrungen den Fuß aus diesen Tiefen zurück, theils weil seine Natur zu Grübeleien und Selbstquälereien nicht neigte, theils weil ihn sein guter Geist bald auf die rechte Fährte leitete. „Wir dürfen uns", sagte er, „nicht mit Fleisch und Blut besprechen, ob dieses zulasse, daß wir zu dem großen Sünderfreunde gehen dürfen, denn dieses sagt immer Nein! weil es in ihm den Widersacher erkennt, der seiner uralten Freundin, der Schlange, den Kopf zertreten wird. Sondern sobald das Wort von uns gehört wird auf dem Meere des Lebens: Es ist der Herr, der am Ufer steht und unsrer begehrt! sollen wir uns nicht lange besinnen, sondern es dem Petrus (Joh. 21, 7.) nachthun, und uns in's Meer werfen voller Zuversicht und Vertrauen." Das war seine Generalarzenei, welche er gebrauchte. Er war noch nicht mit

sich fertig, und konnte auch nicht mit sich fertig werden; aber darum gab er sich dem Herrn in die Kur, und vertraute, daß der ihn zurecht bringen würde. Den Herrn aber suchte er in seinem Worte, und sein Wort durchsuchte er fleißig, um des Herrn Rath und Kraft zu finden. Das ersparte ihm manchen sauren Weg, und bewahrte ihn vor der gesetzlichen Treiberei, welche mit dem Laufe der Jahre bei den Erweckten immer mehr um sich greift.

Menschlicher Weise verdankte er Luther das meiste, denn ihn las er unausgesetzt, und gebrauchte ihn als Erklärer der Schrift und als Führer durch die Irrgewinde seiner Gedanken. Luther hatte diese Kämpfe, in welche er jetzt gerathen war, in der Tiefe durchgemacht, und war allen Angefochtenen ein Vorbild geworden, wie sie durch Lehre und Trost der Schrift aus der Tiefe zur Höhe der göttlichen Erbarmung gelangen und Frieden finden konnten. Spitta war überrascht und getroffen von der Wahrheit, mit welcher Luther ihm seine Seelenzustände aufdeckte, und durchforschte an seiner Hand hin und her die Schrift, um des rechten Weges gewiß zu werden. Zur Vergleichung zog er die Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche herzu, um darin die Lehre zu studiren, welche der Angelpunkt aller Lehre war. Unter diesen Arbeiten langte er am Ende des ersten Jahres seines Aufenthaltes zu Lüne bei einem wichtigen Abschnitte seiner Entwickelung an, den er selbst in mehreren Briefen geschildert hat. Der Hergang, soweit er sichtbar vorliegt, war folgender: Bei der Allgemeinheit der Gnade für alle Menschen richtete Spitta seine Aufmerksamkeit darauf, woher es komme, daß nicht alle Menschen der dargereichten Gnade theilhaftig werden, und warum der Begnadigte seinen Vorzug vor den andern erlangt habe, da doch beide von Natur Sünder sind, und beiden dieselben Gnadenmittel ausreichend zum Heil und vollkommen dargereicht werden. In Gott kann der Grund nicht liegen, er muß also in den Menschen liegen. Was ist das nun auf Seiten des Menschen, was zwischen ihm und andern einen so ungeheueren Unterschied macht, daß er selig wird, während andre verloren gehen? Das kann doch nichts Kleines sein, und wenn das ist, so muß sich der Christ auf's allerdringendste aufgefordert fühlen, bei sich selber nachzuforschen, ob er den großen und wichtigen Erfordernissen zur Seligkeit genügt hat. Die Frage war für Spitta eine praktische, ging von der Selbstprüfung aus und führte zur Selbstprüfung wieder hin,

weshalb er auch zur Lösung derselben einen rein praktischen Weg einschlug, ohne sich bei Speculationen über Gnadenwahl und menschliche Freiheit aufzuhalten.

Zunächst antwortete er sich selbst, daß der Glaube den großen Unterschied zwischen den Menschen mache, nach den Worten des Apostels Paulus. Wenn aber der Glaube eine solche entscheidende Wichtigkeit hat, so muß er selbst etwas Großes sein, und kann nicht in dem bloßen Fürwahrhalten bestehen, das auch die Gottlosen und Teufel haben, welche nicht warten auf die Erscheinung Christi, sondern vor seiner Zukunft zittern. Aus Hebr. 11, 1 legte er sich die wahre Beschaffenheit des seligmachenden Glaubens zurecht, und erkannte nun, daß demselben alle Gnadengaben und Kräfte Gottes beigelegt seien. Und wenn er nun von da auf den Ursprung des Glaubens zurückging, so fand er, daß der Glaube der Gottlosen nur darum ein äußerlicher Scheinglaube geblieben war, weil es ihnen in ihrer Sattheit und Selbstgerechtigkeit an der Selbsterkenntniß und Buße, an der inneren Demüthigung fehlte, welche allein zum wahren Glauben fähig macht. Erklärt war damit freilich auch noch wenig, zumal wenn man fragen wollte, warum denn bei gleichen Gnadenmitteln der eine zu dieser Selbsterkenntniß und Demüthigung kommt und der andre nicht, obgleich beide nach dem Reiche Gottes trachten. Indeß weiter zu gehen hatte Spitta nicht Lust. „Ich sahe den Heiland", schreibt er, „wie er zum Himmel blickt und dankt dem Vater, daß er das Geheimniß des Glaubens den Weisen und Klugen verborgen hat, und hat es den Unmündigen geoffenbart. Aber auch er hat für das große Warum? keine andre Antwort als: Ja, Vater, denn es ist also wohlgefällig gewesen vor dir! So lege auch ich die Hand auf das klopfende Herz, und beuge das übermüthige Haupt, und bitte Gott um die Weisheit der Demuth."

Als er sich so seinen Glaubensbesitz zur Klarheit und zum Bewußtsein gebracht, und wieder kühn und zuversichtlich seinem Herrn nahte, war er einer großen Last entledigt. „Ich fühlte, als ich mich bis hierher durchgearbeitet hatte", sagt er, „den Himmel so nahe, daß ich hätte hineingreifen mögen. Aber kannst Du es glauben, daß mir hier noch eine geistige Anfechtung bevorstand, die mich fast besiegt, und auf eine feine Art die Krone, die ich demüthig vor dem Throne des Lammes niedergelegt, wieder auf mein Haupt gesetzt hätte?" Eingehend spricht er sich hierüber zu derselben Zeit,

den 6. April 1825, gegen seinen Freund v. Arnswaldt aus: „Was mein inneres Leben anlangt, so sehe ich immer mehr ein, wie wahr der Weise spricht, man hat genug am Worte Gottes, wenn man recht lehren will. Ein wohlgeübter Mann versteht es, und ein Wohlerfahrener kann von Weisheit reden, wer aber nicht geübt ist, der versteht wenig. (Sir. 34, 8. 9. 10.) Dazu paßt denn auch ganz Luther's: Betrachtung, Gebet und Anfechtung machen einen Theologen. Diese drei Erfordernisse eines Theologen und Christen müssen aber nothwendig verbunden sein; denn weil mir das Gebet fehlte, wurde mir die Betrachtung im eigentlichsten Sinne zur Anfechtung. Es liegt ein unbeschreiblicher, furchtbar lächerlicher Hochmuth im Menschen. Er schämt sich umsonst etwas von Gott zu nehmen, er kann's nicht begreifen, daß der Herr mehr sei als ein Wucherer, der seine Güter an den Meistbietenden verkauft, er glaubt nicht anders als mit vollen Händen zu ihm kommen zu dürfen. Ja, wer will es läugnen, daß es dem natürlichen Menschen eigen vorkomme, die Seligkeit durch den Glauben zu erlangen, da er doch im Schweiße seines Angesichtes sich seinen Unterhalt erwerben muß, und ihm das Gnadenbrod nur halb so süß schmeckt, als das sauer erworbene! Indessen kommt er noch wohl über das Eitle der Werkheiligkeit hinweg, sobald er einsieht, daß alles des Herrn ist, und er dem nichts geben kann, dem schon an sich alles gehört. Aber nun den Heiland im rechten Glauben ergreifen — da liegts! Da legt sich denn der Geist auf die Betrachtung, spintisirt und grübelt, zu erforschen, wie unser Glaube, Jesu Verdienst und unsre Seligkeit zusammenhängen; und weil das nicht in seinen Kopf will, verdreht er Gottes Wort, und setzt sich die Krone wieder auf, die er schon niederlegte vor dem Throne des Lammes. So ging mir's. Ich vergaß, daß auch der Glaube gegeben wird (Eph. 2, 8), und nicht erworben, sondern erbetet sein will; und so kam's, daß ich die Buße als ein Mittel zum Glauben über alles erhob, und am Ende den letzten Grund meiner Beseligung wieder in mir selbst fand. Nun ging's weiter in's Zeug hinein." Ich wagte es schon, hinsichtlich der Beseligung mir das große Warum? zu beantworten. Hören Sie denn, was der Böse für ein spitzfindiger Schriftgelehrter ist. Ich fand nach Joh. 6, 29 als das einzige Gott wohlgefällige Werk, das Werk des Glaubens an Jesum. Damit schienen mir die Waffen, das Heil zu erkämpfen, in mir selbst zu liegen. Ich

dachte und spürte nach, welch einen ungeheuren Kampf es den Menschen koste, sich selbst zu entsagen und zu glauben, und daß um dieses Kampfes willen das Verdienst auf seiner Seite sei. Kurz, ich kam dahin, den Glauben als Grund der Begnadigung anzusehen. Nicht um Christi und seines Verdienstes willen, sondern um meines Glaubens und meines Verdienstes willen, glaubte ich selig zu werden, das Heil nicht in dem zu sehen, den wir im Glauben ergreifen, sondern in unserm Ergreifen selbst. — Aber die Gnade Gottes ließ mich Armen nicht fallen! Zuerst fühlte ich eine peinigende Unruhe in mir, wie jeder Werkheilige, der immer ungewiß ist, ob er das verdienstliche Maß guter Werke erfüllt habe. Denn da der Kampf mit dem Unglauben mehr oder weniger fortdauerte, so zweifelte ich immer, ob ich denn des Glaubens Werk vollendet hätte. Und da ich erkannte, daß dem Glauben die Verheißung des ewigen Lebens gegeben sei, und ich folglich auf diese so lange keine Ansprüche machen könne, als der Kampf mit dem Unglauben fortwährte und es unentschieden blieb, ob ich des Glaubens Werk vollenden würde oder nicht; — so fühlte ich mich unbeschreiblich trostlos. So wurde mir die Betrachtung zur gefährlichsten Anfechtung. Da wandte der Herr meine Seele zum Gebet. Da demüthigte er mich tief, tief, daß ich mit meiner Weisheit nicht mehr vor ihm bestehen konnte und ihn anrief um keine andere Weisheit, als um die Weisheit der Demuth. Da schoß mir das Blut seliger Inbrunst zum Herzen und das Licht der Erkenntniß durch den Geist, als ich mich betrachtete im Spiegel des Ps. 119: Meine Seele liegt im Staube, erquicke mich nach deinem Wort! Deine Hand hat mich gemacht und bereitet, unterweise mich, daß ich deine Gebote lerne! Es ist mir lieb, daß du mich gedemüthigt hast, daß ich deine Rechte lerne. Ehe ich gedemüthigt ward, irrte ich; nun aber halte ich dein Wort! — Zum Troste und zur Ermahnung mußte mir jetzt gerade Melanchton's Apologie zur Hand kommen, wo allenthalben diesem Irrthum so sorgfältig vorgebeugt wird. Unter andern: „Vor Gott gelten wir für gerecht, nicht weil der Glaube an und für sich so viel gilt, sondern weil er die Verheißung empfängt, zufolge der Gott versprochen hat, daß er um Christi willen gnädig sein wolle.“ Die Krone meines Hauptes fiel, als ich nun endlich einsah, daß wir das ewige Leben nicht für unsern Glauben, sondern für das woran wir glauben, erwerben.“ Nachdem er nun eingesehen hatte,

daß ihn nicht der Glaube für sich, sondern Christi Verdienst durch den Glauben gerecht mache, handelte es sich nur noch darum, wie das Wort zu verstehen sei: „Das ist Gottes Werk, daß ihr glaubet (Joh. 6.)“. Und er fand die Antwort leicht, daß der Glaube sowohl das Werk ist, welches Gott von uns fordert, was er zu geben bereit ist. „Alles, was der Mensch bei seiner Bekehrung so zu sagen thun kann, ist, (wie mir scheint) daß er sich belehren läßt durch Gottes Wort, daß er ihm ein williges Ohr gönnt. Das Gesetz ist die Leuchte deiner Füße, und darin besteht der Anfang deiner Bekehrung, daß du dir leuchten lässest, zu sehen das Verderben auf deinem Wege. So fängt die wahre Buße an, nicht als ein Thun, sondern als ein Leiden.“ So hoch ihm nun früher das Werk der Buße und des Glaubens in Absicht auf die Seligkeit gestanden hatte, so sehr trat es ihm jetzt gegen das Erlösungswerk Christi zurück und er sagt deshalb: „Ich erkenne jetzt, wie gefährlich es ist, die Buße in der Heilsordnung zu sehr herauszuheben.“ Die Gefahr hatte darin gelegen, daß er aus den Werkzeugen der Gerechtigkeit, Buße und Glauben, geradezu eine Gerechtigkeit gemacht, und so seine eigene Gerechtigkeit in versteckter Weise wieder aufgerichtet hatte. Erst nachdem er diesen Irrthum erkannt hatte, war er in das Herz des Evangeliums eingedrungen, und durch die Rechtfertigungslehre auf den Fels gesetzt, von dem er alle Anfechtungen siegreich zurückschlagen konnte. Ihm war dieser Gewinn ein außerordentlicher, denn er sah ihn für den Schatz an, von dem er lebenslang zehren und ewig reich werden wollte. Darum mußte die Harfe herbei, um diese Gnadenheimsuchung zu feiern, und in einem besonderen Liede gab er seiner Freude Worte und Ausdruck: Es heißt darin unter andern:

Er macht uns traurig, macht uns stumm,
Er macht uns schier verzagen,
Auf daß sein Evangelium
Kann tiefe Wurzeln schlagen:
Damit's auf gutem Boden steh',
Ein reiches Saatfeld werde,
Und jedermann es reifen seh'
Zum Heil der ganzen Erde.

Das Schiff, das Spitta bestiegen hatte, hatte zwar seinen rechten Cours und Kompaß, aber es fehlte nicht an Windstößen, welche es noch bisweilen hin- und herwarfen

und von der richtigen Straße ablenken wollten. Im Herbst 1825, also ein halb Jahr nach jener gewinnreichen Zeit, war er zum Besuche bei seinem Freunde v. Arnswaldt.*) Dieser seltene Mann, eben so ernst als tiefdenkend, und ebenso reich an Kenntnissen, als an innerer Erfahrung, brütete damals mit seinem grübelnden und zersetzenden Verstande über sich selbst, und war zergeißelt von verzehrendem Schmerze darüber, daß er, trotz alles seines Ringens unter Selbstzucht und Gebet, die Gestalt eines wahren Christen nicht bei sich entdecken und zum wahren Seelenfrieden nicht kommen konnte. Hier sah Spitta einen Kampf, der ihn stumm machte, so hatte er nie gekämpft. „Ich erinnere mich einer Zeit", schreibt er an denselben später, „wo Sie mir von Ihrem Wehe erzählten, und ich dasselbe eben deshalb nicht begriff, weil ich es nicht, wie Sie, erfuhr und erfahren hatte. Mich machte das ernst und nachdenkend. Weil es Ihnen so schwer, mir aber so leicht wurde, mich der Gnade des Herrn zu freuen, fing ich an zu zweifeln, ob ich mich freuen dürfe." Also wieder ein Stück von der alten Plage, die er glaubte hinter sich zu haben; wieder die alten Fragen: Bist du auch nicht leichtfertig und sicher, ist deine Buße aufrichtig und ernst genug? Jetzt zeigte sich jedoch, daß ihm solche Stürme wohl das Haar zerwühlen, aber ihn nicht umwerfen konnten. „Wohl erkenne ich's nun", fährt er fort, „wie ich vielmehr dankend hätte niedersinken müssen vor dem Herrn, daß er mich eher seiner Liebe als meines Verderbens bewußt werden ließ, daß er's mich so recht erfahren lassen wollte, wie er zuerst liebe auch den, der sich selbst noch nicht hasse, damit ich, zu mir selbst kommend, nun nicht lange trostlos umherirrte, sondern mich sogleich erquickte aus der einmal geöffneten Quelle des Lebens. Statt dessen aber glaubte ich erst gesetzliche Buße thun zu müssen, und konnte doch über das erforderliche Maß nicht in's Klare kommen; und indem ich mich recht in's Auge fassen wollte, verlor ich den Herrn aus den Augen. Außer der Gemeinschaft des Herrn wollte ich sein Jünger werden und bedachte nicht, daß man ruhig herhalten und gar nicht auf die eigene Unwürdigkeit sehen muß, wenn sich der Herr zu uns herabläßt mit unbeschreiblicher Gnade und uns die Füße waschen will. Aus Erfahrung kann ich sagen: Er, der den Glauben giebt, giebt auch die

*) Vergl. S. 41, Note *).

Buße, und weil er den Glauben vermehren will, vermehrt er die Buße und Glaubensbedürftigkeit. Er demüthigte mich unverkennbar eher durch die Erkenntniß seiner großen Liebe, als durch das Bewußtsein meiner großen Schuld; vielleicht ist es bei Ihnen umgekehrt, aber gewiß und heilsam kann niemals das Eine oder das Andere sein. — O, mein geliebtester Freund, wie soll ich Ihnen zum Preise der unergründlichen Gnade unseres Herrn ein treues Bild von mir entwerfen! Seine Güte gegen mich ist alle Morgen neu und meine Unwürdigkeit führt er mir oft mit so viel Milde zu Gemüthe, daß die Bußthräne alsbald zur Dankes- und Freudenthräne wird. So ist mir denn nun auch jede trübsinnige Stimmung fremd und was mir der freundliche Heiland giebt, nehme ich mit Freuden an und bitte ihn um Demuth, daß ich's ertragen könne."

Diese letzte Bemerkung, daß ihm jede trübselige Stimmung fremd war, darf freilich nur so verstanden werden, daß er keinen eigentlichen Trübsinn kannte, oder daß derselbe nie auf längere Zeit zur Herrschaft kam. Denn sein Tagebuch beweist, daß er mit allen Kindern Gottes seine dürren Zeiten hatte, wo der Himmel über ihm bewölkt und das Herz in ihm trübe gestimmt war. Noch im Jahre 1828 schreibt er: „Ach, wie bin ich zuweilen so ganz und gar ausgeleert, alles Trostes beraubt, müde und matt. Aeußere und innere Angst, Welt und Sünde treiben mich in die Enge. Da bleibt mir dann nichts, als das Wort, das ich mit schwachem Glauben ergreife. Ich seufze, und wenn mir der Herr etwas Luft macht, so weine ich. O süße Thränen, Vorrecht der Kindlein und Kinder Gottes! In euch löset sich die trübe Wolke auf, die so drückend uns auf dem Herzen liegt. Dann wird's helle." Noch bestimmter schreibt er ein paar Wochen später: „Merkwürdig, daß ich in der Regel eine ziemlich sichere Vorempfindung habe, wenn sich schwere Stunden der Noth und Anfechtung nahen. Wie die Vorboten eines Gewitters drückende, zur Arbeit unlustig machende Schwüle, zunehmende Dunkelheit u. dergl. sind, so stellt sich bei mir eine eigene Unruhe, Unbeständigkeit, Unlust zum Arbeiten und Lust zur Zerstreuung ein. Ich greife nach dieser und jener Arbeit, nach der Bibel und andern geistlichen Schriften, aber ich bleibe bei keiner anhaltend und finde keine Ruhe. Gewöhnlich kommt dann noch ein äußerer Windstoß dazu, welcher die Wolken recht zusammentreibt, irgend eine unangenehme

Berührung mit der Welt, eine Lästerung, die den alten Adam verdrießlich macht, — und das Gewitter, die finstere Stunde ist da. So war es gestern Morgen. Mit einer Last auf dem Herzen und einer Finsterniß im Geiste, die unbeschreiblich war, stand ich auf. Volle zwei Stunden währte diese Noth unter Seufzen und innerlicher Dumpfheit, nur zuweilen von einem Lichte Gottes durchleuchtet. Aber Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat!

O wie tröstet Gott so fein!
Darum stell' das Sorgen ein!

Man muß doch singen und loben,
Wenn man sein gedenkt,
Und welche Liebesproben
Er uns bereits geschenkt."

Wenn der Anlaß zu solchen Dunkelheiten bisweilen körperliches Befinden war, so ist auch nicht zu läugnen, daß seine Naturanlage es ihm erleichterte, wieder in's Gleiche zu kommen. Hätte aber diese letztere nicht ihren festen Halt in der freien Gnade Gottes und in der Gerechtigkeit des Glaubens gefunden, so würde er bei seinem Ernste in der Heiligung bei weitem mehreren und tieferen Seelenstörungen ausgesetzt gewesen sein. Welch einen trüben Eindruck macht dagegen z. B. das Tagebuch des berühmten Albrecht von Haller, in dem sich selten oder nie ein solcher fröhlicher Aufschwung befindet, wie man ihm bei Spitta so häufig begegnet, eben weil Haller zu der Erkenntniß der Glaubensgerechtigkeit nicht klar durchgedrungen war.

Diesen seinen Standpunkt hielt Spitta unverrückt fest, denn er war für ihn der Quellpunkt seiner Freude in dem Herrn. Den 10. October 1826 schreibt er an seinen Bruder, den er soeben in Rostock besucht hatte: „Was ich nun auch hier wieder mit inniger Herzensrührung bedenken mußte, war eben dieses, daß die Zeit wohl Abschnitte in meinem Leben macht, aber nicht der Friede vom Herrn bedeutende Unterbrechung leidet. Ich lerne nun wieder durch die Erfahrung kennen, wie die Erziehungsweise des Herrn gegen mich Demüthigung und Beugung durch eine unausgesetzte Segensergießung ist. — Und so bin ich denn wiederum überzeugt, daß erstlich ein unseliger Mensch niemals lieben kann, alsdann, daß kein Mensch durch seine Liebe selig werden kann, und daß der Kern und Stern des

evangelischen Lebens darin liegt, daß man liebt, weil man selig ist durch den Glauben an die Liebe Gottes in Christo, nicht aber, daß man selig ist, weil man liebt.“ Wie bestimmt Spitta bei Betrachtung dieser Liebe Gottes nicht auf mystische Weise in den inwendigen Gefühlen und Erfahrungen von derselben wurzelte, das erhellt freilich deutlich aus dem Vorhergehenden, mag aber noch mit einem seiner vielen Bekenntnisse belegt werden: „Wir sind in die Passionszeit getreten, lieber Bruder, eine Zeit, in welcher uns der Friede, den der Herr Jesus uns gegeben hat, recht hoch und theuer erscheinen muß. Denn was redet diese Zeit bis Ostern anders zu uns, als das Eine Wort: Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten. Er hat ihn uns theuer erkauft, der heilige Hohepriester!

Er giebt uns Stille in dem lauten Leben,
Geduld und Muth für jeden heißen Tag,
Und einen Frieden, den die Welt zu geben
Noch nie vermochte und auch nie vermag!

Ich stand am Kreuze des Erlösers mit dem Gedanken an Gottes Liebe und Strafgerechtigkeit. Ich fühlte die Liebe, mit der mich der Vater liebt, und sah dabei die volle Schale seines Zornes über aller Welt Sünden auf den Sohn ausgeschüttet. Das ist das Geheimniß, das selbst die Engel gelüstete zu schauen. Die Klugen dieser Welt haben gegen den Versöhnungstod Christi eingewendet, daß Liebe und Zorn zwei sich aufhebende Gegensätze seien. Nicht als eine Widerlegung des Versöhnungstodes, aber dennoch als wahr erkannte ich ihren Ausspruch, und hätte anbetend meine Kniee beugen mögen. Denn damit, daß Gott, der die Liebe ist, so furchtbar zürnte, opferte sich ja schon die Liebe selbst; und die alte Wahrheit, daß Gott Mensch geworden und für uns gestorben am Kreuze und die Zornschale seiner Gerechtigkeit ausgeleert an unsrer Statt, erschien mir in noch hellerem Lichte.“ Im Zusammenhange mit solchen Erkenntnissen und Erlebnissen blickte Spitta tiefer in das Wesen der Selbstgerechtigkeit hinein. Ein Bekenntniß aus seinem Tagebuche darüber vom 24. November 1826 trifft ganz merkwürdig mit einem Bekenntnisse Luther's zusammen, ohne daß er es wußte. „Wenn ich einen Tag verlebt habe,“ sagt er, „nach Art der Welt, leichtsinnig und zwecklos, ohne treue Pflichterfüllung, dann wird es mir oft unmöglich, mich recht im Geiste und

in der Wahrheit zum Vater zu wenden. Hingegen wenn ich mir am Abend keines Bösen, aber wohl einiges Guten bewußt bin, da hab' ich mehr Lust und Freudigkeit zum Beten. Beweist das nicht klar, daß ich bisher nicht in Christi Namen, sondern in meinem Namen gebetet und mich gegründet habe auf meine eigene Gerechtigkeit?"

Spitta war durch und durch ein evangelischer Mann, in dem die freie Liebe milde, freundlich und in anspruchsloser Demuth und Geduld regierte. Er konnte zwar auch das Gesetz und die Schärfe gebrauchen und gebrauchte sie in seinem Umgange so gut, als in seinen Predigten; aber er hielt Maß darin, weil er aus eigner Erfahrung gelernt hatte, sowohl, daß sich hinter der Schärfe leicht die Herbigkeit und Hoffarth des alten Menschen versteckt, als auch, daß die Schärfe wohl verwundet, aber nicht heilt. Er erzählt darüber selbst einen Vorfall, der in seinem Leben ziemlich allein dasteht. „Unser Paulus giebt uns die gute Lehre: Wandelt weislich gegen die, die draußen sind; und: Eure Rede sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzt, daß ihr wisset, wie ihr einem Jeglichen antworten sollt. Es ist dies eine schwere Aufgabe, das hab' ich häufig selbst erfahren. Ein Gewisser von denen, die draußen sind, erzählte mir, das geistliche Ministerium in Lüneburg habe sich einst sehr über eine Probepredigt skandalisirt, deren Thema gewesen: Alle Menschen können selig werden. Nun fragte er mich nach meiner Meinung. Ich mußte die Frage theils bejahen, theils verneinen. Bejahen, insofern Petrus spricht: In allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm; und insofern es Gottes Wille ist, daß allen Menschen geholfen werde, und zwar dadurch, daß sie den Sohn sehen und an ihn glauben (Joh. 6, 40). Darnach ist es folgerichtig gedacht, daß es den Menschen auch noch in einem andern Leben möglich sein wird, zur Erkenntniß zu kommen, obgleich mir der biblische Beweis dazu fehlt. Verneinen mußt' ich aber, daß die Menschen selig werden könnten ohne Christum, insofern niemand zum Vater kommt, ohne durch ihn. Mein Gegner hatte die eine Lücke in meinen biblischen Beweisen wohl bemerkt, schob mir nun, indem er seine Duldsamkeit pries, Lieblosigkeit und Engherzigkeit auf und erklärte, daß er füglich ohne Christenthum fertig werden könnte. Mein Eifer wuchs jetzt; ich mußte es ihm erklären, daß Christus bis jetzt für ihn als einen Gesunden und Gerechten noch nicht

erschienen sei, daß aber einmal eine Zeit kommen könne, wo aus dem Pharisäer ein zerknirschter Zöllner würde. Das traf ihn, aber er glaubte mir den letzten Schlag zu geben, indem er lächelnd sagte: Könnten Sie mir nur beweisen, daß die Bibel vom Himmel herabgekommen sei! Nun stand ich auf: „Jetzt sind wir am Ende!“ Denn hier tritt der Unterschied ein, ob der Mensch in der Brust einen verhärteten Fleischklumpen statt eines lebendig schlagenden Herzens hat und im Kopfe das Sparlämpchen des Verstandes statt einer durch Gottes Gnade erleuchteten Vernunft!“ Damit gingen wir auseinander. Ich war sehr traurig und unwillig, schlief auch die Nacht sehr unruhig vor Betrübniß oder vielmehr aus beleidigter Eigenliebe. Ja ich fühlte sogar etwas Haß gegen den Gegner in mir. Aber am andern Morgen, als ich einsah, daß ich nicht sowohl um des Evangeliums, sondern um meiner eigenen Sache willen, weil die Sache des Evangeliums gerade auch die meinige war, geeifert hatte, da mußte wenigstens auch mein Haß verschwinden. Ich war jetzt nur traurig über mich selbst, daß mich die Wunde schmerzte, die meine Eigenliebe, wenn auch schon in einem Streite um des Evangeliums willen, empfing.“

Von diesem Falle abgesehen, konnte man von Spitta sagen: Die Liebe eifert nicht. Er ging überhaupt nicht leicht auf eine Disputation ein, am allerwenigsten, wenn er seiner Sache nicht gewiß zu sein glaubte; und auch dann pflegte er mit großer Ruhe und Bescheidenheit seine Gründe, aber nicht seine Person geltend zu machen. In geistlichen Dingen aber disputirte er nur aus dem Worte Gottes, wie schon der angeführte Vorfall zeigt, dem er die Erklärung beifügt: „Du siehst aus allem diesen, daß ich durchaus nur mit dem Schwerte des Geistes, mit dem Worte Gottes, gegen meine Gegner streite. Denn dadurch wird theils dem Streite gleich ein Ende gemacht, indem der Gegner einen Kampf mit solchen Waffen nicht gelten lassen will, theils aber vergiebt man sich und der Ehre Gottes nicht so viel, als wenn man ruhig sich die Waffen in die Hand geben läßt, worin der Gegner geübt und wodurch die feste Hoffnung des Sieges schon auf seiner Seite ist. Durch die Waffen der Philosophie wirst Du schwerlich Jemand zur Erkenntniß des Evangeliums bringen, wohl aber eher durch das Schwert des Geistes; denn dort kämpfst Du allein, hier aber ein Anderer mit Dir, welcher spricht:

Ist nicht mein Wort wie ein Feuer und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt (Jer. 23, 29.)?“ Spitta hielt nichts vom Vermitteln und war darum auch kein Vermittlungstheologe, da seine ganze Natur zur Entschiedenheit drängte und das Gebiet des Wortes Gottes in reinlicher Sonderung von allen Mischgebieten besitzen wollte. Er eignete sich auch nicht zum Vermittlungstheologen, weil ihm die philosophische Thätigkeit nicht zusagte und er es nicht über’s Herz bringen konnte, das, was sich lebendig in ihm gestaltet hatte, in allgemeine Begriffe aufzulösen. Dagegen hatte ihm Gott eine Gabe der Vermittlung gegeben, die er mit vielem Erfolg überall da gebrauchte, wo ihm einiger Sinn für das Evangelium und einige Willigkeit, zu hören und zu lernen, entgegen kam. Das war seine liebenswürdige, gewinnende Persönlichkeit, der man die Salbung des Geistes und die ungeheuchelte Frömmigkeit abfühlen konnte.

Es machte ihn das besonders fähig zur Seelsorge, und wenn er gleich noch Candidat und gewissermaßen nur ein junger Rekrut war, so gebrauchte er doch sein Pfund zu großem Segen. Nicht, als wenn er auf’s Missioniren und Bekehren ausgegangen wäre, das lag ihm allezeit fern, so weit es ihm nicht durch seinen Beruf aufgelegt war, in dessen Grenzen er sich überall hielt. Hingegen in seiner Umgebung und unter seinen Freunden ließ er sein Licht leuchten und theilte von den Gaben reichlich mit, die er empfangen hatte. Besonders viel hatte er an seinem Freunde v. Arnswaldt zu arzeneien, welcher, wie schon bemerkt, sich in schweren Kämpfen abmühte und in der eigenen Arbeit an seiner Heiligung den Frieden nicht finden konnte. Wenn er nun alle Rezepte aus seiner Apotheke bei diesem verbrauchte, so dienten die Einwürfe und scharfsinnigen Gegenreden desselben wiederum dazu, Spitta in die Schrift und das theologische Studium zu treiben und ihn tiefer zu gründen. So hatten Beide einen Gewinn davon. Einige Proben aus diesem geistlichen Verkehr sind schon gegeben und noch einige mögen hier stehen, da sie dem früher Gesagten zur Vervollständigung dienen und zeigen, wie Spitta unter dieser Arbeit selbst zum Abschlusse kam. „Aus dem allen sehen Sie,“ schreibt er, „wie verschiedenartig sich unsere Naturen zur Gnade verhalten und wie mißlich es daher ist, daß der Eine dem Andern aus seinen besonderen Gnadenführungen Rath gäbe; weshalb ich auch immer gern bei Allem, was ich schreibe, auf das All-

gemeine zurückkomme, auf den Einen Weg, den wir einzuschlagen haben, obgleich der Herr (aber auch nur Er allein!) tausend Wege hat, durch welche er uns von unserm Wege auf den Einen wahren hinführen kann. So sollen auch alle jene Lebensbeschreibungen erweckter Christen nicht dazu veranlassen, Vergleichungen anzustellen und Anwendungen davon zu machen (ein Bemühen, das schon deshalb in der Wurzel nichts taugt, weil wir dabei uns gewöhnlich diejenigen Führungen für uns selbst aussuchen, welche uns die auffallendsten scheinen und unserm Hochmuthe am meisten zusagen!); sondern sie sollen nur im Allgemeinen den Glauben stärken, daß der Herr uns wunderbar führt und führen kann. Lassen Sie uns immerdar aufsehen zu dem Anfänger und Vollender unsers Glaubens und **Ihn** nur suchen in Ihren, meinen und aller Christen Führungen." Er stellt hier seinen Grundsatz hin, den er streng befolgte, sich möglichst wenig in das Seelenleben Anderer einzumischen, sie je nach ihren Umständen auf Christum hinzuweisen und diesem das Vorrecht der Führung vorzubehalten, wozu als Erklärung eine Bemerkung über die Brüdergemeinde dienen mag, von der er an seinen Bruder schreibt: „Sie ist nach meinem Bedünken in einer höchst unchristlichen Zeit das Salz unserer Kirche gewesen. Das Werk des frommen Grafen war wirklich aus Gott, denn es hat nicht nur in großen Stürmen für sich bestanden und den besonderen Schutz des Herrn erfahren, sondern bei diesem Lichte haben Viele die köstliche Perle des Evangeliums wiedergefunden. Ja selbst das Eigenthümliche ihrer Lehr- und Sprechweise scheint für die damaligen Zeitumstände nicht unnöthig gewesen zu sein. Dabei ist mir indessen eine Einseitigkeit nicht entgangen, die unter Umständen gefährlich werden kann. Es ist das, was Du wohl nicht mit Unrecht Gesetzlichkeit nennst, das Mühen, sich und alle Glieder genau in die Form einzupassen und einzuformen, in der sich ihres Grafen christliches Leben aussprach. Weil es diesem in seiner Form recht wohl war, so wollten alle dahinein, und wollen das der größeren Anzahl nach. Daher wird es den Brüdern oft recht schwer, wie ich das aus Erfahrung weiß, unter den Anhängern der katholischen oder der streng gehaltenen lutherischen und reformirten Form die einzelnen wahren Christen herauszufinden. Indem sie ferner zu viel auf die Herzensempfindung, auf den empfindlichen Eindruck geben, und diesen daher durch die detaillirteste, oft recht

grobfleischliche Schilderung des Leidens und Blutvergießens Christi hervorzubringen suchen, — eine Weise, die ich für ganz unbiblisch halten muß! — mögen sie allerdings wohl Manchen mehr über die wahre Herzensbuße hinweg, als in dieselbe hineinleiten. Wir indessen würden in die entgegengesetzte Einseitigkeit verfallen, wenn wir für jeden Einzelnen jenen schmerzlichen Bußkampf als durchaus nothwendig festsetzen wollten. Das hieße dem Herrn nur Einen Weg vorschreiben, auf dem er dem Herzen nahe kommen soll. So aber finde ich es in der Schrift nicht."

Worauf Spitta bei seinem hartangefochtenen Freunde sein Hauptaugenmerk richtete, das faßt er in die Worte zusammen:

Sieht man in das eigne Herz,
Da ergreift uns Reu' und Schmerz;
Sieht man in das Herz da oben,
Fängt man an zu singen und zu loben.

Am liebsten redete er zu ihm aus seiner eigenen Erfahrung heraus. „Je sündiger ich mich erkenne," schreibt er, „desto rechtskräftiger und bündiger erscheint mir das Testament in seinem Blute. Je mehr ich an mir selbst verzweifle, je weniger zweifle ich an seiner Wirksamkeit an meiner Seele. Seines Wortes Same ist schon früh in mein Herz gefallen, aber er lag da neben dem bösen Eignen, wie im Winter unter der Schneedecke das Korn und Unkraut verborgen liegt. Wenn indessen die Frühlingssonne den Schnee wegschmelzt, da zeigt sich Korn und Unkraut; und dieses schießt behender auf, und wenn jenes kaum zum Halme wird, steht dieses schon in voller Blüthe. So ist es in meinem Herzen. Der Herr weiß das besser als ich und läßt es mich durch seinen guten Geist wissen und füllet mir die Augen nicht selten mit Thränen. Mein größtes Kreuz ist gerade das Sündenkreuz. Ich will nicht unwillig werden und es aus eigner Kraft um des Unbehaglichen und Entehrenden willen abzuschütteln suchen; vielmehr will ich's dem Herrn nachtragen und es von ihm in Geduld erwarten, wenn er es mir abnehmen will. Sie werden dies Alles aus eigner Erfahrung noch weiter ausführen können. Unsre große Sündhaftigkeit soll uns demnach nicht von dem Herrn abhalten, sondern recht zu ihm hinziehen, da die Erkenntniß derselben ja auch von dem Herrn kommt. Dabei hät aber ein Christ nicht allein gegen die Sünde auf seiner Hut

zu sein und dagegen anzukämpfen durch Christi Kraft, sondern auch, wenn er von ihr in Schwachheit übereilt ist, darf er sich nicht von ihr abhalten lassen, augenblicks befleckt wie er ist zu Christo zu gehen und sich von ihm reinigen zu lassen. Wenn die Sünde uns zu Falle bringt, hat sie noch nicht gesiegt, aber die Sache wird gefährlich, wenn sie uns abhält, zu Christo zu gehen, oder auch, wenn wir uns bei der Selbstreinigung unserer Sünden aufhalten. Jede Untreue gegen den Heiland ist von einer sehr schmerzlichen Empfindung begleitet; der Hahn krähet, der Herr wendet sich um und sieht uns an. Man fühlt es tief, wie man sich vergangen hat, und doch ist man oft zu stolz, sich ihm in seiner Befleckung zu zeigen und geht lieber Tage lang in einer unseligen Leere und Unzufriedenheit umher." Ein andermal schreibt er: „Ach, man möchte zu seiner Ehre gern einmal einen gewaltigen Schritt in der Heiligung thun! Aber er weiß wohl, wie leicht wir ihm da etwas von seiner Ehre stehlen, darum läßt er uns fein bedächtig gehen, keine Stationen machen wie Lot's Weib, wo wir wohlbehaglich sprechen: So weit schon! Sondern er lockt uns mit Vorhaltung der Ferne unseres Zieles und mit der Erinnerung an unsre Schwächen und Gebrechen vorwärts — bis in das ewige Zoar! Da werden wir singen und sagen: Es lag nicht an unserem Rennen und Laufen, sondern an Gottes Erbarmen!" — „Mein von Herzen Geliebter, ich weiß nicht, ob Sie das angeht, aber bei dem Ihnen von dem Herrn geschenkten großen Ernst, der Heiligung nachzujagen, könnte sich ja zu dieser göttlichen Gabe vielleicht der ungöttliche Stolz gesellt haben, der uns eine Zeit lang in Selbstwirken und Selbstheiligen hinhält und uns dann boshaft ins Angesicht und ins Glaubensauge schlägt, daß uns die Sinne vergehen und wir an uns verzweifelnd auch den Zugang zu der Gnade verlören. Was es aber auch sein mag, was Sie jetzt nicht nur so tief niedergedrückt, sondern auch so ganz ausgedrückt hat, daß weder Lebenssaft noch Lebenskraft in Ihnen ist: ich konnte, als die treue Freundeshand mir mit wenigen unbestimmten Worten Nachricht davon gab, nicht stille sitzen, ich mußte zum Doctor ins Kämmerlein laufen; und da dieser so tröstend mir zusprach, so mußte ich's dem lieben Kranken schreiben. Recipe alle Morgen trocken oder mit Petri Thränenwasser: „Seine Güte und Treue ist alle Morgen neu." Wenn Ihnen am Tage so hinfällig und

matt zu Muthe wird, so nehmen Sie: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer.“ Wird's nicht bald besser, so werden Sie nicht ungeduldig, kosten Sie den erquicklichen Trank: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie die Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden.“ O, und nun hören und sehen Sie ihn, den treuen Arzt im N. Test.; da ist ihm ja nichts zu schwach, zu krank, zu elend, das er nicht stark, gesund und reich machen könnte.“

Wie begreiflich, so kam zwischen den beiden Freunden häufig die Lehre von der Rechtfertigung zur Sprache, welche Spitta um so mehr geltend machte und in allen Gestalten anwandte, als seines Freundes Irrgänge sich gerade auf diesem Boden bewegten. Da derselbe sich anhaltend mit dieser Lehre beschäftigte und auf Grund seiner Zustände sich die Lehre zurechtlegte oder vielmehr verschob, so schrieb ihm Spitta: „Was Ihre Andeutungen betrifft über die Rechtfertigungs- und Heiligungslehre, so kamen sie mir gerade, als ich eine Predigt für den Gründonnerstag über die Reinigung unserer Herzen durch Christum ausarbeitete. Ich muß gestehen, daß ich Sie anfangs nicht verstand und auch jetzt noch nicht ganz gewiß bin, ob ich Sie verstanden habe. Joh 13, mein Predigttext, und besonders V. 10 verglichen mit Joh. 15, 3 scheint mir dasselbe zu besagen, was Sie vorzugsweise beim Paulus finden. Wer das Wort von Christo glaubt, der ist damit und dadurch ganz und gar gerechtfertigt und reines Herzens vor Gott; er ist nicht blos gerechtfertigt, sondern auch gereinigt von Sünden. Er ist des Christus für uns theilhaftig, bekommt aber darin nicht blos die Kraft und Tüchtigkeit zur Heiligkeit Christi, sondern die Heiligkeit Christi selbst, so also, daß er die Sünde fortan nicht mehr als etwas ihm Eignes anzusehen hätte, das er mittelst der ihm ertheilten Kraft abthun müßte, die Heiligkeit Christi dagegen als etwas Fremdes, außer ihm Liegendes, dessen er sich erst zu eigen machen müßte; sondern er ist vielmehr heilig und kann wie Paulus verwundert fragen: Wie sollten wir der Sünde wollen leben, der wir abgestorben sind? Nicht von dem Grunde des Sündenbewußtseins aus, sondern von dem Grunde aus, daß er sich rein von

Sünden weiß, weil Christi Blut und Gerechtigkeit ist sein Schmuck und Ehrenkleid, kämpft er gegen die Sünde; und die Kraft und Lust dazu liegt nicht gesondert in dem allein, daß er an Christum für sich glaubt, — also nicht blos in seiner Rechtfertigung, — sondern in dem mit, daß Christus in ihm seine vollkommene Reinheit und Heiligkeit sei. Es könnte nun allerdings scheinen, als ob Johannes die Heiligung von uns fordere als solchen, die durch den Glauben an den Opfertod Christi für uns in der Gegenliebe die Kraft dazu bekommen haben müssen, und als sei unsre Heiligkeit dann insofern unser Werk, als wir durch treue Anwendung der uns aus Gnaden geschenkten Heiligungskraft dem Vorbilde Christi nachstreben: aber es scheint mir doch, als schiene es nur so." So wie von Arnswaldt's langwierige innere Kämpfe für denselben Erfolg hatten, daß er später auf die lutherische Rechtfertigungslehre hingedrängt und gleichsam dazu genöthigt wurde, so wirkten sie auf Spitta befestigend in dem einmal errungenen Besitz der Gnadenlehre. An seinen gleichgesinnten Freund, den nachherigen Oberjustizrath Meyer*) zu Hannover, schreibt er unter dem 18. Oct. 1828: „Am letzten Bußtage setzte uns Deichmann die Forderungen des Gesetzes und die Gabe des Evangeliums auseinander. Da mußte ich bekennen, daß ich nicht eines von den zehn Geboten weiß, wider das ich nicht gesündigt hätte; versteht sich, daß man sie geistlich auslegt. Darum weiß ich auch keine andere Möglichkeit, selig zu werden, als aus purer Gnade, ohne alles Verdienst eigener Werke, allein durch das dem Glauben von Gott zugerechnete Verdienst meines Erlösers. So stimmt meine eigne Erfahrung mit der Schrift

---

*) Georg Friedrich August Autor Meyer, geb. zu Hannover 15. Junius 1799, war der Sohn des dortigen Hofrathes Johann Heinrich Meyer und dessen vierter Ehefrau, einer Tochter des Consistorialrathes Lesemann daselbst. Nur wenig jünger als Arnswaldt (oben S. 41) war er dessen Universitätsfreund, und gehörte in Göttingen demselben der romanischen Schule zugeneigten Kreise an, wie dieser. Er machte seine juristische Laufbahn in Hannover, wo er Auditor erst beim Amte, dann bei der Justizcanzlei, hierauf an derselben Assessor und Rath war. Als solcher wurde er seit 1832 commissarisch im Justizministerium beschäftigt, später als Oberjustizrath in demselben angestellt, welchen Platz er in ausgezeichneter Weise ausfüllte bis Anfang April 1848, wo er abging. Er hat dann, mit ernsthafter Lectüre beschäftigt, noch bis 25. November 1888 gelebt, voll lebhaftester religiöser, litterarischer und historischer Interessen. Seine im October 1831 heimgeführte Frau Louise, geborene Jochmus aus Lüneburg, war eine Tochter seiner Mutterschwester und Stieftochter seiner eigenen. S. oben S. 31. Anm.

zusammen und mit dem Lehrbegriffe unserer evangelischen Kirche, daß wir „allein durch den Glauben an Christum, nicht durch die Liebe, noch wegen der Liebe oder der Werke Vergebung der Sünden erlangen, obgleich die Liebe dem Glauben nachfolgt". Setzest Du mir für das obgleich ein insofern, so bin ich ein geschlagener Mensch, der seines Glaubens nimmer froh werden kann, denn dann muß ich einen Theil der Bedingung meiner Seligkeit bei mir suchen, den ich nicht finde, oder wenn ich ihn fände, könnt' ich ihn nicht an mir sehen, ohne mich daran als an einem Werke zu spiegeln und zu versündigen. Ich schreibe Dir das, weil es mir gerade in dieser Zeit recht klar geworden ist und ich jetzt um so mehr glaube, daß unser Arnswaldt gerade durch die katholische Rechtfertigungslehre in so große Noth gekommen ist. Wie bei dem katholischen Satze, daß Gott dem Menschen die Gerechtigkeit als eine Beschaffenheit und Eigenschaft einflöße, dieser in Folge dessen gute Werke verrichte und dadurch die Versöhnung in Christo sich verdiene, reine Liebe von dem Menschen erwartet werden könne, sehe ich nicht. Einen Sporn zu (guten?) Werken giebt die Kirche allerdings durch diesen Satz, aber auch Liebe? Oder ist das Liebe, was der Sporne bedarf? Sehen wir tiefer in das katholische Wesen, so zeigt sich auch, wie sie dem Unvermögen zu reinen Werken der Liebe dadurch zu Hülfe gekommen ist, daß sie gewisse äußere Werke als gute besonders hervorgehoben hat, deren auch der natürliche Mensch fähig ist, Wallfahrten, Almosen u. s. w., und wie sie endlich den bekümmerten Gewissen noch eine Zuflucht zu den überschüssigen Verdiensten der Heiligen eröffnet und Ablaß und Seelenmessen angeordnet hat. Ja, mir scheint alles das, was uns bei ihr als irrige Menschensatzung erscheint, nothwendigerweise aus ihrer nicht schriftgemäßen Rechtfertigungslehre hervorzugehen."

In ähnlicher Weise hatte Spitta mit seinem Freunde Haccius viel zu schaffen, zu trösten und zu strafen; denn wiewohl dieser kein grübelnder Kopf war, so stierte er doch mit gesenktem Haupte auf die arme Gestalt seines inwendigen Menschen. Es lag in der Weise der damaligen pietistischen Erweckung, daß sie durch das vorherrschende Dringen auf das heilige Leben leicht Kopfhänger oder doch beschwerte Herzen machte und dadurch mit einigen trüben Nebeln die Sonne umflorte, die so labend wieder anfing, in die Kirche hineinzuscheinen. Es war daher ein Segen von Gott, daß

Spitta von Anfang an bei allem Ernste und bei aller Entschiedenheit eben so ernst und entschieden die evangelische Wahrheit geltend machte und derselben ohne Rumor und Wortgefechte durch seinen stillen Einfluß Bahn brach in weiteren Kreisen.

Nach dieser Darstellung des innern Lebens wird es Zeit sein, auch das zu berichten, was sich von Spitta's äußerem Lebensgange in dieser Zeit sagen läßt. Ist es nicht viel und reiht es sich lose aneinander, so ist es doch so viel, daß es uns seine Persönlichkeit näher rückt.

Das erste Jahr seines Aufenthaltes in Lüne brachte Spitta, wie schon bemerkt, ziemlich abgeschlossen hin. Es war nur ein kleiner Kreis von solchen um ihn, der sich mit ihm des Heilsbesitzes freute. Spitta konnte sich sammeln und in sich gehen, um das ungestört zu verarbeiten, was ihm Gott geschenkt hatte. Mit dem Ablaufe dieses ersten Jahres stellten sich mancherlei Anfechtungen ein. Die kleinere war sein Pfahl im Fleische, der ihn von Zeit zu Zeit bis an sein Ende peinigte. „Ich habe auch," schreibt er den 8. April 1825, „eine Zeitlang meinen Pfahl im Fleische recht schmerzlich gefühlt und mein leibliches Uebel hat mir weidlich zugesetzt; aber wie sollten wir nicht mit Standhaftigkeit den Schmerz des Leibes überwinden, da der Herr uns im geistlichen Kampfe große Siege erringen läßt durch den, der uns zuerst geliebt hat?" Aus dieser Kreuzesschule gingen dann Betrachtungen hervor, wie er sie nicht lange nachher gegen seinen Freund Haccius ausspricht: „Sehr scharf, aber sehr richtig beurtheilst und tadelst Du Dich, daß Du Wohlgefallen daran gefunden habest, ein Dulder genannt zu werden und ein Kreuz getragen zu haben, das, obschon es kein selbsterwähltes ist, doch auch kein solches ist, als es Simon von Cyrene trug. Aber ich ermahne Dich, daß Du Dich bei allem Leid vor zwei gefährlichen Klippen hütest, an welchen der Glaube Schiffbruch leiden kann. Zuerst: suche das Kreuz nicht, sondern nimm es nur dann ruhig hin und laß es Dir ohne Widerstreben auflegen, wenn es Dir aufgelegt werden soll. Dabei denke aber niemals, daß es Dir von Deinem Vater aus einem andern Grunde auferlegt werde, als zu Deiner Befestigung im Glauben und zum Wachsthum

in der Heiligung, mithin zu keinem andern als zu Deinem eignen Besten. Daraus kannst Du nun auch abnehmen, wie wir rechte Thoren sind, wenn wir uns kanonisiren und zu Märtyrern um Christi willen stempeln; ja Petrus sagt, wir sollten uns die Hitze nicht einmal befremden lassen (die uns widerfährt, daß wir versuchet werden), als widerführe uns etwas Seltsames. Die zweite Klippe aber ist, daß wir bei den Züchtigungen den trotzigen, unempfindlichen Stoiker spielen. Dieser Trotz kann allerdings scheinbar eine gute Wurzel haben, nämlich die Kraft, die der Herr seinen Gläubigen verheißt. Aber dieser Irrthum ist gerade um so gefährlicher, weil er so viel christlichen Schein hat. Gott giebt seinen Gläubigen Kraft, das Leid zu ertragen, aber er macht sie nicht fühllos dagegen. Wir sollen es recht tief fühlen, wie jegliches Leid als göttliche Züchtigung in der Gerechtigkeit uns schmerzt und wehe thut, denn nur so erreicht die Züchtigung an uns ihren Zweck. Wir sollen nicht den trotzigen Knaben gleich sein, die nach der Züchtigung dem Vater in's Angesicht lachen und sagen: das hat noch nicht wehe gethan! sondern mit Thränen über den Schmerz der Züchtigung und mit dankbarer Liebe über die väterliche Absicht der Züchtigung sollen wir so zu sagen die Ruthe küssen, die uns geschlagen hat. Denn Züchtigung als Mittel zur Heiligung ist ja auch dankenswerthe Gnade, und es ist der höchste Grad der Sündenstrafe, wenn wir so verhärtet sind, daß wir die mancherlei Züchtigungen, womit wir heimgesucht werden, nicht mehr fühlen."

Zu jener leiblichen Anfechtung gesellte sich bald eine Anfechtung von außen, die ihn noch tiefer in die Erfahrung dessen einführte, was er in den vorhergehenden Worten schreibt. „Die christliche Bewegung," berichtet er an seinen Bruder den 8. Juli 1825, „nimmt hier, dem Himmel sei's gedankt! sichtbar zu, aber auch die Läuterung und — die Scheidung. Es ist hier kaum mehr möglich, den Baum auf beiden Schultern zu tragen, so sehr zwingt hier der Herr durch äußere Anstöße, daß Ihn die Seinen vor der Welt bekennen. Gieb mir das Deine, nimm mir das Meine! sagt der heilige Hieronymus. Ich wollte das Meine nicht gern daran geben, nun erzeigt mir der Herr die Gnade und zwingt mich dazu. Die erste Veranlassung gab der Pastor Deichmann.*) Die Leute ärgern sich an ihm, oder vielmehr

*) S. oben S. 33. Note *)

an dem Evangelio, das er verkündigt; die Miethlinge rathschlagen gegen ihn und sinnen Eitles. Man spricht von seiner Absetzung, schuldigt ihn des Irrthums und der losen Verführung, und damit sie Recht behalten, wird der Name Gottes verlästert. Er hält Conventikel (heißt es), ist ein Mystiker, Pietist, Hyperorthodoxer u. s. w., da er doch allein den bekennt, der uns nur dann wieder bekennen will vor dem Vater, wenn wir ihn vor der Welt bekannt haben. Man verläumdet ihn als einen Schwärmer, der pietistische Zusammenkünfte in seinem Hause halte, da er doch nur den Willen des Apostels thut: Lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen! und weit lieber in seinem Familienkreise von der heilsamen Gnade redet, als den lieben Nächsten verläumdet in Clubs, Thees, Soirees und Belials-Versammlungen, wo man den Heiland nur blos so nebenbei kreuzigt. In gleicher Verdammniß steht der Pastor Merckel*) und auch mir ist es nahe genug gelegt, mich für oder gegen das Evangelium zu entscheiden. Das Letztere wollten die Leute gern, denn die Welt hier hat mich sehr lieb gewonnen und möchte gern, daß ich mich für den Ihrigen erklärte. Aber ich danke Gott durch Jesum Christum, daß er mir die Kraft gab, ihn nicht zu verläugnen, und die Welt schon an meiner galiläischen Predigtsprache erkennen ließ, daß ich es mit dem halte, den sie hasset.“ Es war dies das erste Mal, daß Spitta in's Feuer kam, welches die Zungen, von der Hölle entzündet, in Gluth gebracht hatten. Damals bedeutete dies Feuer etwas, der Rationalismus hatte das Reich erobert und glaubte es allein zu haben. Er war ganz erstaunt, daß wieder etliche Galiläer nicht blos aus den Gräbern hervorgingen, sondern sich auch auf die Kanzeln wagten und das Volk verwirrten. Mehreremale schritt er mit Absetzung ein und erregte wüthende Volksaufläufe, als seien Mordbrenner eingedrungen. Da bedeutete es wirklich etwas, Christum zu bekennen, und Spitta empfand das um so tiefer, je milder, liebreicher und liebebedürftiger er war. Die vorhin ange-

---

*) Johann Diedr. Gottlieb Merckel, geb. zu Lüneburg 13. Jan. 1795, dort auf der Schule, nahm im Hannoverschen Jägercorps am Freiheitskriege Theil, studirte dann in Göttingen 1816—1819 und wurde nach dreijähriger Thätigkeit als Hauslehrer 1822 Gehülfsprediger und Diaconus an St. Lamberti in Lüneburg, 1825 Hauptpastor an dieser Kirche. Nach dem Abbruche derselben (1857) fungirte er an St. Nicolai mit und starb 10. Decbr. 1859. Es ist von ihm eine Missions-Festrede im Druck erschienen.

führten Bemerkungen über die doppelte Gefahr des Kreuzes, welche nach dieser Zeit geschrieben sind, lassen schon einen Blick in sein verwundetes Gemüth thun. Ganz offen aber spricht er sich gegen seinen Bruder aus: „Ja, die Pfeile des Bösen waren hier einmal recht feurig, weil sich bei den Leuten mit dem Aergerniß an dem Bekenntniß Christi so viel Scheinliebe gegen den Bekenner selbst vermischte. Und so kam es denn, daß ich hier so lange recht einsam mit meinem Herrn Jesu war, ja und mich oft so ganz allein, so eine rechte Waise fühlte. Denn auch in unserm Hause fing man an, mich mit etwas Aengstlichkeit und Besorgniß zu betrachten und das Gespräch über das Evangelium mit mir absichtlich zu vermeiden, so daß ich nun auch hier viele meiner Hoffnungen verkümmert und zertrümmert glaubte. Doch hatt' ich noch so viel Glauben, mich fest am Worte und seinen Verheißungen zu halten, und da erfuhr ich denn, wie er uns nicht Waisen läßt. Daraus erwuchs denn eine Freudigkeit um Christi willen, ein eigentlicher Trotz gegen die Lästerungen der Welt, der um ein Haar zum Hochmuth geworden wäre."

So trübe sich das anließ, am trübesten, weil das Gespenst des Mißtrauens durch das Haus schlich, so wandte doch Gottes Segenshand nach und nach Alles zum Guten. „Eine unerwartete Freude war mir bereitet", schreibt er. „Der Herr v. L., der hier in Lüne wohnt, besuchte mich jetzt häufig; wir sprachen vom Christenthum und er schien mehr als gerührt. So ist mir doch auch hier ein Theilnehmer, ein aufmerksamer Hörer des Wortes gegeben. Noch mehr! Der Herr, der die Leute so lieb hat, schlug sich auf eine Art in's Mittel, in der ich seine Gnadenführung nicht verkennen kann. Der älteste Sohn der Frau Amtmannin ward krank und lag auf ihrem Zimmer, wo wir ihn gemeinschaftlich pflegten. Als er auf dem Wege der Besserung war, wünschte sie, daß ich ihm einige Stunden auf ihrem Zimmer geben möchte, wobei sie denn auch immer zugegen war. Der christliche Religionsunterricht aber mußte durch Gottes Gnade ihr Herz ergriffen haben, denn nach der völligen Genesung ihres Sohnes bat sie mich, diesen fortwährend auf ihrem Zimmer zu ertheilen. Nun halte ich diese Stunden auf ihrem Zimmer, und sollte sie nicht an der Einfalt ihrer eignen Kinder Vieles lernen, da ich so viel durch diese fremden Kleinen lernte?" Spitta's Hoffnungen täuschten sich nicht. Die Gebete, welche er zum Gnadenthrone sandte, und das

Evangelium, welches er in Einfalt lehrte, rührten das empfängliche Mutterherz. Schon bald nachher konnte er melden, daß der Herr der Mutter das Herz aufgethan habe, und nun war es eine Lust für ihn, in dieser kleinen, andächtigen Gemeinde zu sitzen, die Liebe Gottes zu preisen und reichliche Liebe zu erfahren. Er sagt unter dem 9. Febr. 1827: „Mit demüthigem Dank gegen meinen Herrn und Meister erkenne ich es, wie er selbst noch durch die Verhältnisse, in denen ich lebe, meiner Schwachheit zu Hülfe kommt, wie er die innere Sammlung so selten durch äußere Zerstreuung stören läßt und mir's täglich beweiset, daß er ein gütiges Aufsehen auf mich hat. Was er mir insbesondere dadurch gab, daß ich in der Frau Amtmannin Jochmus eine seiner Jüngerinnen fand, die mit unverdienter Sorgfalt alles mein Leben für den Herrn Störende aus dem Wege räumt und dem Herrn einen Hausaltar bereitet, wo ich seinen Namen meinen lieben Zöglingen frei verkündigen darf, dafür ist mein Dank gleichfalls noch unausgesprochen. Unter meinen Kleinen bin ich, je nachdem sich's fügt, Lehrer, Freund und auch nicht selten Schüler. Mein Erziehungsgeschäft an ihnen ist, wie wenn ein Gärtner Blumen pflegt; er pflanzt, begießt, reinigt und hat mehr Freude als Arbeit davon. Ich brauche sie nicht abzuziehen von der Mutterliebe, indem ich sie auf die größere Liebe des Herrn hinleite; sondern wohin sie die natürliche Kindesliebe zieht, zieht sie auch die Gnade, nämlich an das Herz der frommen Mutter. Ich weiß keinen schöneren Platz für ein Kind, das hier auf Erden zum Himmelreich erzogen werden soll, als ein Mutterherz, darin der Herr wohnt, deß Liebe noch mehr als Mutterliebe ist. Und wenn so wie hier die Mutterliebe die Kinder zu sich und zu dem Herrn zieht, was mag da noch ein Dritter erziehen?"

Spitta hatte das Haus in Lüne mit Vertrauen und Hoffnung betreten, aber erst jetzt fand er sich recht heimisch darin, und um so mehr, da er erst einige Kämpfe durchgemacht hatte. Man fühlt das seinen Worten ab, welche er den 25. Nov. 1826 in sein Tagebuch zeichnete. „Ich führe", sagte er, „ein äußerlich sehr stilles Leben und danke meinem Gott dafür, daß ich im Ganzen so wenig mit der äußern Welt zu kämpfen habe, daß ich ein Stübchen und ein stilles Kämmerlein für mich habe. Meine Gesellschafter auf diesem Stübchen sind meine beiden lieben Zöglinge, die gemeiniglich Abends zu der Mutter gehen; und dann bin ich ganz allein

und von außen ganz ungestört, weil ich in Lüne selbst gar keine Bekannte habe. Da gehe ich oft Abends in meinem Zimmer auf und ab, selig über die äußere Ruhe. Ueber meinem Schreibpulte hängt ein schwarzes eisernes Crucifix mit Immortellen, oder im Sommer mit andern Blumen geschmückt, darunter ein kleines Oelgemälde aus der Verlassenschaft meines Freundes A. Haccius, Luther und Katharina v. Bora vorstellend. Unter dem Spiegel hängt ein Marienbild, zu den Seiten die Schattenrisse meiner beiden Freunde Haccius und Peters. In der Ecke steht die Harfe, die ich Abends zu einem Choralgesang anschlage, und an der Wand das Bücherbrett, vor mir aber auf meinem Schreibpulte die Bibel und Luther's unverwelkliche Blätter. Das ist doch wohl ein Stübchen, auf dem sich's still und friedlich wohnen läßt! Und doch hab' ich hier schon manchen harten Kampf gestritten mit der kleinen Welt voll Augenlust und Fleischeslust in meinem Herzen und mit dem Versucher, der nicht erst an die Thür klopft, wenn er zu versuchen kommt, ach nein! der leise und geschickt auf der Leiter der Gedanken vom Kopfe hinab in mein Herz als ein Zweifler, oder vom Herzen hinauf in den Kopf als ein Täuscher und Betrüger steigt. Wie oft hab' ich da im Gebete gerungen, mit Thränen und Seufzen und großer Angst, weil ich des Teufels Herr werden wollte, ohne den Herrn, der gekommen ist, die Werke des Teufels zu zerstören."

Spitta's Verkehr erweiterte sich nach dem ersten Jahre seiner Hauslehrerschaft, wiewohl er fortwährend nur auf die kleine Zahl gläubiger Seelen beschränkt blieb. Eine große Freude hatte er über eine Bekanntschaft, welche er durch eine Predigt in Lüneburg mitten in der stürmischen Zeit der ersten Verfolgung gewann. Noch in spätern Jahren pflegte er gern und oft davon zu sprechen und in seinen Briefen kommt er häufig darauf zurück. Es war eine arme alte Wittwe Gildemeister,*) der er so viel Theilnahme zuwandte. Nach jener Predigt schrieb sie ihm einen Brief „voll christlicher Einfalt und Wärme", worin sie ihren Dank für die Predigt aussprach und hinzusetzte: „Ach beten Sie doch, daß auch hier in der fast egyptischen Finsterniß sich der Herr sein Häuflein Seelen sammeln möge und die Gemeinschaft der Wenigen, die sich hier nun schon befindet, zu Tage lege."

*) S. oben Seite 33, Note *)

Diesem Verlangen nach Gemeinschaft gab Spitta gern nach, um so mehr, da er sich gern an der Einfalt und Innigkeit des Glaubens erquickte und sich dadurch in seinem eigenen Glauben gestärkt fühlte. Aus dem Verkehr mit dieser Wittwe pflegte er wohl das Eine und das Andere gern zu erzählen. Mehrfach kam er auf ihr stehendes Gebet zurück, das sie jedesmal laut werden ließ, wenn sie von einer neuen Erweckung hörte: Wir bitten dich, unsern lieben Herren, du wollest uns hinfort mehr bescheeren! Seinem Bruder erzählte er: „Meine alte Wittwe war vor einiger Zeit recht bedenklich krank; ich besuchte sie und dachte wirklich, ihr Aus- und Heimgang wäre nahe. Ich saß zum ersten Male am Sterbebette eines Gläubigen. Sie sprach mit mir viel vom Heimgehen und hatte wirklich Heimweh. Tröstlicheres konnte ich ihr nicht sagen, als daß der Herr sie bald abrufen werde, und dann freute sie sich mit vielen Thränen über die Liebe des Heilandes. Als ich sie darauf nach einigen Tagen wieder zu Gesichte bekam, fand ich sie außer dem Bette, froh und klar wie immer; selbst die tiefe Sehnsucht nach dem Heimgange war wider mein Vermuthen in die kindlichste Ergebung übergegangen. Unsre Gespräche drehten sich seit der Zeit meistentheils um das ewige Leben. Da sagte sie einmal die merkwürdigen Worte: Ueber drei Dinge werden wir uns in jener Welt wundern; zuerst daß wir dort Manchen finden werden, den wir dort nicht zu finden glaubten; dann daß wir dort Manchen nicht finden werden, den wir zu finden glaubten; und endlich, daß wir selbst da sind. Schon diesen kleinen Erwähnungen müßt Ihr es anmerken, wie lieb mir die Alte ist; und wirklich, ich habe durch sie schon manchen Segen empfangen."

Da sich das Verwandte sucht und findet, so erstreckte sich Spitta's Bekanntschaft bald über Lüneburg hinaus in das benachbarte Lauenburg. In der Mitte des Jahres 1825 machte er eine Reise dahin und besuchte den Pastor, nachherigen Superintendenten Catenhusen.*) „Ich war zwei Tage bei

*) Carl Friedrich Wilhelm Catenhusen, Sohn eines Lehrers, geb. zu Ratzeburg 24. August 1792. Biogr. von A. Moraht. Ratzeburg 1861. Catenhusen war nach seiner Confirmation zuerst drei Jahre lang Kaufmannslehrling zu Lübeck, erreichte dann von seinem Vater die Erlaubniß, Theologie zu studiren, erhielt eine Freistelle der Klosterschule zu Ilfeld, von wo er 1811 nach Göttingen ging und dort bis 1815 dem durch Bunsen, Lachmann, Lücke u. A. berühmt gewordenen Studentenkreise angehörte. In demselben angeregt,

ihm", berichtet er. „Es sind viele Gaben, aber nur Ein Geist! So ist gerade bei ihm jene Milde und wohlthuende Freundlichkeit das hervorstehende Merkmal seiner Glaubensgerechtigkeit. Es waren herrliche Stunden, die ich bei ihm verlebte; wir konnten unsern Gesprächen gar kein Ende machen, denn sie dreheten sich immer um das alte, nie ausgeredete: Liebe und Leid! um das große, wunderbare, liebevolle: Also hat Gott die Welt geliebt! und das leidige, betrübte: Er kam in sein Eigenthum und die Seinen nahmen ihn nicht auf!" Mit besonderem Vergnügen hörte er, wie viel christlicher Sinn und Bekenntniß noch unter der größern Menge des lauenburger Volkes vorhanden sei. Wichtig wurde ihm aber dieser Besuch dadurch, daß er zum erstenmale mit einem Lutheraner zusammentraf, der es mit Bewußtsein war und darüber mit Ernst hielt. Catenhusen hatte damals schon mehrfach seine Stimme über Luther hören lassen und war eben damit beschäftigt, eine Schrift über das heilige Abendmahl herauszugeben. Spitta war mit dieser Richtung wohl einverstanden, da er selbst mit beiden Füßen auf dem Boden der Kirchenlehre stand, wenngleich bemerkt werden muß, daß für den sogenannten Confessionalismus damals die Zeit noch nicht angebrochen war, wo sich die gläubigen Glieder aus verschiedenen Kirchengemeinschaften noch friedlich zusammenfanden. Catenhusen's Kämpfe richteten sich damals auch

---

den Rationalismus zu überwinden, wurde er durch das Studium Luther's für sein ferneres Leben zur Entscheidung geführt und sodann in der eingeschlagenen Richtung befestigt, als er ein Jahr lang als Hauslehrer in Lübeck unter Geibel's (s. später Note †) Einfluß sich fortbildete. Im Jahre 1816 wurde er Diaconus in Lauenburg, von wo aus er mit dem Hamburger und Bremer gläubigen Pastorenkreise nähere Verbindungen einging, 1831 Hauptpastor und Klosterprediger zu Uetersen in Holstein. Er entschloß sich dort, diesen Wirkungskreis zu verlassen, als die Regierung ihn schon 1834 als Superintendent und Consistorialis nach Ratzeburg berief, folgte aber und hat dies Amt dann bis an seinen Tod, 24. April 1853, mit Segen verwaltet, der geistige Mittelpunkt des Pastorenkreises, welchen Spitta, der zu Catenhusen durch dessen zweite Frau, einer Schwester seines Universitätsfreundes Havemann (Seite 16) in persönlichem Zusammenhange stand, bei ihm kennen lernte. Im Herzogthum Lauenburg galt eine Kirchenordnung von 1585 und die durch sie geregelten altlandeskirchlichen Einrichtungen hatten sich zum nicht geringen Theile erhalten. Indem nun Catenhusen mit seiner herzlichen Vertiefung in Luther das Handhaben dieser Einrichtungen verband, wurde er je länger desto wärmer, und insbesondere den in den vierziger Jahren zur Macht gelangenden Strömungen gegenüber, ein Vorkämpfer jenes Alten gegen dies Neue, dessen Berechtigung er auch vom particularistischen Standpunkte bestritt, ein Seelsorger voll tief gegründeter Pflichttreue.

eigentlich nur gegen den Rationalismus. An diese Bekanntschaft reihte sich die Bekanntschaft mit andern lauenburger Predigern, unter denen besonders Salfeld,[1] Zurhelle,[2] Struve,[3] Stuhlmann, Hennings,[4] Claudius zu Sahms,[5] der Sohn des bekannten Wandsbecker Boten, und Russwurm hervorzuheben sind. Claudius' frische, freie, schlagfertige Weise, sein ungeschminktes, fröhliches Christenthum erfüllte Spitta mit dem allerhöchsten Ergötzen; so hatte er es gern, daß die gesunde Natur, durch die Gnade geheiligt, zu ihrem Rechte kam. Er erzählte von ihm mancherlei Geschichten, unter andern, daß sein Patron wiederholte Versuche machte, ihn zu einer Jagdpartie zu bewegen. Claudius

---

1) Ernst Christoph Salfeld, geb. am 1. October 1802 zu Marschacht a. d. Elbe als Sohn eines dortigen Geistlichen, verlebte seine Jugend in Bevensen, wohin sein Vater versetzt war. Nach dessen Tode kam er 1815 auf die Domschule zu Ratzeburg, ging von dort 1822 nach Göttingen, wo Spitta sein Studiengenosse war, und 1825 als Begleiter eines Grafen Bernstorff nach Berlin. Im Jahre 1827 wurde er Prädicant, 1831 Pastor zu Grabow. Neujahr 1841 nach Ludwigslust versetzt, wurde er dort später Präpositus und starb am 28. Juni 1873. Er war mit einer Tochter von Catenhusen's durch das ganze Leben engverbundenstem Freunde, Pastor Arndt in Schlagsdorf, verheirathet.

2) Karl August Zurhelle, aus einer Refugiéfamilie Au Clair stammend, war zu Lippstadt am 13. Mai 1790 geboren, wurde 1815 Diaconus in Ratzeburg, 1817 Pastor zu Hohenhorn unweit Friedrichsruh und starb dort 1842. Moraht a. a. O., S. 115, Anm. nennt ihn. Er hat Aufsätze in den Hamburger Friedensboten geliefert. Seine Frau war Salfeld's Schwester.

3) Pastor zu Neuengamm in den Vierlanden, zog, nachdem er sein Amt in Folge eines Zerwürfnisses mit der Gemeinde, die ihn nicht verstehen konnte, niedergelegt hatte, nach Domhof-Ratzeburg, wo er gleichfalls ein Mitarbeiter des Friedensboten, bis an seinen Tod gelebt hat. Ein Mann von großer Begabung, aber unfähig seine Gedanken mündlich redend zu formen.

4) Carl Hennings, Sohn eines Schreiblehrers zu Ratzeburg, dort am 8. December 1797 geboren, besuchte die Domschule zu Ratzeburg, studirte in Kiel, war dann Hauslehrer bei Graf Bernstorff in Winterburg und erhielt 1825 die Pfarre Dreilützow (Mecklenburg), wurde aber schon 1826 nach Siebeneichen in Lauenburg, 1833 nach St. Georgsberg bei Ratzeburg berufen, wo er bis zu seiner Emeritirung im Jahre 1869 gewirkt hat. Moraht a. a. O. zählt ihn zu den ersten Wahrheitszeugen der damaligen Zeit. Er starb am 11. Mai 1874 in Lübeck.

5) Johannes Claudius, geb. zu Wandsbeck am 8. Mai 1783, seines Vaters ältester Sohn. Bis zu seinem 19. Jahre Kaufmannslehrling, verließ er die Handlung, weil er die üblichen Geschäftsunwahrheiten nicht aushalten konnte, war drei Jahre lang Schüler in Pforta und studirte dann in Kiel Theologie. Nachher war er Hauslehrer in der Familie des Oberpräsidenten Blücher zu Altona, und erhielt durch dessen Verwendung 1813 die Pfarre zu Sahms, wo er am 7. März 1859 gestorben ist. Die innige Herzlichkeit seines Christenthums stammte aus seinem elterlichen Hause.

erklärte ihm, daß er nichts dagegen habe, wenn der Herr Graf jagen wolle, daß es aber bei einem Prediger Anstoß gebe. Wer nimmt denn Anstoß daran? erwiderte der Graf; ich versichere Sie, daß ich nicht den mindesten Anstoß daran nehme. Herr Graf! versetzte Claudius, es sind ihrer drei, die darüber richten: erst kommt mein Gewissen, dann kommt meine Gemeinde, und dann kommen Sie. So oft es Spitta möglich war, nahm er an den dortigen Conferenzen Theil, die er selbst 1827 hatte gründen helfen, und rühmte die Belehrung und Erbauung, welche er unter den Brüdern fand. Seine Ausflüge führten ihn auch nach Hamburg, wo er die Pastoren John*) und Rautenberg**) kennen lernte, von denen der letztere großes Aufsehen durch sein freimüthiges Auftreten und seine entschiedene Sprache machte, so daß er mit allerlei Geschichten und Gedichten in der Welt herumgetragen wurde. Zugleich machte er einen Besuch bei Amalie Sieveking,***) die später durch ihre Liebesthätigkeit so vortheilhaft bekannt geworden ist. Damals wußte Spitta noch nichts weiter von ihr zu melden, als daß sie Verfasserin zweier Erbauungsschriften sei, und daß er sich eine halbe Stunde mit ihr höchst erbaulich unterhalten habe.

Erst später kamen zu diesen Bekanntschaften auch einige inländische. Denn wenn man die Stadt Osnabrück ausnehmen will, wo sich noch aus der Zeit des ältern Pietismus ein geringer Same erhalten hatte, so wußte man im übrigen

---

*) Johann John, Hamburger Pastorensohn, geb. 16. September 1797, ausgezeichneter Schüler in Stade, dann Hamburg (Gurlitt) und nach dem Befreiungskriege, an dem er Theil nimmt, auf dem Hamburger academischen Gymnasium (Ebeling). Von 1816—19 studirte er in Göttingen, dann Leipzig, schwankend ob er nicht Philologe werden will, nach einer Hauslehrerzeit in Oldesloe aber, in welcher er dem dortigen Pastor Hauser und dem Lübecker Pastor Geibel nahe gekommen war, kehrt er um Ostern 1820 für die Theologie entschieden und mit Wurm positiv gerichtet, nach Hamburg zurück, kommt mit Merle d'Aubigné, der damals dort Prediger war, in enge Verbindung, und mit Schleiermacher und dessen Schülern in Zusammenhang, wird Januar 1827 zum Pastor an der Petrikirche erwählt, und ist nach längerer Krankheit am 14. August 1865 gestorben, als treuer Seelsorger und ausgezeichneter Prediger von Vielen betrauert. Lebensnachrichten von ihm hat sein Jugendfreund Wolters in John's 1872 von Röpe edirten Lehrpredigten (1872) gegeben.

**) Johann Wilhelm Rautenberg, geb. zu Moorfleth am 1. März 1791, gest. als Pastor in St. Georg (Hamburg) am 1. März 1865. Löwe, Denkwürdigkeiten aus dem Leben und Wirken des Johann Wilh. R. (Hamburg 1866.) Allg. Deutsche Biogr. 27. S. 457.

***) Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Amalie Sieveking. Hamburg 1860.

Lande Hannover kaum vom wiedererwachenden Glaubensleben zu berichten; und erst nach und nach und ganz sparsam sproßten einige grüne Halme hervor, die aber unter starker Ungunst der Witterung leiden mußten. Im Herzogthum Bremen machte zuerst ein Candidat Ehlers*) großes Aufsehen. Derselbe übte den entschiedensten Einfluß auf mehrere Personen, und man erzählt von ihm, daß er sich einst mit dem Conrector Sattler**) zu Stade, einen Rationalisten

*) Eine Lebensbeschreibung im „Immanuel, Volksblatt für lutherische Gemeinden" 1877, Nr. 17. Ludwig Otto Ehlers stammte aus einer alten Pastorenfamilie des Herzogthums Bremen und war als das jüngste von neun Kindern des Superintendenten Ehlers zu Sittensen geboren. Nachdem er zwei Jahre lang das Hamburger Johanneum und hierauf ebensolange das Gymnasium in Stade besucht hatte, theilte er ebenso sein academisches Triennium (Mich. 1824—27) zwischen Göttingen und Halle. Anscheinend schon dort im Rationalismus unsicher geworden, kam er hier in näheres Verhältniß zu dem seit Kurzen dort angestellten Professor Tholuck, der den hoch beanlagten jungen Mann schätzte und an sich zog. In diesem Verkehr lebhaft erweckt, nahm er den Drang, seinen Glauben mitzutheilen, in die Heimath, wo er seinen Vater ein Jahr lang unterstützte, mit. In diese Zeit (Michaelis 1827—28) fällt seine Wirksamkeit für Bremen-Verden. Generalsuperintendent Saxer giebt in der kirchlichen Chronik des Consistorialbezirks von 1871/72 und 1872/73 aus seinen persönlichen Erfahrungen ein anziehendes Bild der damaligen Zeit. Das Consistorium, nach einem mit Ehlers gehaltenen Colloquium über das sola fide, gab ihm auf, den Umgang aufgeklärter Menschen zu suchen, dann daß er vor dem Halten einer Predigt das Concept einzusenden habe, zuletzt eröffnete es ihm, er werde keine Anstellung erhalten. Ehlers ging hierauf (Herbst 1828), um Judenmissionar zu werden, nach Berlin und bestand dort, nachdem er schon ein Jahr lang als solcher gedient hatte, im Winter 1829 sein erstes, und nach neuem Dienst im Frühjahr 1833 zu Stettin sein zweites theologisches Examen, beide glänzend. Da er aber in den Dienst der unirten Kirche nicht treten wollte, wurde er Pastor zu Gossinin in Polen, bis er sich (Mai 1841) der preußischen Separation anschloß, Anfangs als Gehülfe von Lasius in Berlin, seit März 1845 als Pastor der Gemeinde zu Liegnitz fungirend. Seit 1849 Superintendent und Mitglied des lutherischen Oberkirchencollegiums, gerieth er mit diesem wegen der Huschke'schen Kirchenregimentslehre 1860 in Widerspruch, trennte sich seit 1862 mit seiner Gemeinde von Breslau und wurde Mitglied der sich bildenden Immanuel-Synode. Zum Tode allezeit bereit, starb er am 3. Aug. 1877, auf einem Spaziergange von einer verirrten Kugel getroffen, plötzlich.

**) Georg Wilh. Friedr. Sattler, geb. als Sohn eines Predigers zu Ostenholz im Lüneburgischen 13. Febr. 1794, auf dem Gymnasium in Celle, studirte zu Göttingen 1811—1814 und wurde hierauf Collaborator an derselben Schule. Johannis 1818 als Conrector nach Stade versetzt, machte er dort (27. Nov. 1826) noch sein theologisches Examen, wurde Ostern 1833 Director des Stadischen Gymnasiums, wurde 1851 als solcher pensionirt, beschäftigte sich hierauf zu Berlin mit Arbeiten für innere und äußere Mission, kehrte aber 1865 nach Stade zurück und ist dort 22. Oct. 1866 gestorben. Generalsuperintendent Saxer (s. vorige Note) sagt von ihm: „Obwohl er nie ein kirch-

in's Wortgefecht begab, aber denselben nicht durch seine Gründe, sondern nur dadurch überwand und überzeugte, daß er sich mit ihm in's Gebet begab. Sattler wurde ein eifriger Vertheidiger des Evangeliums, und wirkte trotz seiner seltsamen Weise, nachher als Director des Gymnasiums, in Segen fort. Ehlers war ein andres Loos beschieden. Seine einfachen aber ernsten und glaubenskräftigen Predigten schienen dem Consistorium zu Stade eine große Gefahr für den Rationalismus zu sein, weshalb ihm die Kanzel verboten wurde. In Folge dessen wanderte Ehlers aus, und fand später um 1842 Aufnahme bei den separirten Lutheranern in Preußen, wo er jetzt als Kirchenrath in Segen wirkt. Aus der kleinen Zahl der Bekenner sind außerdem noch zu nennen der Pastor Krome*) zu Neukloster, früher Lehrer am Gymnasium zu Stade, eine Nathanaelsseele, die mit innigem Gemüthe eine entschiedene Hingabe an die Sache des Herrn verband und in der Wüste Brunnen für die Durstigen in der Zerstreuung grub. Eine mehr vermittelnde Stellung nahm der Inspector des Lehrerseminars zu Stade, Baring**), ein. Diese sind es ungefähr, welche Spitta selbst in seinen Briefen namhaft macht, obgleich das Register damit noch nicht geschlossen ist. In Verbindung mit denselben kam Spitta auf eigenthümliche Weise, die er selbst er-

---

liches Amt bekleidete, hat er doch als Lehrer an dem Stader Gymnasium der Kirche treulich gedient. Man darf auf ihn das Wort des Apostels Phil. 1, 21. anwenden: Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn." Das Stader Gymnasialprogramm von 1867 (Plaß) sagt: „Seine echt christliche Gesinnung und die Eigenthümlichkeit seiner Auffassungsweise, seines Auftretens und Handelns ist noch in weiten Kreisen in lebhafter und dankbarer Erinnerung. Sowie keiner unter seinen Altersgenossen für die Wiederbelebung des christlichen Geistes in der Provinz in den Jahren von 1830—50 mehr gewirkt und gestritten hat, so verdankt ein großer Theil der jetzigen Generation seiner Lehrthätigkeit die Anregung zu selbstständigem Denken und das ernste Streben nach Wahrheit, unter Verschmähung alles Scheins."

*) Georg Christian Krome, geb. 2. Juli 1800 zu Freiburg im Lande Kehdingen, studirte zu Göttingen und Halle, Collaborator am Gymnasium zu Stade, dann Pastor erst zu Neukloster, später zu St. Andreas in Verden, wo er 1. Nov. 1862 starb.

**) Georg Heinr. Ferd. Baring, geboren als Sohn eines Amtsvoigts in Landsbergen an der Weser 13. Juni 1801, erzogen von einem Oheim, der Pastor war, studirte zu Göttingen und ward 1821 Lehrer an der Hofschule zu Hannover. Schon im folgenden Jahre kam er, durch Vermittelung des Abtes Salfeld, als Inspector an das neuerrichtete Seminar zu Stade. Im Jahre 1830 wurde er Pastor zu Vorstel, 1843 zu Verden, 1854 Superintendent in Rotenburg. Er starb am Schlage 27. August 1856.

zählen mag. „Unser kleiner Doktor Wallis*) bekommt vor einigen Tagen (März 1828) einen Besuch von dem Justizrath Schlüter**) in Stade, mit dem er gemeinschaftlich die juristische Zeitung herausgiebt und daher in fortlaufendem Briefwechsel steht. Indessen war das Christenthum niemals, selbst nicht einmal gelegentlich, darin zur Sprache gekommen, obschon der kleine Doktor fast allen seinen Correspondenten gern und häufig etwas davon mittheilt. Selbst bei dem persönlichen Besuche des Justizraths Schlüter standen erst lange zwei Lichter, jedes unter seinem eigenen Scheffel, bis ein Gespräch über Ehlers dazu kommt und einen Uebergang zum Christenthume macht. Denken Sie sich da die Ueberraschung des Doktors, als er in Schlüter einen Christen findet, der Galiläisch versteht, und nicht läugnet, sondern offen und frei spricht: Ich kenne dieses Menschen wohl. Nun will Schlüter sogleich auch zu dem mystischen Pastor, den ihm wider Willen die Darmstädter Kirchenzeitung als solchen auf's Beste empfohlen hat, und so kommt die christliche Redaktion in's Pfarrhaus, und bringt Freude über Freude. Da werden nun zuerst die Herzen in Liebe ausgeschüttet, dann aber recht bedauert, daß Schlüter bei seinem Aufenthalte in Hannover nichts von Ihnen (v. Arnswaldt) und dem christlichen Collegen daselbst (Justizrath Meyer) gewußt habe, und endlich Nachrichten aus dem Reiche Gottes in Stade mitgetheilt, die ich hier dem Wesentlichen nach Ihnen aufschreibe. Die Gemeinschaft, die sich dort befindet,

---

*) Daniel Ludwig Wallis, geboren im Junius 1792, Doctor der Rechte, starb als Obergerichtsprocurator zu Lüneburg, den 21. Februar 1836. In Gemeinschaft mit den Pastoren Deichmann und Merkel, sowie dem damaligen Rechtsanwalte, späterem hannoverschen Cultusminister Dr. Theodor Meyer, stiftete er 1833 den Lüneburger Missionsverein. Er schrieb: Abriß der Reformationsgeschichte Lüneburgs und Beiträge zur Geschichte der Kirchen, Klöster, Capellen und Schulen der Stadt Lüneburg 1831 und gab lange Jahre mit Justizrath Schlüter die im Text genannte Zeitschrift heraus.

**) Ernst W. H. Schlüter, Sohn eines Beamten in Rethem a. d. Aller, geb. 30. Julius 1793, studirte 1811 bis 1815 in Göttingen, promovirte dort (1. April 1815) und wurde 1819 Justizrath und Mitglied des Obergerichts in Stade. Zugleich mit Sattler durch Ehlers erweckt, stiftete er 1832 die Stader Bibel- und Missionsgesellschaft und war deren eifriger Förderer. Außerdem hat er sich als fruchtbarer juristischer Schriftsteller, namentlich über hannoversches Recht und seit 1849 als liberales Kammermitglied ausgezeichnet. Nachdem er 1859 erst auf Wartegeld gesetzt, später pensionirt war, zog er nach Hannover, war hier ein thätiges Mitglied der nationalliberalen Partei und starb fast 88 Jahre alt am 30. Mai 1881.

um mit Lesen erbaulicher Schriften und mit gegenseitiger Herzenseröffnung sich zu erbauen auf den Grund der Apostel und Propheten, besteht aus vier Mann: Schlüter, Baring, Sattler und dem Dr. Freudentheil*). Für die Frage der Neugier: Woher haben sie's? war von Schlüter keine genügende Antwort zu bekommen. Man hört auch da des Windes Sausen wohl, aber man weiß nicht, von wannen er kommt. Indessen scheint ein Candidat Ehlers der Andreas oder Philippus gewesen zu sein." (Hier folgt das eben berichtete.) „Schlüter erzählte außer diesem und andern auch von einem christlichen Prediger in der Umgegend von Stade, Namens Krome, und daß der Generalsuperintendent Ruperti**) sich mehr und mehr zum Christenthume hinneige (eigentlich sollte man so etwas nicht als Neuigkeit einem Bischof nachsagen!)" Ein paar Wochen nachher schreibt Spitta an den Justizr. Meyer: „Von dem lieben Schlüter, der noch dazu mein Vetter nach dem Fleische ist, haben wir einen Brief von Wallis mitgetheilt bekommen, dessen Beantwortung erst nach vorangegangener Berathung geschehen ist. Obschon bei seinem nur kurzen Aufenthalte in Lüneburg aus der Unterhaltung die gemeinschaftliche Einheit im Glauben erkennend, schien ihm doch besonders Wallis so zu sagen in dem angewandten Theile des Christenthums nicht ganz ihm zusagende Ansichten zu haben, sowie andrerseits Wallis ihn eines zu weltlichen Lebens zieh; obschon ich aus anderer Quelle weiß, daß man von Schlüter in Stade als von einem stillen, eingezogen lebenden Menschen spricht. Was dem kleinen Doktor an Schlüter besonders mißfiel, war, daß er zuweilen in Stade

---

*) Gottlieb Wilhelm Freudentheil, geboren zu Stade als Sohn jüdischer, zum Christenthum übergetretener Eltern 24. Sept. 1792, Göttinger Studiengenoß und Freund Schlüter's (oben), dann Rechtsanwalt in Stade und bekannter liberaler Politiker, gestorben 2. April 1869. Siehe Allg. Deutsche Biographie Bd. 7 S. 356.

**) Georg Alexander Ruperti, Sohn eines Beamten, geboren zu Bremervörde 19. Dec. 1758, auf der Schule zu Bremen, wo er im Hause des Doctor Nicolai lebte, studirte 1777 fg. in Göttingen und wurde durch Generalsuperintendent Pratje 1781 Conrector, 1785 Rector in Stade, aus welchem Anlasse er mancherlei Philologisches geschrieben hat. Im Jahre 1809 Garnisonprediger und Consistorialrath geworden, wurde er, wegen Aufhebung der Behörde durch die Franzosen, 1810 als Pastor nach Dorum versetzt, kehrte aber nach der Restauration nach Stade zurück, wurde 1814 Generalsuperintendent und starb als solcher 14. März 1839. Er war auch als theologischer Schriftsteller thätig.

das Schauspielhaus besucht habe, und er behandelte diesen Gegenstand in seinem nächsten Briefe an Schlüter vielleicht mit zu gesetzlicher Schärfe, weil ihm, wie er uns selbst sagte, der Teufel das ärgerliche Schauspielhaus in Lüne beinahe auf die Nase gebaut habe. Schlüter schreibt nun in seinem Briefe an Wallis mit viel Liebe und Bestimmtheit sein, rein christliches, Glaubensbekenntniß, erklärt sich aber ebenso bestimmt gegen eine herrnhutische Ansicht vom Christenleben, die sich ausspräche in einer Verachtung aller Kunst und Wissenschaft, einer Sprachmanier, einem auch im geselligen Leben sich zeigenden Haschen nach Bibelausdrücken, eine Geneigtheit, alles zu verdammen, was nicht in ihre Form paßt u. s. w. Dabei schreibt er aber so herzlich erbaulich über seine gegenwärtige Bewerbung zum Amte eines O.-A.-R. zu L., daß man wirklich sieht, daß er das Christenthum nicht blos im Begriffe, sondern auch im Leben hat. Die Frage, die er nun nach alledem an Wallis thun will, ist die, ob wir ihm dem ungeachtet die Bruderhand reichen können? Ich meinerseits habe die bejahende Antwort gleich beim Durchlesen des Briefes bereit gehabt und sage mit Paulus (Phil. 3, 15. 16.): Wie viele nun unsrer vollkommen sind, die lasset uns also gesinnet sein; und so ihr in etwas anders gesinnet seid, so wird euch Gott auch dieses offenbaren. D. war auch mehr froh als traurig oder nur bedenklich über Schlüter's Brief, und gab auch die Bruderhand, und der kleine Doktor gestand, daß er es wohl etwas zu scharf angefangen habe und wollte auch die Hand nicht zurückziehen. Wir werden nun von jetzt an eine fortwährende christliche Correspondenz mit Stade unterhalten. Aus der ganzen Geschichte lernt sich aber meines Erachtens dieses: zuerst daß man, wie die alte Wittwe sagt, kein Scharfrichter sein soll; dann, daß wir wenig Geduld mit dem Bruder haben, da der Herr doch so viel Geduld mit uns hat, daß wir gar zu ärgerlich sind, flinker das Unkraut auszuraufen, als den Weizen zu pflegen."

Spitta selbst hat seit seiner Universitätszeit kein Schauspielhaus wieder betreten, und ebenso hielt er es mit Tanz und Kartenspiel u. dgl. Er hatte nicht blos seine Bedenken für sich dabei, er hatte auch keine Lust daran. Dennoch fiel es ihm nicht ein, aus seiner Weise ein Gesetz für Andre zu machen. Welcher Sinn ihn dabei leitete, das sehen wir aus einem Schreiben an seinen Bruder vom 13. Nov. 1827: „Du schreibst, daß Du mit Deiner Art und Weise in eine

Mitte zu stehen kommst, wo Du zweien sich entgegenstehenden Parteien nicht genügen möchtest. Was ich darauf zu antworten habe, ist dieses. Man soll die Bedingungen einerseits und die Aeußerungen oder Folgen eines gottseligen Lebens andrerseits nicht miteinander verwechseln. Jene sind bei allen Menschen dieselben, und deshalb auch allenthalben und unverkennbar deutlich in der Schrift dargelegt; sie heißen: Thue Buße und glaube an das Evangelium. Diese aber sind nicht bei allen Menschen dieselben, schon deshalb nicht, weil wir nicht alle in einem zeitlichen Berufe den himmlischen Ruf erhalten, und die Schrift ausdrücklich befiehlt 1) zu bleiben in dem zeitlichen Berufe, in welchem wir berufen sind und 2) desselben zu warten. Alles Leben und so auch das Leben aus Gott macht sich in jedem Einzelnen seine Form, aber läßt sich nicht in eine gegebene Form bannen. Darum, wenn Deinem innern Leben nach Dir diese oder jene Partei der Form nach zuwider ist, so bleibe Du ruhig in Deiner Mitte stehen, halte es weder mit dieser, noch mit jener, aber — halte es auch nicht mit Dir selbst, sondern halte es mit Deinem Herrn! Ich glaube, Du verstehst mich! Ich mag keine Lebensregel für den Einzelnen aufstellen, die den Ungläubigen, wenn er sie befolgt, nicht weiter fördert, und für den Gläubigen gänzlich unnütz ist. Ich mag hier keine Grenzen ziehen, wie weit die sogenannten unschuldigen Freuden der Welt von einem Christen ohne Schaden mitgemacht werden können. Ich kann nur ermahnen: Wachet und betet! denn der Geist ist willig aber das Fleisch ist schwach. Nur müssen wir vor allen Dingen dahin sehen, uns vor der Welt unbefleckt zu erhalten und, soweit wir es irgend vermögen, von ihr auszugehen; denn es wäre ein Widerspruch, zu bitten: Führe uns nicht in Versuchung! und doch sich selbst immer hineinzubegeben. Aber die Schrift, welche allezeit Waffen zur Rechten und zur Linken giebt, ist so weit davon entfernt, die Verläugnung der Welt in ein unfreundliches, zurückstoßendes Wesen gegen andre Menschen zu setzen, daß sie vielmehr sagt: So ihr auch nur zu euern Brüdern freundlich thut, was thut ihr Sonderliches? Thun nicht die Zöllner auch also?" Es sind das Dinge, welche in der damaligen Kampfeszeit häufig besprochen wurden, und Spitta kommt häufig darauf zurück, um so mehr, da er einer Art von Separatismus abhold war, welcher sich bei der bittern Feindschaft der Welt nur um so leichter entwickelte

und doch seine großen Gefahren hatte. „Sich in äußerlicher Ferne von der Welt halten," schreibt er an Meyer, „ist leichter und auch natürlicher, als in der Welt, ohne sich an das Wesen der Welt zu hängen und von ihrem Leichtsinne fortgetragen zu werden, sondern ihn tragend, selbstverläugnend dem Herrn in der Feindesliebe nachzufolgen. Wenn das Lob der Welt so gefährlich ist, daß der Herr ein Wehe darauf setzt, so ist doch die Unfreundlichkeit der Christen gegen die Unchristen auch kein feines Lob und ein oft nur gerechter Vorwurf."

Spitta war einigermaßen durch die Stäupe der bösen Zungen hindurchgegangen und hatte sich gut gehalten; indeß stand ihm um Michaelis 1825 noch eine andere Tenne bevor, auf der er gefegt werden sollte. „Ende Septembers denke ich nach Hannover zum Examen abzureisen," berichtet er. „Menschlicher Ansicht nach hängt von diesem viel für meine Existenz ab und ich hätte Ursache, mit einiger Besorgniß hinzugehen, zumal da man in Hannover von uns hier mit einiger Bedenklichkeit spricht, und Arnswaldt in seinem letzten Briefe an mich ausdrücklich bemerkt, daß ich mich schon darauf gefaßt machen müsse, in Hannover manches Unfreundliche zu erfahren." Der Rationalismus vertrieb gläubige Prediger aus ihrem Amte, noch leichter mußt' es ihnen werden, gläubigen Candidaten das Amt zu versperren, wie Ehlers Beispiel zeigt. Und in Hannover regierte der Rationalismus. Doch wußte sich Spitta zu trösten: „Die christliche Ansicht," fährt er fort, „ist doch eine etwas andere, als jene kluge menschliche. Und somit gehe ich mit aller Zuversicht und Freudigkeit, freilich ohne alle Versprechungen und Verheißungen von menschlicher Seite, aber doch mit einer Ermahnung, die mich schon etwas wagen und auf's Spiel setzen lehrt, Matth. 10, 32. 33., und mit einer guten Verheißung, die mich für die Zukunft nicht bange werden läßt, 1. Tim. 4, 16." Mit derselben Zuversicht schrieb er seinem Freunde Arnswaldt, und überschickte ihm zugleich ein Lied, in welchem er seine Stimmung ausgedrückt hatte. Der bezeichnende Schluß dieses Liedes lautet:

Du gnadenreicher Menschensohn,
In deinem heil'gen Namen
Laß mich auch einst vor Gottes Thron
Bestehen mein Examen.
Zu jeder Prüfung dieser Zeit
Bin ich mit Freuden stets bereit,
Wenn ich nur dort bestehe.

Diese Verse, welche er auch seinem Bruder mittheilte, begleitete er noch in seinem Briefe an denselben mit der heitern Bemerkung: „Unser Herr Jesus examinirte auch einmal einen Candidaten pro ministerio (Joh. 21, 16. u. f.), that aber nur immer Eine Frage: Hast du mich lieb? Und als der Candidat die Frage zu beantworten wußte, hieß es: Praestitis praestandis examineque bene absoluto pastor gregis designatus (nach Leistung dessen, was zu leisten war, und wohlbestandenem Examen, zum Pastor der Gemeinde bestimmt); Weide meine Schafe! Nun, hat Petrus vor einem solchen Meister bestanden, wie sollte ich nicht auch als solcher vor solchen?" Um Michaelis reiste Spitta nach Hannover. Arnswaldt's Befürchtungen erfüllten sich, zugleich aber auch Spitta's Hoffnungen. Wenn auch der Rationalismus in Hannover regierte, so war man doch hier immer scharfen und raschen Maßregeln abhold. Dazu kam ein aus frühern Zeiten vererbter Tact, welcher das Bestehende schonte und sich in Neuerungen nie überstürzte, ein Tact, welcher später Schritt für Schritt aus dem rationalistischen Fahrwasser wieder ganz herauslenkte. Ohnehin konnte man schon etwas von der Sprache des Glaubens vertragen, und hatte nur Furcht vor dem Pietismus und Mystizismus, die schon seit mehr als hundert Jahren in Hannover auf der Liste der Geächteten standen. Den 11. October 1825 stattete Spitta seinem Bruder Bericht ab von seinem glücklich bestandenen Examen. Derselbe mag hier verbunden mit einigen Ergänzungen aus dem Tagebuche folgen. „Was bin ich," schreibt er, „daß Du mich bis hierher gebracht hast? frage ich oft im Geiste den großen Meister in aller Wahrheit, der mich im Vergleich mit andern doch auf sehr ebnen mühelosen Wegen zu Jesu führte! und immer höre ich als die Antwort auf jene Frage: Ich habe dich je und je geliebt, darum hab' ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte! Kränklich am Körper kam ich nach Hannover; aber das mußte wohl so sein, damit ich mich durchaus nicht auf mich Schwachen, sondern auf den starken Gott verließe. Am Freitage (7. Oct.), an dem ich examinirt werden sollte, erwachte ich mit dem kräftigen Spruche 2. Sam. 22, 33.: Gott stärket mich mit Kraft und weiset mir einen Weg ohne Wandel; und das machte mich so kühn, daß ich mir am Ende selbst mißtraute. Deshalb setzte ich mich bescheiden nieder, um noch ein wenig zu studiren, und den Herrn nicht zu versuchen. Wie ich nun

Nachmittags 4 Uhr zum Examen ging, war mir's, als wüßte ich durchaus nichts, weder zu fragen, noch zu antworten; aber es war dies kein ängstigendes Gefühl, sondern ich hatte mich in Gottes Hand gegeben, so ganz alle meine Sorgen auf den lieben großen Sorgenträger geworfen, daß ich, von allem fleischlichen Trotz befreit, mich im Gegentheile in meiner Schwachheit sehr leicht fühlte. Meine alte Wittwe hatte mich dazu bei meiner Abreise von Lüne mit einem großen Segen entlassen und mich auf den Beistand unsers Herrn (Matth. 10, 9.) verwiesen. Zwei Stunden wurde ich in lateinischer Sprache examinirt, hin und wieder förmlich und sichtbar versucht; aber wie hätte ich den verläugnen können, der in diesen Augenblicken so fühlbar bei mir war mit seiner Stärke. Das Ergebniß der Prüfung war ein bedingungsweises bedächtig gesprochenes Bene (gut). Aber weil ich sehr erhitzt vom Consistorium wegging, erkältete ich mich noch vielmehr, und war am Sonnabend recht krank, und am Sonntag, da ich in der Neustädter Kirche zu predigen und nachher ¾ Stunde zu katechesiren hatte, sehr schwach, doch ergeben in den Herrn und gewiß, daß er seinen treuen Arm nicht von mir ziehen werde. Meine Predigt und Katechesation mußte freilich sowohl für Form als Inhalt eine stärkere Sichtung als die Prüfung erfahren, aber einiges daran traf mich eigentlich nicht, sondern die Sache, und anderes frommte mir auch als eine heilsame Demüthigung. Uebrigens blieben auch die Warnungen vor Pietismus, Mystizismus u. dgl. nicht aus. Zuletzt bekam ich noch die schriftliche Beantwortung zweier Fragen, nämlich einer lateinischen: Was heißt im N. Test. In Christo sein? und einer deutschen: Was ist Mystik, und wie verhält sie sich laut der Geschichte zu den moralischen Forderungen an die Menschen? Fragen, deren Wahl von Seiten meiner Obern doch auch nicht zufällig war." Also war Spitta unter die Zahl der Candidaten aufgenommen, und das war etwas, da es gewissermaßen erst das Eis brach.

Zu seiner Erquickung und Stärkung reiste Spitta auf einem Umwege nach Lüne zurück, um auch die Stadt Bremen kennen zu lernen, von woher er schon manche liebliche und wohllautende Nachricht empfangen hatte. „Meine Reisegefährten," schreibt er, „waren ein Student aus Göttingen, ein unstudirter, aber gebildeter Mann aus Ostfriesland und ein paar Juden. Am Abend kam unvermerkt die Rede auf

die Prediger, und der Ostfriese bemerkte, er habe Dräseke*) predigen hören, und wisse, daß, wenn er ihn mehrmals würde predigen hören, ihm nicht leicht ein andrer Prediger gefallen könne. Der Student hingegen schob dazwischen: Er würde gewiß andrer Meinung sein, wenn er Ruperti**) in Göttingen gehört habe; außerdem neige sich ja auch Dräseke sehr zum Mystizismus. Ich that dabei, als schliefe ich, und da ich Ruperti gehört habe, so verlangte ich sehr den eben genannten Mystiker zu hören. Am Sonnabend kam ich in Bremen an, stutzte über das kolossale Rolandsbild auf dem Markte, verwunderte mich über die zierlichen geschmackvollen Anlagen des Walles, und bewunderte den ehrwürdigen alten lutherischen Dom, worin gerade an 50 Personen kommunizirten. Der Sonntag kam, und das Glockengeläut wies mir meinen ersten Weg an. Um 9 Uhr ging ich in die Vorstadtskirche, um den Pastor Mallet***) predigen zu hören, den mein Bruder Heinrich kennen gelernt, und der einen großen Einfluß auf seine religiöse Richtung gehabt hat. Ich fand die Kirche bis zum Drängen voll, und war um so erwartungsvoller, den Mann zu sehen und zu hören, der eine so zahlreiche Gemeinde um sich versammelte. Mallet ist ein Mann in den dreißiger Jahren, voll Kraft, Lebendigkeit und Jugendfrische, sein Vortrag ist höchst einfach; aber jedes Wort nimmt er von seinem Herzen, und weiß es einem ebenso warm wieder an's Herz zu legen. Er hielt eine Homilie über Apg. 12, 3—17.; wobei er Vers für Vers durchging, erklärte und zur Erbauung anwandte. Das ganze war eine Erörterung des Satzes: Wie wunderbar der Herr die Seinen führt! Da in Bremen dreimal, und zwar zu verschiedenen Zeiten Kirche gehalten wird, so traf sich's gerade glücklich genug, daß Dräseke den Gottesdienst von 11 Uhr in der Anscharii-Kirche versah. Ich ging nach einer so gründlichen Erbauung nicht

---

*) Allg. Deutsche Biogr. 5, 376. Eine allgemeine Darstellung des betreffenden Bremer Kreises bei Ilen. Die innere Mission in Bremen (Hamburg 1881). S. 14 folg.

**) Oesterley, Geschichte der Universität Göttingen von 1820—37 (Göttingen 1838). S. 72. Anm. 1. Christian Friedr. Ruperti, geb. 25. Aug. 1765 zu Hoyershagen im Hannoverschen, stud. in Göttingen 1783, wird Subrector in Stralsund 1787. Pastor zu Wennigsen 1804, Superintendent zu Göttingen 1820, gest. 5. Decbr. 1836. Zwei Bände Predigten von ihm edirte 1837 Frantz; im ersten Bande biographische Einleitung.

***) Allg. Deutsche Biographie 20, 140, und daselbst Litteratur. Herzog, Protest. Realencyclopädie 9, 197.

ohne Sorge hin, von Dräseke nun eine verblümte, gezierte, prunkvolle Rede zu hören. Aber wie erstaunte ich gleich anfangs, als der wirklich große Redner mit aller Einfachheit eines christlichen Predigers seine Gemeinde zu einer Betrachtung über Joh. 3, 3. erweckte und in zwei Abtheilungen den Begriff der Wiedergeburt und des Reiches Gottes und das Verhältniß des einen zum andern in ein Licht stellte, mit dem die Finsterniß nichts gemein hat, und mit einer Wärme darlegte, die von nichts weniger als von einem ästhetischen Strohfeuer herzurühren schien. Welch eine Einfalt und Natürlichkeit im Vortrage dieses Mystikers! Er sprach, als ob er sich mit jedem besonders unterhielt. Im Stillen aber that ich ihm herzliche Abbitte, daß ich ihn früher nach seinen gedruckten Predigten falsch beurtheilt hatte, und mußte den Mann ehren, der sich seiner großen Gaben so würdig zur Verkündigung des Evangeliums bediente. Zur Linken und zur Rechten waren nur bedenklich ernsthafte Gesichter zu sehen, und die Predigt war meiner Meinung nach zu Ende gebracht, da: — dauerten den großen Mann da oben auf der Kanzel die Menschen wegen der Betrübniß und göttlichen Traurigkeit, die nach des Apostels Meinung wirket zur Seligkeit eine Reue, die niemand gereuet; oder — kurz er mußte wohl andrer Meinung sein als der Apostel! Denn da am Ende der Predigt fing er auf Veranlassung des 18. October an von der Leipziger Schlacht in hohen Phrasen zu reden, und sagte den Leuten zum verdammten Trost: Wenn die Begeisterung, der Geist der Wiedergeburt, nicht die Deutschen belebt hätte, so wäre das Große nicht geschehen u. s. w. Die Hinterthür war geöffnet, die ernsten Gesichter verklärten sich in ein freundliches Lächeln und nun — ging jeder so vergnügt zur Kirche heraus, als er hineingegangen war. Aber ich nicht! ich dachte des menschenfreundlichen Mannes mit großer Traurigkeit, und konnte ihm nicht danken. So ging es mir mit Dräseke. Unverkennbar ist bei ihm die Erkenntniß des Wahren, ob aber seine Liebe und Furcht Gottes so groß ist wie seine Menschenliebe und Menschenfurcht, möchte ich bezweifeln. Krummacher*) und Menken**) habe ich leider!

*) Es ist Friedrich Adolf Krummacher, geb. Juli 1767, gestorben 17. März 1844, der Parabeldichter, in Bremen seit 1824. Allgem. Deutsche Biogr. 17, 240. Herzog, Protest. Realencyclopädie 8, 293.

**) Leben und Wirken des Dr. Gottfried Menken von Dr. C. G.

nicht gesprochen, da sie abwesend waren. Aber mit unserm alten Voget*) und Mallet habe ich einen sehr vergnügten Nachmittag zugebracht."

Nach seiner Rückkehr erfreuten ihn einige Bekanntschaften, die eine mit Huschke**), dem nachherigen Vorkämpfer der lutherischen Separation in Breslau, die andre mit Schreiber***), dem herrnhutischen Diasporaprediger. Von beiden rühmt er großen Segen empfangen zu haben, und von dem letztern sagt er: „Er ist im Dienste des Evangeliums grau geworden und reich an Erfahrungen, die den Glauben an eine große Gemeinde der Heiligen unter allem Volk und allen Confessionen zur freudigsten Zuversicht erhoben. Der alte Mann in seiner milden Kraft und tiefen Ruhe hat mir recht lebendig das schöne Bild eines christlichen Pilgers nach Canaan vorgehalten." Aber je mehr sich Spitta der neuen Zeugen der Wahrheit freute, und den Anbruch der Morgenröthe begrüßte, desto mehr mußte er auch erfahren, daß der Feind sich das Feld nicht wollte streitig machen lassen. „Daß den Widerchristen bange wird", berichtet er den 12. Decbr. 1825,

---

Gildemeister. 2 Bde. Bremen 1861. Herzog, Protest. Realencyclopädie 9, 550 f. Menken war geboren in Bremen 29. Mai 1768, gestorben daselbst 1. Juni 1831. Zu seiner Zeit der bedeutendste und gesegnetste Theologe aus der Benzel-Hasenkamp-Kollenbusch'schen Schule.

*) Die erste Ausgabe liefert Voget. Aus dem durch Herrn Pastor Spitta zu Nette gütig verglichenen, vom 11. Nov. 1825 datirten und an Adolf Haccius gerichteten Originalbriefe geht aber hervor, daß von einem gemeinsamen Studiengenossen, dem Rechtsanwalt Dr. Friedr. Leopold Voget, die Rede ist. Er ist als Vertheidiger der Giftmischerin Gottfried bekannt geworden.

**) Eduard Huschke, als römischrechtlicher Jurist und als Vorsitzender des Breslauer separirt-lutherischen Oberkirchencollegiums vielbekannt und mit Recht gerühmt; geb. zu Münden 26. Juni 1801. Privatdocent in Göttingen 1822, Professor in Rostock 1824, in Breslau 1827, gest. 7. Febr. 1886. Oesterley, Andr., Göttingen, S. 358. Herzog, Protest. Realencyclopädie 18, 102 f. (Rocholl).

***) Johann Christoph Schreiber, geb. zu Lübeck 3. März 1768, sollte in das bei seinem Vater erlernte Kupferschmiedegeschäft treten, als er wandernd in Ebersdorf mit der Brüdergemeinde in Berührung kam, nach des Vaters Tode (1792) ihr beitrat, anfangs als Handwerker, seit 1797 aber als Reiseprediger verwendet wurde, mit dem Wohnsitze in Braunschweig, nur daß er von 1811—1818 zwischendurch nach Oesel (Livland) versetzt wurde. Von Braunschweig aus hatte er mit dem übrigen ihm zugewiesenen Diasporakreise auch Bremen, Lüneburg und Pyrmont, wo er außerdem der Cur halber war, zu versorgen. So kam er auch nach Hameln. Sein großentheils autobiographischer Lebenslauf, der sich in den „Nachrichten aus der Brüdergemeinde" Jahrg. 1839, Heft 2, S. 274 f. findet, ist ein schönes Denkmal echter christlicher Einfalt.

„erhellt schon daraus, daß sogar an die hiesigen Militärchefs ein Befehl höhern Orts eingegangen ist, die Soldaten zu beachten, weil man befürchtet, sie möchten von dem hier um sich greifenden Pietismus angesteckt werden. In Berlin denkt man darüber anders, denn ein Universitätsfreund schreibt von dort aus, er sei in einer christlichen Versammlung gewesen, die der Baron v. Kottwitz daselbst hält. Tholuck habe gerade einen Vortrag vor einer zahlreichen Versammlung gehalten, in welcher mehrere Officiere mit ihren glänzenden Kleidern neben schlichten und ärmlichen Bürgern gesessen hätten. Ueberhaupt soll sich unter dem Militär dort ein Geist zeigen, der sie dringender zum Tempel des Herrn treibt als die Dienstpflicht zur Kirchenparade. Was will das werden? möchte man fragen. Gebe nur der Himmel, daß man das christliche Kleid nicht hin und wieder anthut, weil es Mode ist!"

Da nun das Reich Gottes in Lüneburg sich immer mehr Bahn brach, so beschlossen die christlichen Freunde noch ein Mehreres zu thun, um ihm Bahn zu brechen. Spitta schreibt darüber den 9. Jan. 1826: „Aus der eingelegten gedruckten Ankündigung wirst Du ersehen, daß der Pastor Deichmann*) hierselbst eine christliche Erbauungsschrift in Monatsheften herausgeben wird. Da das Unternehmen zunächst von ihm und mir ausgegangen ist, so mußten wir beide auch allein zum Bedarf des ersten Heftes die nöthigen Materialien liefern, welche auch schon zur Censur nach Hannover abgeschickt sind. Darin liegt eine Entschuldigung. Uebrigens haben wir das unternommene Werk so ganz in und mit Gott begonnen, daß er es gewiß nach seiner Gnade weiter fördern wird; wenn das nicht unsre Zuversicht wäre, so hätten wir gewiß als Thoren und Wagehälse gehandelt: denn Deichmann ist körperlich sehr schwach, so daß er kaum seinen Amtsgeschäften ganz vorstehen kann, und ich — ja was bin ich, daß du mich bis hierher gebracht hast?" Die Schrift führte den Titel: Christliche Monatsschrift zur häuslichen Erbauung für alle Stände; und in der Ankündigung heißt es: „Die Herausgeber werden sich nach dem theuern Vorbilde der Reformatoren des 16. Jahrhunderts mit allen ihren Aufsätzen streng an die Bibel halten." Zu den beiden Herausgebern trat nachher als Mitarbeiter noch

*) Siehe oben Seite 33.

der Pastor Merkel hinzu, der aber im Ganzen nicht viel lieferte. Die Aufsätze wandten sich an das schlichte Verständniß, behandelten Schriftwahrheiten und legten biblische Abschnitte erbaulich aus; Spitta theilte ab und an einige seiner Lieder mit. Das Unternehmen war übrigens von kurzer Dauer. „Mit dem Ende des Halbjahres“, schreibt Spitta, „hört die Monatsschrift auf. Wir hatten wenigstens auf einen ganzen Jahrgang gerechnet; da indessen die unternehmende Buchhandlung an Kostenzulage für den ganzen Jahrgang 114 Rthlr. Schaden leiden würde und wir bis jetzt keinen Contract mit ihr gemacht haben, so glaubten wir ihr bei der Aufgabe ihres Unternehmens nicht entgegen sein zu können und zu dürfen. Mit dem Herrn und gewiß auch mit seinem Willen haben wir angefangen mit Freuden; wie sein Wille es ist, hören wir auf mit Freuden und hoffen es von seiner Gnade, er werde auch bei dieser Veranlassung sein Wort, dessen Wahrheit zu verkündigen er uns würdigte, nicht leer zurückkehren lassen. Wir haben darin nach unsern schwachen Kräften die große Frage: Was muß ich thun, daß ich selig werde? mit möglichster Ausführlichkeit behandelt; und so schließen wir unsern Mund, wie wir ihn aufthaten mit Freuden.“ Die Zeit für solche Unternehmungen war noch nicht gekommen, da die Zahl der Theilnehmer noch zu klein war.

Bald nach dem Scheitern dieses lieb gewordenen Planes suchte ihn eine andre schmerzliche Nachricht heim. Sein Freund A. Haccius war am 30. Juni 1826 in Folge der Auszehrung verschieden. „Er ist“, schreibt Spitta an seinen Bruder, „unter meinen Jugendbekannten und Universitätsfreunden eigentlich der einzige, der meinem Herzen nicht nur nahe geblieben, sondern ihm auch immer näher gekommen ist. Daß mir nun in ihm ein überaus lieber Mensch, wenn auch nicht verloren gegangen, so doch für diese Pilgerreise aus den Augen entrückt und von der Seite genommen ist, das fühle ich. Du bist selbst eine Zeitlang Zuschauer seines Lebens gewesen, und so muß Dir seine Gnadenführung ein anziehender Gegenstand der Beschauung sein. Wie tief und mit welcher auffallenden Schärfe er in sein Herz gesehen, davon sind mir seine Briefe ein deutlicher Beweis. Die Sprache darin ist überaus rührend, man glaubt dem Selbstgespräche des verlorenen Sohnes zuzuhören auf dem Wege, da er zurückkehrte zu seinem Vater.“ Schöner als dieses Denkmal der

Freundschaft sind die Briefe selbst, welche er seinem Freunde schickte. Er offenbart darin sein ganzes Herz, und wie er seine Liebe gegen ihn ausschüttet, so hat er auch kein Geheimniß vor ihm. Man ist aber beim Lesen derselben zweifelhaft, ob man sie mehr ein Denkmal der Liebe oder ein Denkmal der von Gott geadelten Seele Spitta's nennen soll. Beim Heimgange des Freundes fühlte Spitta noch einen andern Schmerz, welchen er in die Worte faßte: „Es scheint, als wolle sich die Zahl der lange gekannten Freunde immer mehr verringern, je näher mir der lange verkannte himmlische Freund meiner Seele kommt."

Um dieselbe Zeit ungefähr machte Spitta den ersten Versuch, sich um ein Amt zu bewerben, nachdem er anderthalb Jahr zuvor den Antrag einer Lehrerstelle zu Ratzeburg von sich gewiesen hatte. „Während mein Freund Haccius einen Ruf zu dem Herrn erhielt und ihm mit leichtem Herzen folgte und hin- und heimging, glaubte auch ich einen Ruf anderer Art von dem Herrn zu bekommen. Die zweite Predigerstelle an St. Lamberti zu Lüneburg wurde durch die Beförderung des Pastor Merkel zum Pastor prim. an derselben Kirche erledigt, und da des Volkes Stimme in Lüneburg mich schon zum zweiten Prediger ausrief, so trat es mir nahe, vor dem Herrn zu prüfen, ob das Gottes Stimme sei. Da man (wie ich das zum Preise des, der in den Schwachen mächtig ist, sagen muß) mich gern in Lüneburg predigen hört, die Stelle, die für einen Anfänger sehr annehmliche Einnahme von etwa 500 Rthlr. im Ganzen hat, ein Freund von mir und gleichgesinnter Prediger an derselben Kirche ist, und ich durch ihn auf eine leichte freundschaftliche Weise in die äußere Amtsführung eingeleitet werden kann, so wäre ich menschlicher Weise mit meinem Entschlusse bald zu Stande gekommen. Aber wie darf ein künftiger Diener Gottes in seinen Dienst treten, ohne zuvor möglichst gewiß zu sein, ob der Herr ihn jetzt schon und gerade hier in seinem Weinberge anstellen wolle? Da ist es denn freilich recht schwer, sich wie Paulus nicht mit Fleisch und Blut zu besprechen, weder auf das eigne Wohlgefallen noch Mißfallen Rücksicht zu nehmen, sondern mit kindlicher Ergebung in des Herrn Willen ihm inständig im Gebete anzuliegen, uns seinen Willen klar zu machen, unserer Ueberzeugung ein bestimmtes Ja oder Nein zu geben, ohne dabei auf Zeichen oder Wunder zu warten. So hat es denn nur auch wohl an mir gelegen, an meinem

schwachen Glauben und Gebet, wenn ich keine klare Antwort über mein: Soll ich? oder: Soll ich nicht? bekam." Indessen eine Predigt, welche er in St. Lamberti bald nachher hielt, gab ihm so viel Freudigkeit, daß er sich bewarb, sonst aber die Entscheidung Gott befahl. Die Entscheidung der Wahl schob sich bis zum 3. Januar 1827 hinaus und übte Spitta unter Hoffen und Harren in der Geduld. Aber Gottes Wille war es nicht, daß er in Lüneburg bleiben sollte. Nach Empfang der Nachricht schreibt er: „Des Herrn Wille sei unsre Freude allewege! Ich hätte ihm kaum herzlicher danken können, wenn er mich gewählt hätte, als ich ihm jetzt danke für die Ergebung in seinen heiligen Willen und für die Freudigkeit, die er mir dabei geschenkt. Ich erkenne gewiß den Segen der langen Prüfungszeit noch nicht in ihrem ganzen Umfange; so viel aber erfahre ich, daß des Herrn Wort ganz wahr ist: Wer da bittet, der empfängt! wenn auch nicht das, worum er bittet, aber er empfängt sicher etwas, was ihm zur Zeit besonders dienlich ist. Er hat mich bis hieher mit unaussprechlicher Güte geleitet, sein Segen hat alle meine Wünsche übertroffen und mein irdisches Leben vor Noth und Sorgen gesichert; — und nun giebt er mir Ergebung in seinen Willen und Freudigkeit bei seinen Fügungen, als das Nothwendigste für die Zukunft, als die heilsamste Lection, die man in seiner Schule zu lernen hat und wodurch man allein in den Stand gesetzt wird, die verschiedenartigsten Lebensexamina zu bestehen."

Während dieser Prüfungszeit machte er Anfang September 1826 eine Reise nach Rostock zu seinem Bruder Heinrich, dem Professor daselbst. Die Reise hat sonst nichts Merkwürdiges, außer daß er auf derselben in Lübeck den reformirten Pastor Geibel,†) den Vater des bekannten Dichters, kennen lernte. „Ich hörte," schreibt er, „am 3. September den Dr. Geibel predigen. Er hielt eine schöne, christ-

†) Johannes Geibel, geb. zu Hanau den 1. April 1776, Sohn eines Rathmannes. Nachdem er in Marburg studirt hatte, dort befreundet mit Daub, und in Kopenhagen Hauslehrer gewesen war, wurde er 1797 Vicar und gleich nachher Pastor der reformirten Gemeinde in Lübeck. Hier von dem damals in Eutin lebenden Fr. Heinr. Jacobi persönlich beeinflußt, wurde er immer mehr, und seit 1810 mit voller Entschiedenheit ein Bekenner der Rechtfertigung allein durch den Glauben, und hat als herzlicher Vertreter positiven Christenthums von da an in weiten Kreisen gewirkt. Im Jahre 1847 ließ er sich emeritiren und starb nach längerer Krankheit 25. Juli 1853. — S. Michelsen und Herzog's Realencyclopädie für protestant. Theologie und Kirche. 2. Aufl. 4, 787 f.

liche Predigt über den Spruch 2. Kor. 3, 5. 6. Am folgenden Tage machte ich mit ihm einen recht erbaulichen Spaziergang, auf welchem er mich viel von den mancherlei Anfeindungen und Prüfungen unterhielt, die er seit einer Reihe von Jahren um seiner evangelischen Predigtweise willen sowohl in Lübeck als auch auswärts erfahren hatte, ohne daß er sich eben die Hitze befremden ließ, die ihm widerfuhr. Dann wohnte ich in seinem Hause einer sehr erbaulichen Missionsversammlung bei. Tages darauf fuhr ich zur See weiter und kam nach Dobberan, wo ich die Freude hatte, meinen Bruder mit seiner Frau zu finden." Die Strapazen der Reise hatten ihn sehr angegriffen, so daß er fast fortwährend körperlich kränkelte. Dennoch verlebte er in Rostock stille, schöne Tage, „wie denn der Geist ja oft nur unter dem unbequemen, drückenden Pilgerkleide still wird." Er hielt sich vierzehn Tage bei seinem Bruder auf. „In den letzten Tagen," schreibt er, „fragte ich auf der dortigen Universitätsbibliothek nach einigen Schriften von H. Müller, der im 17. Jahrhundert als Superintendent und Professor in Rostock lebte. Der Bibliothekar erwiderte mir auf meine Nachfrage nach Müller: Der Schwärmer? und reichte mir dessen apostolische Schlußkette, ein Buch, bis zur Bewunderung reich an Schriftweisheit, woraus ich mich recht erbaute." Ueber seine Rückreise berichtet er: „Leidlich zerstoßen kam ich am Donnerstag Morgen 6 Uhr in Schwerin an, und da ich mich, weil sich keine andere Reisegelegenheit darbot, in die Nothwendigkeit fügte, bis zum Freitag Nachmittag zu warten, so fügte es hingegen der liebe Gott, daß ich in Schwerin alsbald einen alten Universitätsbekannten Namens Delagarde traf, der mir den Aufenthalt höchst angenehm machte. Zu der bestimmten Zeit bestieg ich dann wieder meinen alten, mit allen seinen vielen Unbequemlichkeiten und geringen Bequemlichkeiten mir auf's Genaueste bekannt gewordenen Postwagen, und kam so an das Ziel meiner Reise. Noch einige Tage hielten meine heftigen Kopfschmerzen und ein starker Schnupfen an, doch nun bin ich durch Gottes Hülfe wieder im alten Wohlsein. Mit einem schönen Reisesegen war ich von hier entlassen; recht fühlend, daß dieser über mich gekommen sei, mußte ich dankbar freudig wieder heim- und einkehren, und freundlich, wie ich entlassen war, wurde ich wieder aufgenommen in den lieben, stillen Kreis meines Berufslebens." Die Reise war

eigentlich etwas mager ausgefallen, zu den Reisebeschwerden und dem anhaltenden Unwohlsein kam noch, daß Spitta seinen vielbeschäftigten Bruder wenig hatte genießen können. Sein Reisebericht zeigt aber, wie schön er es verstand, einem jeden Dinge die vortheilhafteste Seite abzugewinnen und durch Aufmerken auf Gottes Führungen auch im Kleinen seine Osterblumen selbst unter den Dornen zu pflücken.

Mit gleicher Aufmerksamkeit sah er von seiner stillen Warte zu Lüne den Führungen Gottes im Lande zu; und wiewohl hier die Osterblumen sehr sparsam sproßten und der Schnee der steigenden Frühlingssonne nicht weichen wollte, so ließ er doch keine Klagen des Unmuthes hören und versuchte sich nie in der Schwarzmalerei. Dagegen freute er sich kindlich über jeden kleinen Ansatz zum Besserwerden. „In Göttingen," schreibt er im Mai 1827, „scheinen wirklich einige Funken des Feuers gezündet zu haben, das der Herr in dieser unserer Zeit angezündet hat. Es werden dort Privatversammlungen zur Erbauung gehalten, denen dann auch, wie es nicht anders zu erwarten steht, von vielen Seiten her viel Ungereimtes angedichtet und widersprochen wird. Der Superintendent Ruperti*) hat in dieser Hinsicht eine Controverspredigt drucken lassen: Einige Vorsichtsmaßregeln für diejenigen, die in religiösen Versammlungen Nahrung für ihre Frömmigkeit suchen. Der Professor Elwers**) hat einige Bogen drucken lassen über Missionswesen und eine in Göttingen zu errichtende Missionsgesellschaft." Das waren die ersten schwachen Anfänge, welche den Anbruch einer neuen Zeit für Göttingen verkündigten. Noch aber regierte die Furcht zu stark, daß man zu weit gehen könnte. In demselben Briefe fährt Spitta fort: „Von dem Consistorium in Hannover ist das geistliche Ministerium in Lüneburg aufgefordert, einen Bericht einzuschicken, inwiefern die Gerüchte von einer in Lüneburg sich zeigen sollenden Hinneigung zum Pietismus, Mystizismus u. s. w. wahr seien oder nicht. Ich überlasse Dir, über das alles Deine Betrachtungen anzustellen, verhehle Dir aber meine Freude nicht, daß die Sache des Evangeliums, das immer den Sieg behalten muß, doch auch in unserm Lande einmal öffentlich zur Sprache kommt.

*) S. oben Seite 92, Note *).

**) Chrn. Friedr. Elwers, geb. zu Flensburg 1797. Göttinger Privatdocent der Rechtswissenschaft 1819, später Professor dort und in Rostock; stirbt als Oberappellationsrath zu Kassel 1858. Allg. Selbstbiographie 6, 75.

Möge der Herr nur allen denen, die um seines Namens willen angefochten werden, Demuth und Geduld, den andern aber, die doch zum Theil nicht wissen, was sie thun, erleuchtete Augen geben, daß sie mit Gamaliel sprechen: Ist das Werk aus Gott, so könnt ihr's nicht dämpfen, daß ihr nicht erfunden werdet, als die wider Gott streiten."

Wenn nun auch diese Nachforschungen des Consistoriums bedrohlich aussehen mochten, so waren sie doch keineswegs so bedrohlich gemeint. Sobald die Behörde sich überzeugte, daß es sich nur um wahre Gottseligkeit handelte, wurde sie der Sache gerecht, so weit sie es vermochte. Das erfuhr Spitta, als er auf den 11. Oct. 1827 zu seinem dritten und letzten Examen gefordert wurde. „Ich hatte," berichtet er, „in den vorangehenden Wochen mancherlei Arbeiten abzuthun, sowie mich nach Vermögen vorzubereiten. Ich that dies dem Herrn sei Dank! ohne große Unruhe und ängstliche Geschäftigkeit, wohl wissend, daß der Ausgang dieser so ernsten Angelegenheit von etwas ganz Anderem als meinem Wirken abhänge. Gegen den Tag meiner Abreise von hier wurde ich dann auch in meinem Herzen ganz still und sehr selig in dem Gedanken, daß vor Ihm die Sache schon abgethan sei; und wenn ich mich seiner gewohnten Milde erinnerte, so freute ich mich, als ob ich des Ausganges schon ganz gewiß sei. Dahin wiesen mich denn auch die erbaulichen Worte, die mir meine liebe Prinzipalin als Reisesegen aufgeschrieben hatte und beim Abschiede mitgab: Ps. 119, 45. 52. 59. 60. Am 6. reiste ich und kam am 7. in Hannover an. Ich fand Vater und Mutter wohl unter einem Häuflein niedlicher Großkinder, die sich dem Onkel liebkosend an die müden Beine hingen, bis er sich ihrer durch die Aussicht auf das von ihnen so sehr geliebte Auspacken entledigte. Ich hatte mir's ganz aus dem Sinn geschlagen, daß meine geistlichen Obern mir entgegen oder unfreundlich gegen mich gestimmt wären, oder mein guter Gott hatte vielmehr meinem an sich so zaghaften Herzen den Spruch recht nahe gebracht: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? So erfuhr ich denn diesmal eine ganz andere Aufnahme in Hannover, als das letztemal, und besonders von meinem Examinator C. R. Holscher.*) Als mir

*) J. Conr. Achaz Holscher, geb. 1755, war zuerst Hofcaplan und Gehülfsprediger an der Neustädter Kirche in Hannover, dann Superintendent 1789 zu Münder, 1794 zu Ronnenberg, seit 1805 aber Consistorialrath in Hannover, zugleich an der Neustädter Kirche erster Geistlicher. Er starb im 86. Jahre am 25. September 1840.

nun der folgende Freitag zum Examen anberaumt war, so kamen denn wohl noch einige Stunden dazwischen, wo ich mit dem Hinblick auf meinen Gott und Heiland auch die Freudigkeit zu der bevorstehenden Prüfung verlor; aber auch diese Stunden mußten nach seiner weisen Anordnung mir heilsam werden und mich lehren: daß der Mensch, wenn er auf sich selbst sieht, von Rechtswegen gar kein Heil erwarten kann und daß uns're Hoffnung und deren Erfüllung allein in der Gnade dessen steht, der sich allen seinen Gläubigen als Fürsorger und Versorger anbeut. Ach, mein geliebter Bruder, was sind wir doch ohne ihn, wie kleinmüthig im Wehe, wie übermüthig im Wohlsein! In solchen schlechten Stunden des Kleinmuthes wäre mir oft ein einzig verheißendes Wort meiner geistlichen Obern wirksamer beruhigend gewesen, als es die ganze Fülle der Verheißungen dessen war, der es mir hundertmal in seinem Worte gesagt und hundertmal durch die That bewiesen hat, daß er mich nicht vergißt noch versäumt. Ich bekenne Dir meine Schande, damit Du hinterher gleich wissest, wem die Ehre und zwar einzig und allein gebührt. Meine Prüfungsstunde kam, Gott schenkte mir Glauben und Freudigkeit. Die Uhr auf dem Sitzungszimmer des Consistoriums, die ich als Uhrmacherlehrling so oft reparirt hatte, hielt mir ja auch eine so schöne, herzbewegende Glaubenspredigt; und ich schickte einen Seufzer hinauf zu dem alten bewährten Wohlthäter meines Lebens, nicht einen Seufzer der Verzagtheit, ach nein! einen Seufzer der innigsten Beschämung über die Augenblicke des Unglaubens nach so viel glaubensstärkenden Tagen und Jahren. Mein Examinator ließ mich zuerst den Ps. 110 erklären, leitete dadurch das Gespräch auf die Gottheit Christi, ließ mich Zeugniß ablegen von ihm als dem allmächtigen Haupte seiner Gemeinde, dem Könige, der die Herrschaft über das Sichtbare und Unsichtbare, über die Throne und Fürstenthümer vom Vater überkommen hat, bis sich alle Kniee beugen und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei. Aber wie ward ich von Bewunderung ergriffen, als mein Examinator, noch vor zwei Jahren meiner Ueberzeugung so abgeneigt, nun für sich selbst und in demselben Sinne Zeugniß von Jesu ablegte, als er mit Wärme und Begeisterung über den Unglauben unsrer Tage sprach und unser alleiniges Heil in den Glauben an den Heiland setzte! Nun wurde das Examen zu einem erbaulichen Zwiegespräch über die herrlichsten,

wesentlichsten Wahrheiten unseres Glaubens und schloß sich nach dem Verlaufe von drittehalb Stunden zu seiner Zufriedenheit und zu meiner Beschämung und Freude. Siehe, lieber Bruder, so herrlich hat mich mein Gott aus dieser dritten und letzten Prüfung herausgeführt!" Mit leichtem Herzen reiste er wieder heim und schüttete von da noch einmal sein Herz gegen seinen Freund Arnswaldt aus. „Ich bin nun wieder in traulicher Stille, unter lieben, gewohnten Umgebungen, rastend auf meiner freundlichen Station, bis der Herr des Weinberges mich rufen wird, — wann? das kümmert mich nicht; — wohin? darum sorge ich nicht. Daß er es bisher gut mit mir im Sinne gehabt hat, das hat er mir tausendfach bewiesen, und daß seine Gesinnung noch dieselbe ist, will ich ihm auf's Wort glauben. Ich ging heute gegen Abend allein quer über die Haide, ergötzte mich an der schönen Herbstlandschaft eine Weile und machte dann von meinem Vorrechte Gebrauch, d. h. ich ging, wie ich war, bei ihm zur Audienz. Weil er nun ein so freundlicher Herr ist, der alle unsre Examina nicht nur so ein Ende gewinnen läßt, daß wir's ertragen können, sondern uns auch immer das Meiste und Beste zusagt, wenn uns die Menschen einmal coram nehmen; so schüttete ich ihm mein Herz aus ohne Rückhalt. Daß bei einem solchen Ausschütten eben nichts Erfreuliches zum Vorschein kommt, wissen Sie, mein Geliebter, aber es muß geschehen und er will es so haben; und wenn wir es dabei aufrichtig meinen, so giebt er uns einen kleinen Zehrpfennig und wir gehen von seinem Angesichte weg mit Beschämung und Freude. Was ich vor ihm auszuschütten hatte, war zuvörderst meine Trägheit zum herzlichen Danken, und ich that dabei die aller Welt gewiß höchst närrisch klingende Bitte, daß er mir doch den Dank schenken möge, den ich ihm zu bringen schuldig bin. Aber als ich weiter auskramte, fand sich, daß diese meine Trägheit mit vielen andern bösen Dingen zusammenhing, die ich Ihnen nicht alle aufzählen will, weil es, leider! wenn auch nicht weltbekannte, doch allen bußfertigen Christen wohlbekannte Dinge sind! — und somit mußte ich wie ein vergeßlicher, träger Schulknabe wieder von vorn anfangen und bitten: L e h r e mich thun nach deinem Wohlgefallen u. s. w.!"

Die noch übrige Zeit bis zum Pfarramte arbeitete Spitta mit Herzenslust in seinem kleinen Berufe fort. „Es sieht freilich zuweilen aus," sagt er, „als wollten Störungen

von einer Seite her kommen, wo ich es bislang nicht erwartete. Die Welt scheint nämlich sehr geschäftig zu sein, meinen Principal bedenklich zu machen über den seiner Familie sich bemächtigenden Mystizismus, der am Ende — nach Rom führe. Sie wundert sich, daß er bei seinen Kindern einen Religionsunterricht gestatte, der seiner Ueberzeugung ohne Zweifel schnurstracks entgegentrete. Die Folgen solcher Zuflüsterungen sind mir übrigens bisher noch ziemlich unbemerkt geblieben und ich hoffe, der Herr werde zu nichte machen der Heiden Rath. Unsers lieben Meyer's Braut*) hat sich zu den Kindern gesetzt und, wie ich glaube, mit dem herzlichen Verlangen, vom Heilande der Kinder zu hören. Wir kommen nun zu fünf in seinem Namen zusammen und lesen das wunderbare Testament, das die unmündigen Kinder zu Miterben des Eingebornen vom Vater ernennt." Auch diese Braut seines Freundes vermehrte seine Freude und er berichtete dem Bräutigam ab und an Liebliches über sie.

Dies Bild der Candidatenjahre Spitta's mag ein Bericht über seine leiblichen Umstände vervollständigen. Er war im Jahre 1828 an seinem alten Uebel erkrankt und hatte seinen Bruder um ärztlichen Rath gefragt. Da dieser nun allerlei Besorgnisse, vielleicht auch durch manche Gerüchte geleitet, ausgesprochen hatte, so antwortete er ihm im Juli in folgender Weise: „Ich schwärme, wie Du zugeben wirst, weder im geistigen, noch im körperlichen Leben. So bin ich denn auch wirklich fast immer leidlich körperlich wohl, und bin ich's zu Zeiten nicht, so giebt mir mein himmlischer Arzt Geduld, Trost und Freudigkeit, also daß ich keineswegs meine körperliche Gebrechlichkeit meinem veränderten geistigen Leben zuschreiben kann, sondern vielmehr gestehen muß, daß jene mir ohne dieses oft große Klagen abpressen würde. Wie wenig ich kümmerlich und trübe aussehe, wissen meine Nächsten; daß ich aber denen, die mich seit Jahren nicht sahen, hager und alt erscheine, wundert mich nicht. Meine Haare sind in dem Maße ausgegangen und gehen täglich aus, daß es mir bald wie dem Elisa (2. Kön. 2, 23.) ergehen würde, wäre ich ein Prophet und die Lüner und Lüneburger Knaben so gottlos, wie die zu Bethel. Indessen ist doch wirklich seit meinen letzten Universitätsjahren eine Verschlimmerung mit meiner Gesundheit vorgegangen. Du weißt,

*) S. oben zu S. 71.

wie ich schon damals über Beschwerden klagte, und das Uebel ist nicht besser, aber ich dessen mehr gewohnt geworden, obgleich die sonderbaren Anomalien desselben das Gewohntwerden eben nicht erleichtern. Außer den bestimmten Schmerzen, die sich besonders nach anhaltendem Fahren oder Reiten einstellen und mir Gehen, Stehen und Sitzen erschweren, leide ich zuweilen an einem starken Andrange des Blutes zum Kopfe, der sich bei anhaltendem Lesen oder Schreiben bis zu einiger Beängstigung steigert und dem ich auch die zeitweilige Schwäche meiner Augen zuschreiben möchte. Außerdem hab' ich eine so reizbare Haut, daß ich selbst im strengsten Winter nach einem gar nicht raschen Spaziergange wie im Schweiß gebadet zu Hause komme und mich gänzlich umziehen muß. Nach ärztlicher Vorschrift habe ich Flußbäder gebraucht. Dabei gehe ich täglich trotz Wind und Wetter oft meilenweit spazieren, stehe um 5 Uhr auf, gehe um 10 Uhr zu Bette, trinke selten und wenig Wein, gar kein Bier, desto mehr Wasser, esse mit gutem Appetit, studire zur Nothdurft, meistentheils, im Sommer fast ausschließlich, nur am Morgen, habe einen guten, anhaltenden Schlaf und bin in meiner allerdings etwas baufälligen Erdhütte doch des Lebens froh, so lange es Gott gefällt. Wenn mir die liebe Sonne erst das Bad etwas gewärmt hat, fange ich wiederum an zu baden, lehre meine Knaben schwimmen, — und nun sage, was willst Du mehr?" Da Spitta eben so eingezogen als einfach lebte, so bedurfte er im Ganzen wenig, und wenn er gleich nicht Schätze sammelte, so kam er doch auch mit seinem Haushalte nie in Rückstand oder in Unordnung. Eine Bemerkung darüber findet sich in seinem Briefe an v. Arnswaldt vom 22. Juli 1828, wo er sagt: „Um Sie nicht lange in Ungewißheit zu lassen, ob ich Ihrem mir durch D. überbrachten Wunsch durch eine Reise nach H. werde begegnen können, schreibe ich sofort, und statt meiner kommt dieser Brief zu Ihnen. Wäre das einzige Hinderniß meiner Ueberkunft noch jetzt nur Mangel an Geld, ich würde keinen Augenblick anstehen, von Ihrer Liebe Gebrauch zu machen, und wenn ich meinen Thaler, — worauf sich jetzt mein Vermögen beschränkt, — verzehrt hätte, eben so froh Ihre Unterstützung annehmen, als Sie mir dieselbe darbieten. Mein Geldsack hat oben und unten ein Loch; was mein reicher Vater oben hineinthut, weiß ich, es ist recht viel, mehr als ich brauche; darum rechne ich nicht, was unten

hinausfällt, und so kann es wohl kommen, daß mir's bei außerordentlichen Vorfällen gebricht. Aber dann thut mein reicher Vater auch wohl etwas Außerordentliches, wie jetzt durch Sie. Darum, wäre Geldmangel das einzige Hinderniß, so hätten Sie mich und ich Sie Freitag Morgens schon."

Die Zeit rückte nun heran, wo Spitta in's geistliche Amt eintreten sollte. Schon nach seiner letzten Prüfung in Hannover faßte er es schärfer in's Auge und hatte dabei seine Betrachtungen, mit welchen er uns in einem Briefe vom 12. Decbr. 1827 vertraut macht. „O, wie herrlich ist mein Beruf, aber auch wie beugend. Was wird's noch werden, wenn er einst ruft und spricht: Weide meine Lämmer! Mir scheint es dazu noch oft viel zu früh, und dann wiederum freue ich mich, daß der Herr uns ja nicht beruft, weil wir tüchtig sind, sondern uns tüchtig macht, weil er uns beruft. Die Hauptsache bleibt allezeit, als ein treuer, fleißiger Candidat des Himmelreiches erfunden zu werden und die eigene Seelsorge nicht zu verabsäumen. Da giebt's dann freilich täglich viel zu beklagen; es bedarf nicht einmal der Gruben und Fallstricke, man strauchelt und fällt schon über Strohhalme und Späne. Und wenn die Hand nicht wäre, die den sinkenden Petrus hielt, wenn die Liebe nicht wäre, die für den dreimal verläugnenden Jünger einen Blick hatte, der sein Herz in Buße und sein Auge in Thränen auflöste, wenn es nicht wäre, wie Johannes schreibt: Ob jemand sündigt, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater! — ach, was wäre dann!" In einem andern Briefe vom 29. März 1828 schreibt er: „Ach, wenn es nun einmal heißt: Weide meine Lämmer! was wird's werden, wie wird's werden? Ja, der Herr mag zusehen, wie er mich tüchtig macht; denn so, wie ich bin, muß ich mit Jeremias noch immer sagen: Ach, Herr, Herr, ich tauge nicht zu predigen, denn ich bin zu jung. Als ich vor fünf Jahren die Pastoraltheologie in Göttingen hörte und das Weideland eingetheilt sah in die vier Schläge: Liturgik, Homiletik, Katechetik und Episkoptik, da meinte ich, das Weiden würde sich schon lernen lassen, wenn man sich nur ein Bischen zusammen nähme. Aber seit ich die Pastoraltheologie bei Paulus aus Tarsus in Cilicien gehört habe, bin ich bedächtlicher geworden. Mein bester Trost indessen ist der, daß ich unter einen guten Superintendenten oder Bischof werde zu stehen kommen, ich meine den, der auch den Petrus und Paulus ordinirte. Was aber das Zeitliche

anbetrifft, so weiß ich ja, daß ich einen sehr vermögenden Vater habe. Guter Gott, wie gut haben wir's bei dir!"

Die Berufung zum Pfarramte erfolgte noch in demselben Jahre. Im November 1828 schreibt er an seinen Freund Meyer: „Der Wunsch, den ich wohl gelegentlich mündlich und schriftlich gegen Dich ausgesprochen, daß mich mein gnädiger Herr noch einmal eine kleine Heerde weiden lassen möge, dieser Wunsch war seit einigen Tagen zu einem tiefen Seufzer geworden. Nicht, daß sich in meiner Lage hier etwas ereignet hätte, das mich bewog, eine Veränderung derselben zu wünschen, auch nicht, daß ich mich endlich für geschickt und genugsam vorbereitet gehalten hätte, das Amt anzutreten, das die Versöhnung predigt. Nein, es war vielmehr ein Seufzer, wobei sich in der Aussicht auf die mögliche Erfüllung der Schmerz des Scheidens regte und das Bangen über das eigene Unvermögen. Aber Gott hatte bereits erhört, als ich seufzte. Am Sonntag, den 26. October, bekam ich ein Privatschreiben vom Abt Salfeld*) mit der Anzeige, daß mich königl. Consistorium zum Amtsgehülfen des Pastor Cleves zu Sudwalde, Inspection Suhlingen, bestimmt habe, und mit der Anfrage, ob ich diesem Rufe unbedenklich folgen wolle. Anfangs kam mich Zittern und Beben an und mein gütiger Gott, der mein Seufzen erhört hatte, mußte mich nun sogar über die Erhörung trösten. Soll ich meinen Zustand schildern, so war es der obengenannte Schmerz, das Bangen und Zagen, das sich nun mit der Bewunderung über Gottes große Güte und Treue vermischte. Es sind gerade zehn Jahr, daß er mich vom Handwerksschemel aufstehen hieß, mich anzuschicken, um dereinst sein Evangelium zu predigen. Von der Zeit an nahm er mich in die Lehre, aber es vergingen doch erst mehrere Jahre, ehe ich mich lernbegierig zu seinen Füßen setzte; und dann war ich doch so wenig aufmerksam auf seine Stimme, befaßte mich noch mit vielen andern Dingen und kam darum so oft von der Haupt-

*) Johann Christoph Salfeld, Sohn eines Geistlichen zu Nettelkamp bei Uelzen, Vatersbruder des S. 81 Genannten. Geb. 28. April 1750, und zu Hannover und Göttingen vorbereitet, wurde er 1774 durch die Gunst des Consistorialraths Götten Inspector des neugegründeten Schullehrerseminars, 1781 Caplan an der Hofkirche, 1783 Consistorialassessor, 1788 Hofprediger, 1791 Consistorialrath und Abt zu Loccum. Als Seelsorger, als rationalistisch gerichteter Prediger und als Geschichtsmann ausgezeichnet, starb er am 2. December 1829. Allg. Deutsche Biogr. 30, 224.

sache, von dem Einen, was noth ist, wieder ab. Dennoch hat er mich nicht aus der Lehre gejagt, wie ich's wohl verdient hätte, hat mit mir immer von Neuem die schwer zu lernenden Lectionen vorgenommen, hat mir durch drei Examina geholfen und ruft den ungelehrigen Schüler nun sogar zum Lehrer auf. Das alles und vieles andere sind die Steine zu dem Altar, dem Ebenezer, wo ich jetzt dem Höchsten meinen Dank opfern und bekennen muß: Ich bin viel zu geringe aller Güte und Treue, die du an deinem Knechte gethan hast! — So habe ich denn im Gehorsam des Glaubens unbedenklich den Ruf angenommen. Ich habe mich mit Fleisch und Blut nicht besprochen, wäre auch wohl vergebens gewesen, denn Fleisch und Blut läßt sich nicht zufriedensprechen mit: Wohnung, Feuerung, Licht, Mittags- und Abendtisch und einem Gehalte von 140 Rthlr., wo also sogar die Speckseiten von Sudwalde fehlen. In meiner Pastoraltheologie 1. Tim. 1, 8. heißt es: Wenn wir aber Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns begnügen. — Aber, geliebter Freund, wenn ich am Schlusse eines Zeitraumes von beinahe 5 Jahren und im Begriffe, den Pilgerstab weiter zu setzen und Alles hinter mir zu lassen, wodurch mir mein Gott diese Jahre gesegnet hat, wenn ich da zuweilen in's Kämmerlein gehe und danke Gott und weine dazwischen über sein reiches Geben und Nehmen zu seiner Zeit, siehe, so schäme ich mich nicht, Dir das zu schreiben. Wenn ein Paulus sagen muß: Was macht ihr, daß ihr weinet und brechet mir mein Herz? so kann ein armer Candidat beim Scheiden wohl auch einmal fühlen, daß sein Herz nicht von Stahl und Eisen ist. Aber Gott ist größer als unser Herz."

Spitta's nächste Sorge war, ehe er zu seiner größern Heerde ging, seiner bisherigen kleinen Heerde von zwei Lämmern wieder einen guten Hirten zu verschaffen. Er that das mit allem Fleiße und es gelang ihm, in der Person des Candidaten Berlin einen geeigneten Nachfolger zu finden. Was inzwischen weiter geschah, berichtet er mit den Worten: „So bald, wie ich anfangs vermuthete, werde ich Dich wohl in Hannover nicht sehen. Denn auch die Wahl zur Pfarrkollaboratur muß erst zur Bestätigung des Königs nach London gehen. Auch dieser Aufenthalt kann mir sehr heilsam sein. Ist etwa in meiner Willfährigkeit etwas natürliche Begeisterung gewesen, so muß es in dieser Wartezeit verrauchen. Einen nüchternen, sinnigen, demüthigen Gehorsam will der

Herr lieber von uns haben, als jenen Anflug der Begeisterung, worin Petrus ausrief: Ich bin bereit, mit dir in den Tod zu gehen! In sonderbare Lagen komm' ich jetzt zuweilen mit denen, die mir wohlwollen und, weil sie meine bevorstehende Versetzung nur von ihrem natürlichen Standpunkte ansehen, mich vielmehr deswegen bedauern, als mir Glück wünschen. So wollte man mir eines Sonntages über Tisch gratuliren. Da fiel Einer dazwischen und sagte: Nein, hier ist nichts zu gratuliren. Ich mag wohl ein recht einfältiges Gesicht dazu gemacht haben. O, ist es denn nicht des Gratulirens werth, wenn ein armer, unwürdiger Candidat, der in seiner ganzen Vorbereitungszeit noch keinen Tag verlebt hat, an dem er wahrhaft würdig dem Evangelium wandelte, dem ungeachtet zu solcher hohen Würde erhoben werden soll, im Hause des Herrn zu dienen, an Christi Statt die Menschen zu bitten: Lasset euch versöhnen mit Gott! die hl. Sakramente zu verwalten und die Gemeinde zu weiden, welche der Herr durch sein Blut erworben hat? Ich kann wohl Gratulationen annehmen!" Im December schied Spitta von Lüne, um nach Hannover zur Ordination und dann an den Ort seiner Bestimmung zu reisen. „Es war den 6. Decbr., da schickte ich mich zur Abreise an", schreibt er. „Ich hatte allen meinen Freunden und Bekannten Lebewohl gesagt, ging im Hause umher und seufzte: Meinen Ausgang segne Gott! Endlich schlug die Abschiedsstunde, mein Herz schlug laut, ich ward sehr still und konnte wenig sagen. Mein Hausherr entließ mich mit großem Wohlwollen, meine Kindlein schluchzten, ihre Mutter brach in ein lautes Weinen aus und auch ich konnte den Strom der Thränen nicht zurückhalten und drückte ihre Hand an meine nassen Augen. Es war ein dunkler Abend, 6 Uhr, da schloß ich die Hausthür hinter mir zu, ging nach Lüneburg und weinte fort und fort." — „Aller Abschiedsschmerz," sagt er in einem Briefe, „alle Thränen mußten mir's zu guterletzt noch recht fühlbar machen, wie gut der treue Gott es mir allda hat sein lassen, — und so bin ich meines Weges gegangen herzlich froh nicht um dieses oder jenes willen, sondern darum, daß Er des jungen Pastors Hirte ist und bleiben wird. Sie sehen, wie ich an diesem Ende eines Lebensabschnittes abermals ausrufen muß: Der Herr hat Alles wohl gemacht, dem Herrn allein die Ehre! Bitten Sie denn, geliebter Freund, daß der Herr ja nicht von meinem Munde das

Wort der Wahrheit nehmen möge. Er mache mich zu einem recht folgsamen, einfältigen Schafe, lehre mich in täglicher Erfahrung die gute Weide kennen, worauf ein Pastor seine Gemeinde zu führen hat. Es gefalle ihm, durch den Glauben in meinem Herzen zu wohnen, damit der Mund rede von dem, deß das Herz voll ist. Er wolle mir in Gnaden gewähren, was er aus dem feurigen Busche seinem Diener Moses versprach: So gehe nun hin, ich will mit deinem Munde sein und dich lehren, was du sagen sollst!"

Als er den 8. Decbr. in Hannover angekommen war, stellte er sich dem Abt Salfeld vor, einem würdigen, ehrenwerthen Manne. „Er empfing mich väterlich und freundlich," schreibt er in seinem Tagebuche. „Dann fragte er mich: Wie steht's mit dem Mystizismus in Lüneburg? Sie sind bei mir als ein Mystiker und Schwärmer verklagt, sollen Conventikel besucht haben u. dergl. Ich habe Sie indessen immer vertheidigt und gesagt, Sie seien wohl ein frommer Jüngling, dem es mit dem christlichen Leben ein Ernst sei, aber kein Schwärmer. Als ich ihm darauf die erklärenden Antworten gegeben und besonders darauf hingewiesen hatte, daß die sogenannten Mystiker in Lüneburg sich nicht sowohl durch das, was sie glauben, sondern vielmehr dadurch, wie sie leben, den Tadel und die Verläumdung Vieler zugezogen hätten, war er wohl zufrieden, drückte mir mehrmals herzlich die Hand und sagte in besonderer Beziehung auf die Lebensweise der Prediger: Ich wünsche, daß kein Geistlicher Karten spielen, tanzen und in's Schauspielhaus gehen möchte. Dann bemerkte er: Auch ihre Prinzipalin steht in dem Rufe einer Schwärmerin. Ich deutete an, was vielleicht Veranlassung dazu gegeben haben möchte, nämlich, daß ich Sonntag Abends ihr und den beiden jungen Mädchen im Hause eine Predigt vorgelesen und die Religionsstunden meinen beiden Zöglingen in ihrem Zimmer gegeben habe. Da war er sehr freundlich und billigte und lobte solche häusliche Erbauungen, warnte mich schließlich vor aller Schwärmerei und entließ mich mit den Worten: Praesta te virum christianum (beweise dich als einen rechten Christen)."

Die Pfarramtsjahre.

Im December des Jahres 1828 kam Spitta in Sudwalde, in der Grafschaft Hoya, an. Seine Reise dahin und seinen Empfang daselbst beschreibt er in seinem Tagebuche folgendermaßen: „Am 15. Decbr. 1828 reiste ich auf einem Miethswagen von Hannover ab. Es war Morgens 7½ Uhr. Meine Mutter segnete mich mit einem: Gott erhalte dich! ein und begleitete mich bis an den Wagen. So fuhr ich durch die nebeligen dunklen Straßen, bis unter die Arme im Fußsacke steckend, den mir die Amtmannin Jochmus noch zu guterletzt geschenkt hatte, nicht eben traurig über meinen Abschied von Hannover, aber doch gerührt und von dem Gefühle hingenommen, einer freilich noch dunkeln, aber gewiß bedeutungsvollen Zukunft entgegenzugehen. Mein Gemüth war wie der Morgen in der Dämmerung, nicht finster und nicht hell. Ich betete laut unter dem Rasseln der Wagenräder, dabei wurde es heller draußen und in meiner Seele. Ich bekam Hunger und suchte mir mein Frühstück aus der Wagentasche, d. h. ich griff nach Bogatzky's Schatzkästlein und fand auf den Tag: Thue Rechnung von deinem Haushalten Luc. 16, 2. Das und die kurze Betrachtung dabei paßte für mich, der ich in dem verflossenen Zeitraume von fast fünf Jahren, die ich in Lüne verlebte, der Gnade und der Gaben so viele empfangen hatte. Ich kam in meiner Rechnung viel zu kurz. Ich nahm mir vor, täglich Abrechnung zu halten und bat Gott um größere Treue im Beruf. Ach, die Schuldrechnung am Ende unseres Haushaltens wird doch groß genug sein! So kam ich nach St., und wie es der Abt gewünscht hatte, fuhr ich bei dem Pastor vor, dem Schwager des Pastor Cleves zu Sudwalde. Was dieser mir von meinen zukünftigen Verhältnissen zu sagen hatte, war selbst meinen geringen Erwartungen nicht entsprechend. Ich habe nachher erfahren, wie vieldeutig solche Urtheile sind, die man nicht blindlings hinnehmen darf. Nach einem halbstündigen Aufenthalte rollte ich weiter bis Neustadt am Rübenberge. Da klärte sich das Wetter sehr freundlich auf, die Sonne brach durch und so kam ich bei einem sehr schönen Sonnenuntergange in Nienburg an.

Anfangs hatte ich beschlossen, hier zu übernachten, aber da ich gern am Mittage des folgenden Tages in Sudwalde eintreffen wollte und der Kutscher Lust bezeigte, noch weiter zu fahren, so steckte ich mich nach einem Aufenthalte von einer Stunde wieder in meinen Fußsack und fuhr weiter. Es war heller Mondschein und wurde sehr kalt. Die Pferde liefen sehr schnell und um 7 Uhr rollte der Wagen vor das Posthaus in Asendorf. Ich fand ein wohlgeheiztes Zimmer vor und meine erste Frage war an die Hausmagd nach dem nur 3 Stunden entfernten Sudwalde. Sie kannte es aber kaum dem Namen nach. Am andern Morgen früh fuhr ich weiter bis nach Dille. Von hier ging der Weg nach Sudwalde ab. Ich miethete einen Boten, ohne den sich auch der Kutscher schwerlich durch die sich kreuzenden Haidewege gefunden haben würde. Der liebe Gott hatte auch durch einen starken Frost in der Nacht den Weg wegsamer gemacht, und so ging das Fahren wenigstens ohne Gefahr, stecken zu bleiben, doch so langsam, daß ich 2 Stunden weit zu Fuße ging. Der Weg ging durch viele Eichen- und Föhrenwaldungen. Es war ein reizender Wintermorgen. Ich trat aus einem Gehölze, da lag Sudwalde vor mir. Der Anblick desselben überraschte mich. Es liegt nämlich ziemlich hoch, von Eichen-, Föhren- und Birken-Gehölz umgeben, eigentlich im südlichen Theile eines großen Waldes, der Oberwald genannt, woher es den Namen hat zum Unterschied von Nordwalde. Jetzt setzte ich mich wieder in den Wagen und fuhr langsam bergan durch einen Hohlweg dem Dorfe zu. Der Kirchthurm war mein Weiser. Der Kutscher sprang ab, öffnete einen Thorweg und alsbald hielt ich in dem engen Pfarrhof. Keine Thür ging auf, kein Fenster öffnete sich, Niemand empfing mich, nicht einmal ein bellender Hund. Das Wohngebäude liegt nämlich nach der andern Seite hin. So stieg ich denn nach einigem Warten aus und suchte eine andere Thür und fand sie und trat auf die Diele. Durch eine Magd ließ ich mich bei dem Pastor anmelden und stand so eine Weile wartend, die Mütze unter dem Arme, vor einer Stubenthür. Die Magd kam wieder heraus und mit ihr die Pastorin, eine freundliche, magere Frau von etwa 50 Jahren, die drückte mir herzlich die Hand und führte mich hinein. Da kam mir mein alter Pastor mit dickgeschwollenen Beinen langsam entgegen, aber recht freundlich, umarmte und küßte mich. Sie finden mich krank und werden mir auch wohl die Augen zudrücken, sagte

er, als wir uns gesetzt hatten, und wirklich schien sein ganzes Wesen, die mit ziemlichen Zwischenräumen ausgesprochenen Worte, das bleiche Gesicht, noch bleicher durch eine dunkle, bis auf die Augenbrauen niedergezogene Haartour, und sein ganzes gebeugtes Wesen die Wahrheit seiner Worte zu bestätigen. Ich muß sagen, so wehmüthig dieser Empfang war, so diente er doch dazu, mich den alten Leuten gleich sehr nahe zu bringen. Nachdem die Pastorin mich durch etwas Glühwein erquickt hatte und dabei geschäftig aus- und eingegangen war, um mein Zimmer in einige Ordnung zu bringen, hing der Alte einen großen grauen Mantel über und führte mich dahin. Es liegt an der Diele, seinem Zimmer gerade gegenüber; es hat weiße Wände, einen kleinen eisernen Ofen, ein Sopha, einen eichenen Sekretär, zwei Tische, vier Stühle und zwei Fenster unmittelbar nach dem Garten hinaus, um die sich jetzt nur die leeren Zweige eines Weinstockes schlingen und in welche jetzt eben so blätterlose Rosenzweige sehen. Aber welche Aussicht für den Sommer! Aus der kleinen Stube geht man in die noch kleinere Kammer. Gott segne mich in diesem neuen Wohnorte!" Daß Spitta's Wohnung und Lage nur auf einen bescheidenen, anspruchslosen Mann berechnet war, merkt man seiner Darstellung kaum an. Er fährt dann fort: „In den nächstfolgenden Tagen machte ich Ausflüge in die Umgegend, die im Sommer höchst reizend sein muß. So weit der Blick reicht, breitet sich der Oberwald umher in einzelnen Holzgruppen aus, in denen die hier eingepfarrten sechs Dörfer mit einer Seelenzahl von 1500 liegen. Ein Weg führt durch ein eine Stunde langes Eichen- und Buchenholz in einen schönen Thalgrund, wo ein Försterhaus liegt und wodurch sich ein Flüßchen, die Aue genannt, schlängelt. Aus diesem Thalgrunde zieht sich der Weg wieder in die Höhe nach dem Flecken Neu-Bruchhausen, dessen eine Hälfte die Grenze des Kirchspiels ausmacht. Das Kirchdorf Sudwalde selbst liegt sehr zerstreut. Eine geschlossene Gruppe bilden: die alte Kirche mit einem stumpfen Thurme, das unmittelbar daneben liegende Pfarrhaus, die Küsterwohnung, die Häuser zweier kleiner Krämer und einige Bauerhöfe. Was die Waldbewohner selbst anbetrifft, so haben sie einen sehr guten Ruf; ja man pries sie mir als so grundgute Menschen, daß ich ordentlich anfing besorgt zu werden, ob sie etwas von dem Heilande der Sünder würden hören und wissen wollen. Ihre Güte wird sich

indessen schon ausweisen. Ist sie rechter Art, so werden sie sich als Sünder dem Heilande zuführen lassen; ist sie es nicht, so werden sie sich wohl an seiner Predigt ärgern. Im Pfarrhause vermißt man einen geistlichen Anstrich nicht. Wir essen unser Mittags- und Abendbrod mit Gebet und Danksagung und mir ist wirklich unter den alten Leuten wohl, die sich mein mit elterlicher Sorgfalt annehmen." In diesem Lobe des Ehepaares blieb sich Spitta später gleich, wenn er auch bedauerte, daß er es zu einer nähern geistlichen Gemeinschaft nicht bringen konnte. Cleves war durch den Rationalismus seiner Zeit hindurchgegangen, und wenn er auch kein völliger Rationalist geworden war, so fehlte ihm doch das Verständniß für die geistlichen Dinge und das Evangelium. Seinerseits wußte er aber auch anzuerkennen, was er an Spitta besaß. Der alte Herr sagte zu einem seiner Freunde: Gott gab mir in meinen jungen Jahren keine Kinder und nun schenkt er mir auf einmal in meinem Alter einen so prächtigen Sohn. Da Sudwalde abgeschieden lag, konnte Spitta wenig oder gar keinen Verkehr mit der Nachbarschaft haben, abgesehen davon, daß seine nächsten Amtsbrüder ihn nicht zum Verkehr lockten. Er war daher namentlich die erste Zeit auf seine beiden Alten angewiesen, mit denen er die müßigen Stunden zubrachte, vom Frühjahr an auch wohl im Garten saß und sich des kleinen Hausspitzes freute, der als der Vierte in der Familie einige Abwechselung in die Unterhaltung brachte. Dies einsame und einförmige Leben würde Manchem drückend geworden sein, auch Spitta hätte gern mehr geistlichen Verkehr gehabt. Aber die Umstände nehmen, wie sie Gott giebt, sich darein schicken, ihnen die freundlichste Seite abgewinnen und fröhlich sein, diese Kunst, welche er so wohl verstand, übte er auch hier mit Meisterschaft. Ohnehin war er des Amtes wegen hierher gekommen, in dem Amte war seine Lust und mit ganzer Seele griff er es an.

Er kam in eine arbeitsreiche Zeit, die einem Anfänger wohl Schweiß kosten konnte. Es war die Weihnachtszeit, binnen 14 Tagen hatte er sechs Predigten zu halten. Dann folgte die Einführungspredigt am Feste der Erscheinung Christi, wo er in Gegenwart des Superintendenten Jesum den Gekreuzigten als unsre einzige vor Gott gültige Gerechtigkeit verkündigte. In seinem Tagebuche schreibt er den 3. Jan. 1829: „Heute wurde ich hier eingeführt. Vor der Gemeinde hatte ich bereits in fünf Predigten ausgesprochen, wes Glaubens ich sei. Heute mußte

ich es auch vor meinem Superintendenten und den 2 assistirenden Predigern. Vom trotzigen und verzagten Herzen hatte ich gestern erst neue Proben. Bald war mir auf meinem Glauben so trotzig zu Sinne, bald fürchtete ich mich, ihn offen vor den gelehrten Herren zu bekennen, bald war ich Willens, mein Licht nicht nur auf den Leuchter zu stellen, sondern es auch im blinden Eifer zum Kriegesfeuer werden zu lassen, bald hätte ich es gern unter den Scheffel gestellt, um es ja mit Keinem zu verderben. Endlich aber merkte ich doch des alten Menschen Wankelmuth und Unentschlossenheit und bat den Herrn, daß er in mir und mit mir sein und mich nach seinem Willen handeln lassen möchte. So predigte ich vom Wege des Heiles deutlich und bestimmt, doch ohne Schärfe und Bitterkeit." Er hatte die Freude, daß der Superintendent hinterher vom Altare eine Rede hielt, „die so galiläisch wie eine lautete." Außer des Sonntages hatte er noch sonst Gottesdienste, Leichenpredigten und Confirmandenunterricht zu halten und die Gemeinde zu besuchen. Und so ging es bis Ostern fort. Wenn er auch selber meinte, daß das erste Vierteljahr viel Kraft und Anstrengung gefordert habe, so fand er sich doch bald hinein und getröstete sich dessen, daß er bei außerordentlichen Anstrengungen auch auf eine außerordentliche Zulage von dem Herrn rechnen dürfe. „Es ist Abend," berichtet er an Meyer, „Sonntagabend. Da ist mir nun gar nicht zu Sinne, als hätte ich was gethan, sondern mir ist immer um's Herz, wie nach meinem theologischen Examen, das allein durch Gottes Beistand leidlich ausgefallen ist. Soll ich Dich einmal am Sonntagmorgen mit in's Kämmerlein nehmen, oder durch die Thürspalte sehen lassen, so siehst Du mich hin- und hergehen und seufzen wie einen bangen Studiosus eine Stunde vor dem ersten Predigtversuch. Ich denke an meine Gemeinde, sehe meine Predigt an, die fünf Brote und zween Fische, und denke: was ist das für so viele? Aber wenn ich dann auf der Kanzel stehe und das Volk hat sich gelagert und sieht mich an, und ich sehe über mich und seufze: Herr, Aller Augen warten auf dich, segne uns diese Speise! da wird mir's Herz leicht und ich denke: ausgetheilt in seinem Namen! er ist der alte Wundermann und kann die kärgliche Speise wohl mehren, daß Alle satt werden. Nun ist es Abend. Ich habe wieder zu danken und zu loben, daß Er so gnädiglich durchgeholfen hat. Heute Morgen war ich ein armer Bettler ohne Brot für eine große Familie, und

heute Abend lobe ich Gott für die Erhörung der vierten Bitte des Vaterunsers. Das ist doch ein lustiges Bettlerleben." „Selten," heißt es in einem Briefe an seinen Bruder, „begegnet mir jetzt noch ein fremdes Gesicht, und diese Bekanntschaft muß nothwendig den wohlthätigsten Einfluß auf mein Leben und Wirken in der Gemeinde haben. Wir finden uns als alte Bekannte in unserer Kirche zusammen, und wenn ich es auch niemals unterlasse, meine Predigt aufzuschreiben und zu lernen, so komme ich doch auf der Kanzel immer aus dem gewöhnlichen Lehrton heraus und gehe in den Ton vertraulicher Unterhaltung über, und zwar über Dinge und Wahrheiten, die ich nicht erst als wahr zu beweisen, sondern nur zu bezeugen brauche. Ich fechte niemals gegen etwas Anderes, als gegen die Feinde in uns und an uns, wofür der Herr auch nicht den Frieden, sondern das Schwert gebracht hat. Ich stelle mich auch nicht über die Gemeinde, sondern lasse es ihr immer merken, daß ich in der Kirche nur zufällig höher stehe, weil ich auf der Kanzel stehen muß, übrigens vor Gott mich mit ihnen allen auf's Armensünderbänkchen setze." Die Gemeinde besuchte die Kirche sehr fleißig. „Von den erwachsenen Gliedern der Gemeinde kann ich das sagen," schreibt er, „daß sie den Gottesdienst fleißig besuchen und ernst und sehr aufmerksam zuhören. Sie drängen sich in der Kirche, denn es ist nicht viel Raum da. Gott helfe, daß ich sie zu dem Mahle führe, wo noch viel Raum ist. Sie lesen Gottes Wort, singen und beten in den Häusern, weil sie es so von den Vätern überkommen haben, und da bin ich der Versuchung überhoben, ein Mehreres thun zu wollen, als die göttliche Wahrheit zu bezeugen. Sie glauben, daß Gottes Wort Gottes Wort sei, und nennen das Predigen die Schriftauslege. Da freue ich mich, daß meine Bauern gleiche homiletische Grundsätze mit mir haben." Weniger waren seine Predigten dem alten Herrn recht; er tadelte es, daß Spitta immer vom Glauben predige, den Glauben hätten die Leute schon, aber es fehle an den Werken; deshalb habe er lieber von den Tugenden der Dienstfertigkeit, der Mäßigkeit u. s. w. gepredigt. Spitta predigte allerdings vorzugsweise den Glauben oder das Evangelium und ließ das Leben mit den Werken lange nicht in dem Maße und mit der Schärfe hervortreten, wie die eigentlichen Buß- und Erweckungsprediger, wovon der Grund in seinem evangelischen Standpunkte und seinen innern Erfahrungen lag.

Aber er predigte das Evangelium erwecklich und mit Salbung und wucherte mit diesem Pfunde, das ihm gegeben war. Als ihm einst der alte Herr bei Gelegenheit des Confirmandenunterrichtes wieder Vorstellungen darüber machte, daß er den 7. Abschnitt des Katechismus von den Pflichten nicht eingehend genug vornähme, antwortete ihm Spitta: „Ich habe deshalb den Abschnitt von dem menschlichen Verderben und der göttlichen Erlösung so ausführlich durchgenommen, damit die Kinder tüchtig und lustig zum Thun werden durch dankbare Liebe, welche der Glaube zu Gott faßt für Gottes Liebe in Christo. Was hilft es, sie zu lehren, was sie thun sollen, wenn sie es nicht können. Sie müssen aber doch die Gebote und die Pflichten kennen, antwortete er. Ja, sagte ich, kennen und können. Ohne Werke ist ja der Glaube todt, fuhr er fort. Das ist er, entgegnete ich; aber weder durch die Predigt der Werke, noch durch die Werke selbst wird der Glaube lebendig, sondern durch die Predigt des Evangeliums, durch welche der heilige Geist den Glauben wirkt. Wir kamen nicht weiter. Zuletzt sagte ich: ich wollte mich angreifen und wöchentlich eine Stunde mehr geben, um so bald als möglich an den Abschnitt von den Pflichten zu kommen. Da drückte er mir die Hand und war freundlich."

Daß nun Spitta's Predigtweise nicht auf große Erweckungen angelegt war, ist früher schon angedeutet. Einen tiefen Eindruck machte sie dennoch in solchen einfachen Gemeinden wie Sudwalde wohl auf die Mehrzahl, da man ihr den tiefen heiligen Ernst unmittelbar abfühlen mußte, und Spitta in seinem Leben derselbe war, wie auf der Kanzel. Daher blieben denn auch die Früchte nicht aus, deren Pflege sich Spitta ganz besonders in der Seelsorge angelegen sein ließ. Denn wie er für diese durch seine Persönlichkeit und Erfahrung vorzugsweise begabt war, so ließ er sie sich auch recht angelegen sein. Doch würde man sich irren, wenn man glaubte, daß Spitta in vielgeschäftiger Thätigkeit mit allerlei Reizmitteln die Leute bearbeitet habe und ihnen überall nachgelaufen sei. „Ich bin immer in meinem Amte," pflegte er von seiner Seelsorge zu sagen, und so ließ er sich als Pastor bei Traurigen und Fröhlichen, bei Kranken und Sterbenden finden, nur da nicht, wo die Welt viel Geräusch machte, und theilte immer nach Bedürfniß das Brot des Lebens aus, so daß man auch immer eingedenk blieb, wen man vor sich hatte. Doch verschmähte er nicht, auch auf die

gewöhnlichsten Dinge einzugehen, von Korn und Kartoffeln, von Acker und Vieh zu sprechen, und dann ganz ungezwungen zu den himmlischen Dingen überzugehen. Man sah ihn daher gern wo er kam, und mindestens ließ sein kindliches, herzliches Gebet einen verborgenen Segen zurück. So ging er säend wie der Ackersmann im stillen Sonnenschein herum, und ebenso still wuchs die Saat daher, an deren ersten Hälmchen der bescheidene Säemann seine herzliche Freude hatte. Es war eine Lust, ihn Geschichten aus seinem Amtsleben erzählen zu hören. Oft bedeuteten sie gar nicht viel gegen die großen Erweckungen andrer gehalten. Gleichwohl wußte er ihnen eine solche Wendung zu geben, und sie mit einem solchen Sinne zu erfüllen, daß sie dadurch bedeutend wurden. Eben das zeichnete sie aus, daß sie die kleinen verheißungsreichen Anfänge des göttlichen Lebens so liebevoll hervorzuheben wußten, und daß man sah, wie Spitta in diesen Anfängen die Gegenwart der reichen Gnade Gottes erkannte. Doch hatte er mitunter auch andre Geschichten zu erzählen, die schon an sich mehr sagen wollten.

Daß nun bei seinem kurzen Aufenthalte in Sudwalde nicht viel geschehen konnte, versteht sich von selbst. „Ich bin in der letzten Zeit," schreibt er, „viel zu schweren Kranken gerufen worden. Da hab' ich denn Gelegenheit gehabt, nach dem Grunde der Hoffnung zu fragen, die in uns sein soll. Die armen Leute wissen doch, was sie glauben sollen; und weil ich meistentheils Zeichen der Buße fand, Thränen, Seufzer und Aeußerungen von Seelennoth, so meine ich, sie glauben auch, was sie wissen, daß sie glauben sollen. Nur einmal, als ich kurz eine alte Frau fragte, warum sie selig zu werden hoffe? bekam ich zur Antwort: Ich bin fleißig zur Kirche gegangen, zur Beichte, zum Abendmahle, habe viel und gern in der Bibel gelesen und gebetet u. s. w. Aber sie ließ sich bedeuten." „Ein junger Ehemann hatte sich früher durch Fleiß und Sparsamkeit so viel verdient als Knecht, daß er sich eine kleine Brinksitzerstelle kaufen konnte, und auch seitdem einen unbescholtenen Wandel geführt. Seit vorigem Winter aber fing er an, über sein bisheriges Leben nachdenkend zu werden, und der Geist Gottes machte es ihm klar, daß sein vor der Welt unbescholtenes doch ein von Gott ganz entfremdetes Leben gewesen und sein Dichten und Trachten nur auf das Zeitliche gerichtet sei. Seine Nachbarn fanden ihn mehrmals auf dem Felde bei der Arbeit weinen,

und zwar, was ihnen sonderbar vorkam, seiner Sünden wegen. In dem Tode seiner Frau, die er herzlich liebte, sah er eine Strafe Gottes, suchte Ruhe und fand sie nicht. So lernte ich ihn kennen, besuchte ihn und ließ ihn zu mir kommen. Aber der Trost des Evangeliums wollte nicht haften, er konnte nicht glauben. Jede Predigt, die er höre, erklärte er, zeige ihm, daß er nicht gelebt habe, wie er hätte leben sollen. Er fand nur immer, was ihn verdammte, und war in eine solche Furcht gerathen, daß er oftmals aus der Kirche wegblieb, sich aber dennoch nachher immer ängstlich bei den Nachbarn erkundigte, worüber gepredigt sei? Man überredete ihn, als Vater mehrerer Kinder sich wieder zu verheirathen, und hoffte, es sollte anders werden. Aber es blieb so. Vor vier Wochen meldete er sich bei mir zum hl. Abendmahle, da hatte ich eine lange Unterredung mit ihm, und führte ihm zu Gemüthe die Gnade Gottes, die ihm sein bisheriges ungöttliches Leben recht unter die Augen stelle, damit er seinen verlorenen Zustand einsehe und nicht verloren werde. Ach, sagte er, er wolle auch jetzt ein ganz anderes Leben führen, wenn ihm nur Gott seine Sünden vergeben wolle. Lieber Meyer, sprach ich, daß Gott dir deine Sünden vergeben will, das hat er längst gesagt und bewiesen, denn er hat seinen Sohn für deine Sünden leiden und sterben lassen; und wenn du mir's nicht auf's Wort glauben willst, so kannst du es schriftlich bekommen. Joh. 3, 16. steht's: Also hat Gott u. s. w. Was dir fehlt, das ist der Glaube. Du willst wieder gut machen, was du versäumet hast; das kannst du aber nicht, darum bleibst du, wie du bist. Glaube es doch dem lieben Gott auf seine Handschrift zu, und nimm doch morgen, wenn du zum hl. Abendmahl gehst, deines lieben Gottes Gnade getrost an. Was bekommst du im hl. Abendmahle? Jesu Leib und Blut, sprach er. Warum, sagte ich, hat Jesus seinen Leib gegeben und sein Blut vergossen? Zur Vergebung unsrer Sünden, antwortete er. Recht geantwortet, setzte ich hinzu, nun glaube auch recht, dann sind alle deine Sünden vergeben und vergessen, und dann kannst du in solchem Glauben auch das ausführen, was du dir vorgenommen hast u. s. w. Ich schenkte ihm darauf das Büchlein „Jesus der freundliche Heiland," und am andern Morgen trat er mit freudestrahlenden Augen vor den Altar zum hl. Abendmahl. Seine Nachbaren freuen sich jetzt, daß er wieder fröhlich aussieht. Ich glaube aber, es ist auch Freude im Himmel."

„Die größte Freude," erzählt Spitta, „hab' ich unter meinen Lämmern. Ich wollte, daß du einmal Freitags eine Bibellehre mit anhörtest. Es sind liebe Kinder, die ich da vor mir sehe, zum Theil so kleine, daß ich nur die Bibel in ihren Händen, nicht aber ihre Köpfe sehe. Und was das Beste ist, ihre Bibel ist ihr Kopf. Frage ich: warum ist Jesus Christus in die Welt gekommen? so antworten sie: die Sünder selig zu machen. Frage ich: wer ist denn ein Sünder? so antworten sie: wir alle. Fahre ich fort: wie werden wir denn durch Jesum selig? so antworten sie: wenn wir an ihn glauben. Gehe ich weiter: was müssen wir ihm denn für seine Liebe thun? so gehen alle Finger in die Höhe, und es heißt: wir müssen ihn lieben und seine Gebote halten. Da ist denn meine tägliche Bitte, daß der Herr meine Arbeit hier in seinem Weinberge segnen möge, damit seine heiligen Engel am Tage der Ernte auch hier ein Bündlein Weizen in seine Scheuren sammeln können. Ich fragte bei einer andern Gelegenheit einen Knaben, was das heiße 2. Tim. 2, 11.: mit Christo sterben? Er antwortete: der Sünde absterben. Ich fragte weiter: wie das geschehen könne? Er sagte: durch das Verdienst Christi, und wußte auch das Wie so? vortrefflich anzugeben. Wer hat ihm das klar gemacht? Der Schulmeister, der Pastor, Fleisch und Blut? Nein, der hl. Geist. Ja, darum sagt Luther: Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum meinen Herrn glauben oder zu ihm kommen kann. — Ich besuchte die Schule. Der Kantor spielte eine kleine Positivorgel und die Kinder sangen das Lied: Sohn des Höchsten, sollt du sterben? da freut' ich mich, daß der Kantor das schöne Lied ausgewählt und die Kinder es so schön und feierlich sangen. Ich fragte nach den wundervollen Umständen, unter denen die Ausgießung des hl. Geistes stattfand. Ein Knabe antwortete: bei einem Gewitter, unter Donner und Blitz. Wer hat ihm das klar gemacht? Wahrscheinlich der Schulmeister und diesem der königsberger Schuloberste (Dinter). Kinder, sagte ich, das steht ja nicht da! Meint ihr, die feurigen Zungen seien Blitze gewesen? dann wären ja die frommen Apostel alle miteinander vom Blitze erschlagen, denn es steht da: es setzte sich auf einen jeglichen unter ihnen." Spitta's Lehrweise war, wie man schon aus den paar Beispielen abnehmen kann, höchst einfach, erbaulich, und auf die Hauptsache gerichtet, so daß der schlichte Verstand nicht verwirrt wurde

durch viele Begriffserklärungen und ausgesponnene Entwickelungen. Was in's Blasse und Allgemeine ging, vermied er. „So wie die Lehre von Gott gemeiniglich vorgetragen wird," sagt er, „daß man nämlich seine Eigenschaften aufzählt und erklärt, und aus dem allen den Kindern einen Begriff von der Gottheit in den Kopf bringt, schafft sie wenig Nutzen. Die Kinder lernen da eine Respektsperson kennen und damit Punktum. Wenn man ihnen aber den Vater im Angesichte des Sohnes zeigt und sagt: Wer den Sohn siehet, der siehet auch den Vater! da bekommen sie eine Anschauung von dem lebendigen Gott. Darnach dürsten wir doch mit David." Bei seinem freundlichen Ernste und der liebevollen Hingabe an die Kinder hatte Spitta nur äußerst selten ein strenges Wort oder besondere Zuchtmittel nöthig. „Ich redete," erzählt er, „im Confirmandenunterrichte über Matth. 18, 20. Kinder, sagte ich, wir sind hier in seinem Namen versammelt, Er ist daher auch mitten unter uns. Einige Knaben waren bisher unachtsam gewesen, saßen schief auf der Bank und plauderten. Da wurden sie aufmerksam und stille, setzten sich gerade und anständig hin, als ob sie dächten: Ei, ist der hier unter uns, dann müssen wir uns ja wohl anständig und aufmerksam betragen."

Nicht weniger nahm sich Spitta auch der Lehrer an, ja dieser Zweig seiner Thätigkeit verdient besonders hervorgehoben zu werden, da er ihm bis an sein Ende, auch unter vermehrten Amtsgeschäften, seine liebevolle Pflege zuwandte. Er hatte sechs Lehrer unter seiner Aufsicht, von denen ihm amtlich der Kantor Neddersen am nächsten stand. Von diesem sagt er: „Bemerkte ich anfangs bei meinen Schulbesuchen und im Gespräche mit ihm schriftwidrige Ansichten, so legte ich ihm aus heiliger Schrift ein Gegenzeugniß dar, damit sein Glauben nicht bestehe auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes Kraft. Ich dachte wohl zuweilen, ob mir's nicht zustände, als sein Vorgesetzter ihm zu befehlen, „um der Harmonie willen" nicht anders zu lehren, als ich; aber weil ich bei ihm weder Gleichgültigkeit noch rationalistischen Widerspruchsgeist bemerkte, sondern nur Befangenheit in angelernter Seminarweisheit, und weil ich mich fürchtete, da ein Menschenwerk zu machen, wo der heilige Geist ein Gotteswerk bereiten könne, so ließ ich es anstehen." Dieses Verfahren in Geduld und Lehre wurde herrlich gekrönt. Anfangs hatte der Kantor noch eine Scheu vor Mystizismus

und Kopfhängerei. Schon nach einem Vierteljahre konnte Spitta sagen: „Mein Kantor, der ein Herz zu mir gewinnt, freut sich, daß er das Merkmal und den Vorzug des Menschen an mir findet, wie der Katechismus lehrt Abschn. 3, Fr. 4: „eine aufgerichtete, zum Himmel sich erhebende Stellung;" daß ich also kein Kopfhänger bin. Ich gönne ihm seine unschuldige Freude. Er macht mir auch Hoffnung und Freude." Noch ein Vierteljahr später heißt es: „Der Mann forschet nun in der Schrift, ob es sich also halte, kommt und spricht: Ja, es hält sich also. Anfangs konnte er noch immer den neuerlichst gemachten Unterschied zwischen der Lehre Jesu und der Apostel nicht los werden, was ihn an seinem Wachsthum in der Erkenntniß sehr hinderte. Er meinte, man habe in den vier Evangelien das reine, unverfälschte Christenthum, und was der Herr darin sage und lehre, dem sei unbedingt zu folgen. Darauf ging ich denn gelegentlich ein und hielt ihn bei diesem Gehorsam gegen Jesu Wort in den Evangelien fest. Der Herr spricht selbst, sagte ich, Joh. 16, 12. 14. zu seinen Jüngern: Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt's jetzt nicht tragen. Der heilige Geist wird mich verklären, denn von dem Meinen wird er's nehmen und euch verkündigen. Das Viele, was der Herr also noch zu sagen hatte, ist in den Evangelien nicht zu finden. Also müssen wir nicht bei Joh. 21 stehen bleiben, sondern von Apostelgesch. 2 weiter lesen, was Paulus, Petrus, Johannes und Jakobus uns zu lehren haben. Jetzt ist nun mein lieber Kantor über den Rubikon, Gott Lob! hinüber und wandelt mit mir vergnügt und fröhlich auf der weiten, schönen Aue des ganzen Neuen Testamentes und seine 180 Schulkinder hinter ihm her. Ja, auch das Alte Testament verwandelt sich allmählich für ihn in einen Garten Gottes, darin der Herr wandelt und lehrt, denn auch diese Schrift zeuget von ihm." So oft es nun die Zeit erlaubte, saßen die Beiden des Abends auf dem weißen Stübchen Spitta's mit dem grünen Fensterglase bei einander, erzählten sich, unterhielten sich erbaulich und lasen zur Abwechselung ein gutes Buch, Theremin's Predigten, M. Boos' Leben und dergleichen. „Eines Abends," erzählt Spitta, „las er aus dem einfältigen Büchlein vor: „Evangelische Zeugnisse und Bekenntnisse," da kam er auf folgende Stelle: „Es giebt einen entscheidenden Augenblick, da die durch gesetzliche Schrecken in die Enge getriebene,

durch vergebliche Versuche, ihr selbst zu helfen, ermüdete und durch evangelische Zeugnisse gereizte und überzeugte Menschenseele durch die Kraft Gottes an Christum ihren Erlöser gläubig wird und sich ihm gebeugt und zuversichtlich unter unaussprechlichen Empfindungen ohne Vorbehalt ergiebt. Nun wird sie gerechtfertigt und zugleich wiedergeboren.“ Als der Kantor diese Worte gelesen hatte, hielt er inne, schüttelte den Kopf, wischte sich die Haare von der Stirn und seufzte: das muß ich noch einmal lesen. Er fing also wieder von vorn an, und als die Stelle beim zweiten Lesen gerade so und nicht anders lautete, als beim ersten, war er wieder still und sahe lange und nachdenkend in das aufgeschlagene Buch. Von dem entscheidenden Augenblicke, den gesetzlichen Schrecken, den unaussprechlichen Empfindungen u. s. w. hatte er bisher noch nichts erfahren. Er war mit angelegentlichem Forschen in der Schrift, mit Gebet und Selbstbetrachtung immer weiter von dem dürren Boden menschlicher Weisheit abgekommen, hatte mehrmals seine Hoffnungen gerade dahin gegen mich ausgesprochen, daß er durch Gottes Hülfe im christlichen Glauben und Leben werde allmählich weiter kommen, und sich über jeden neuen Blick in das Geheimniß Gottes als über ein wirkliches Wachsen im Christenthum gefreut. Er hatte sich in seinem Sinne längst für den Heiland entschieden, und nun sollte nach dem, was er gelesen hatte, erst ein entscheidender Augenblick kommen, von welchem an das neue Leben recht eigentlich beginne. Das machte ihn sehr unruhig. Ich sagte ihm darauf: die Sache sei allerdings nicht aus der Luft gegriffen, noch erdichtet. Der Apostel Paulus sei allerdings in einem solchen entscheidenden Augenblicke gerechtfertigt und wiedergeboren. Aber der Apostel mache doch nirgends und nie die Weise, wie ihm Barmherzigkeit wiederfahren sei, für Alle zur Regel. Nun gebe es gewiß in dem Leben jedes Menschen einen entscheidenden Augenblick, wo Gott sein Gnadenwerk kräftig in uns beginne; aber dieser Augenblick sei nicht für Alle gleich bemerkbar und auffällig, und dasjenige, was in der gelesenen Stelle in Eins zusammengedrängt sei, könne bei andern Menschen weiter auseinander liegen. Gottlob! sagte der Kantor und seufzte tief auf. Ja, mein Kantor ist ein guter Kantor, und ich will Dir gleich wieder etwas von ihm erzählen. Letzthin bekam ich in der öffentlichen Katechismuslehre einige Antworten, die noch

nach der neuen Weisheit klangen. Als ich nachher mit ihm darüber sprach, sagte er: ach, das ist noch alter Sauerteig. Ich fragte ihn, wie er sich denn nun in der Schule benähme, wenn die Kinder ihm zuweilen so antworteten, wie sie früher von ihm gelehrt seien? Da erwiderte er: Dann sage ich: Kinder, was ich euch früher so und so gelehrt habe, das waren menschliche Lehren und Meinungen; die Bibel lehrt aber anders, und da ist es wohl am besten, daß wir glauben, was sie von einer Sache lehrt. Ist das nicht eine liebliche Aufrichtigkeit?" In diesem Manne täuschte sich Spitta nicht, er ist nach Spitta's Weggange auch unter rationalistischen Pastoren dem Herrn treu geblieben und Spitta stärkte ihn aus der Ferne durch brieflichen Zuspruch.

Weniger gelang ihm seine Arbeit an den übrigen Lehrern. Er hielt mit ihnen die vorgeschriebenen Conferenzen und erklärte darin den Römerbrief und arbeitete auf Gleichmäßigkeit des Unterrichts hin, mußte aber doch klagen: „Mit den übrigen Schullehrern der Parochie hapert's noch. Die ungläubigen Erklärungen sind freilich aus den Schulen fast gar vertrieben und es ist mehr Harmonie in den Unterricht gekommen, den die Kinder in den Schulen und dann von mir in den sonntäglichen Katechismuslehren und den wöchentlichen Bibellehren empfangen. Aber bei den Conferenzen zeigt es sich, daß die Richtschnur der Lehre ihnen noch nicht die Richtschnur des Glaubens ist. Doch wird der hl. Geist ein Weiteres thun."

So stille und eingezogen nun Spitta lebte, so sehr er sich ausschließlich mit der Gemeinde und so wenig er sich mit der Welt beschäftigte, so viel machte sich die Welt mit ihm zu schaffen, denn die öffentliche Aufmerksamkeit war auf ihn hingelenkt. Zwar von oben her sah man ihn mit günstigern Augen an. „Mein Superintendent," schreibt er, „dem ich, wie es scheint, zur besondern Beachtung empfohlen war und der mich predigen und katechesiren hörte, ohne daß ich von seiner Gegenwart dabei eher etwas wußte, als bis ich ihn in der Kirche bemerkte, hat mich beim Consistorium von dem Verdachte des Mystizismus gereinigt und das Consistorium hat mir auf meinen eingeschickten weitläuftigen Kirchen- und Schulbericht das Zeugniß „besonders ausgezeichnet" ertheilt. Siehe, lieber Bruder, ich muß wie der Apostel Paulus sagen: Halte mir ein wenig Thorheit, ein wenig Rühmens zu gute. Ich schreibe Dir das aber zur Ehre des Herrn,

mit dem ich gleich beim Antritte meines Amtes den speziellen Bund gemacht habe, der erkannten Wahrheit getreu zu lehren und zu leben, und der nun meinem Glauben die spezielle Genugthuung giebt, daß er für alle Folgen steht." Wenn aber auch oben Zeugnisse laut wurden, die eben so ehrend für die zeugende Behörde waren, so feierten doch die bösen Zungen in der Mitte und unten nicht. Böse Gerüchte waren Spitta vorangegangen, sie wurden fleißig unterhalten, doch verliefen sie sich in der Gemeinde bald spurlos und nur von außen her erhielt Spitta Kunde davon. Dabei mußte er dann oft in seltsamer Weise herhalten. „Vor einiger Zeit," erzählt er, „war ich bei einem Prediger in Bassum zum Besuche. Da befragte mich die belesene Schwiegerin desselben um meine Lektüre: Haben Sie das Conversationslexikon? Nein, antwortete ich. Haben Sie die Stunden der Andacht? Nein. Haben Sie Schiller's Werke? Nein. Nun was haben und lesen Sie denn? Die Bibel. Da wunderte sie sich, daß ein Mensch von so frugaler Kost leben könne. — Ein Examen anderer Art hielt mir einst die Superintendentin in S. Sie fragte: Sind Sie musikalisch? Ja. Tanzen sie auch? Nein. Ei, sagte sie, Jedermann hat doch Lust zum Tanzen und daher muß das Tanzen auch von Gott erlaubt sein. Ich wollte darauf sagen, kam aber nicht dazu und dachte mir: wenn das Tanzen deshalb von Gott erlaubt ist, weil alle Menschen Lust dazu haben, so ist die Sünde auch erlaubt, denn dazu haben wir Alle Lust."

Noch ein ähnliches Examen, durch die ausgebreiteten Gerüchte veranlaßt, mag hier stehen, weil es uns zugleich einen Blick in Spitta's Leben thun läßt. „Da bekam ich," erzählt er, „vor einiger Zeit einen Brief von einem Freunde aus alter Zeit von Göttingen her. Der schreibt ganz anders, wie Du und ich, und doch auch nur so, wie Du und ich einst geschrieben haben. Da ist so viel Erhabenheit des Gefühls, so viel edle Gesinnung, großmüthige Duldsamkeit, ein so glattes Weltbürgerthum, daß unsereins Maul, Nasen und Ohren aufsperren müßte, wenn wir nicht auch eine Zeit hinter uns hätten, wo wir wirklich glaubten, gerade so gut und vortrefflich zu sein, als wir uns über uns ausdrückten. Briefe der Art können uns recht zu der Einsicht bringen über das Sonst und Jetzt. Denke doch einmal zurück, was ein Mensch von Kindesbeinen, von der Taufe an für Umwege macht, ehe er nur einigermaßen zu sich selbst und zu Gott kommt. Was

ich als zehnjähriger Tertianer war, blieb ich nicht, da ich als ein Lazarus voll Schwären, wenn auch nicht vor des reichen Mannes Thür, so doch unter lauter gesunden Menschen bis zu meiner Confirmation darniederlag. Ob ich in der Zeit etwas Gutes gelernt oder manche angenommene Unart verlernt habe, weiß ich nicht. Dann war ich 3½ Jahr Uhrmacherlehrbursche, das war eine saure Zeit voll äußerer und innerer Leiden; da habe ich einigermaßen beten gelernt. Darauf lebte ich ein halbes Jahr als Privatgelehrter. Dann wurde ich nach bestandenem Examen Primaner, ging zum ersten Male in einem Kleidrocke mit ungeheuer langen Schößen, meinem Sonntagsrocke nach Handwerksschnitt, herzklopfend zur Schule, lernte da und verlernte da. Nach zwei Jahren wurde ich Studiosus der Theologie, dabei Romantiker, Demagog, Turner u. dergl., studirte die Bibel aus Nothdurft, Philosophie zum Ueberfluß und ward am Ende ein ziemlich orthodoxer, aber todter Theolog. Gott aber erbarmte sich mein und blies mir einen lebendigen Odem in die Nase und so kam ich als Candidat nach Lüne und nach 4¾ Jahren hierher, wo ich nun sitze, und wenn ich meine Irrfahrten bedenke, so zittert mir Herz und Knie und ich muß beide beugen. Ach, Lieber, sonst und jetzt. Ich habe nun freilich noch die Nase mitten im Gesichte, aber ich mag sie nicht mehr dahinein stecken, wo ich sonst zu Hause war. Kopf und Herz sitzen auch noch auf der rechten Stelle, aber in jenem sitzen andre Gedanken, in diesem andre Wünsche. Da denke Dir nun meine Verlegenheit, von einem alten Gespons ganz auf alte Weise angeredet zu werden, wie es in dem erwähnten Briefe der Fall ist. Er fragt mich besonders anliegend: Ob ich noch dichte, ob ich liebe und ob ich noch ein Herz für Freundschaft hätte. Dies sind drei kitzliche Punkte. Du verstehst mich schon, und weil ich darüber nachgedacht, so will ich Dir darüber schreiben. Also meine Standrede, die ich Dir zu halten gedenke vom christlichen Standpunkte aus, begriffe 1) Poesie, 2) Liebe, 3) Freundschaft. Zu 1. Da ist es nun wohl nicht auffällig, wenn ein Mensch, der aus Gottes Wort und der eigenen Erfahrung weiß, daß das D i c h t e n des menschlichen Herzens böse von Jugend auf sei, bei dem Worte Poesie nicht gleich in einen poetischen Rausch verfällt und schwunghafte Lieder singt. Gott singen und loben und die Menschen erfreuen, wie die Lerche in der Luft und die Nachtigall auf dem Baume, das ist eine feine, lustige

Kunst, die hat von Moses und David bis auf Luther, Paul Gerhard und Claudius immer ihre Schüler und Freunde gefunden, und weil es eine feine Kunst ist, die weder Gott noch Menschen verbieten, so übe ich sie auch, versteht sich — wie mir der Schnabel gewachsen ist. Aber sich selbst und Andre darin und damit vergöttern, lügen unter dem schönen Namen des poetischen Idealisirens, zeitliche Verhältnisse zum Gegenstande des ungemessensten Lobes oder der jämmerlichsten Wehklage zu machen, als ob das Alles wäre, worüber ein Mensch auf Erden zu weinen oder sich zu freuen hätte, als ob es gar kein zerrissenes Verhältniß zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe gäbe und gar keinen neuen Bund zwischen beiden, — das ist eine falsch berühmte Kunst. Das darf man freilich den Dichtern von Profession heutiges Tages nicht sagen, sonst werden sie rasend und schreien: Groß ist die Diana der Epheser! Zu solchem Dichten fehlt mir jetzt nicht nur aller Trieb, sondern es ist mir eine Sünde. Sonst lebte ich in diesem Element; aber jetzt fliehe ich aus wahrer erkannter und empfundener Nothwendigkeit ein Element, das mir eben so schlecht zusagt, als dem Fische das trockene Land. Ich bin nun einmal kein Amphibium. Mich der Schöpfung meines Gottes zu freuen, ihre Reize wie das tägliche Brod mit Danksagung zu genießen, ohne mir den Genuß durch das Suchen nach Materialien für die poetische Werkstatt zu stören, das habe ich auch jetzt erst gelernt. Ich halte mir die Ohren nicht zu vor dem lieblichen Vogelgesang, oder die Nase vor dem Duft der Blüthen, oder die Augen vor Sonne, Mond, Sterne, Wald und Feld, dem großen, schönen Originalbilderbuche, das der himmlische Vater vor uns aufgeschlagen hat, damit wir uns des freuen und zugleich die Elementarbegriffe für die Schule des heiligen Geistes daraus lernen sollten, denn siehe Römer 1, 19. 20. Ich strecke die Fühlhörner meiner Sinne nach allen Seiten aus, aber ich ziehe sie ein, wo ich Schaden wittere; und wenn ich's nicht thue, so leid' ich Schaden. — Zu 2. Hier wird's lückenhaft und Du wirst ergänzen müssen. Hier fehlt Erfahrung. Doch sage ich, so viel ich weiß. „Die eheliche Liebe ist eine himmlische Blume im irdenen Topfe," sagt jemand irgendwo, und ich sage ja ohne Aber. Ob ich einmal je schon so geliebt habe, daß ich hätte sagen können: das wird mir eine solche himmlische Blume! weiß ich nicht, möchte es aber wohl bezweifeln. Ich empfinde bis jetzt noch nicht, daß mir etwas fehle. Fehlt

mir aber doch etwas, ohne daß ich's eben fühle, so wird mein Gott mich's schon fühlen lassen und dann auch zuführen, was — oder hinführen zu dem, was mir fehlt. — Zu 3. Gottlob, ich habe der Freunde viele und, so weit ich weiß, der Feinde wenig, meine Sünden abgerechnet. Kein treurer Freund auf Erden ist, als unser Heiland Jesus Christ. Der gehört oben an. Alle, die er nach Joh. 15, 14. 15. seine Freunde nennt, nenn' ich auch die meinigen. Sie leiden das auch gerne. Wir lieben uns nicht um unsertwillen, denn da liebten wir nach der Welt Art auch unsre Sünden an uns, sondern um Christi willen. O, sich um dieses allgemeinen Freundes willen lieben — was meinst Du, August — ist das nicht ganz etwas Anderes, als um Apollo's oder der Musen willen Freunde sein? Mit der Welt, sofern man darunter das von Gott abgewandte und entfremdete Leben versteht, kann ein Christ keine Freundschaft haben. Aber nach herzlicher Liebe gegen Jedermann trachten, ja selbst wenn es mit dem Herzen noch nicht will, doch mit der That ihm wohlthun, das ist des Herrn Gebot."

Spitta's Bleiben in Sudwalde wurde mitten in seiner Saatzeit in Frage gestellt. „Der Herr," schreibt er, „hat am 16. Juni (1829) meinen alten Collegen aus dieser Zeitlichkeit abgerufen. Rührend und erfreulich war es mir, als ich noch zuvor einige Blicke in sein Inneres thun konnte, die mich mit der Hoffnung erfüllen, daß ihn der Herr werde selig haben. Er erkannte sich als einen unnützen und treulosen Knecht und sagte das namentlich dem Superintendenten geradezu, der ihm acht Tage vor seinem Ende die Aussicht auf sein Abscheiden durch ein Gemälde eigener Gerechtigkeit hell und freundlich machen wollte. Am 16. v. M., als ich mich nach zehn Uhr zu Bette legen und mein Gebet thun wollte, konnte ich weder für mich, noch für die Gemeinde beten, sondern immer stieg das Seufzen aus dem Herzen: Bescheer' ihm, Herr, ein selig End', nimm seine Seel' in deine Händ'! Als ob auf der ganzen Welt nur er allein wäre, für den ich beten sollte, so war mir's. Kaum hatte ich geendet, so wurde ich zu ihm gerufen. Er lag in den letzten Zügen und dem Anscheine nach bewußtlos. Mit dem Schlage 11 Uhr hauchte er den letzten Odem aus." Zunächst wurde dadurch sein Hausstand verändert. Die Wittwe blieb zwar noch einige Monate, dann aber zog sie aus und ließ Spitta allein im Hause, dem sie eine Zeitlang noch das

Essen schickte. Nur einen kleinen Schulknaben hatte er zur Bedienung bei sich. Er erzählte wohl, wie am Sonntage zuerst er durch die Thür aus dem Hause gegangen, dann der Knabe die Thür von innen verschlossen habe, weil sie von außen nicht geschlossen werden konnte, und dann durch ein kleines Loch in der Wand geschlüpft sei, durch welches er auch nachher wieder hinein mußte, um dem Pastor von innen die Thür zu öffnen.

Es stand nun zur Frage, ob Spitta bleiben oder versetzt werden sollte. Seinen Wunsch sprach er in den Worten aus: „Der Herr ist Herr und ich bin Knecht, wie Er mich führt, so ist es recht! Ich bliebe gern hier unter meiner lieben Heerde, die des Erzhirten Stimme so gern hört. Die Stelle giebt eine Einnahme von etwas über 400 Rthlr., und ihr Besitz ist für Viele gewiß eben kein großes Glück. So wär' es nach menschlichem Ansehen wohl möglich, daß ich hier bliebe. Die Bauern wollten sofort an's Consistorium, um mich hier zu behalten. Ich hab' es aber gewehrt, so weit ich konnte, aus Gründen, die Dir bekannt sein werden; und nun sitzen sie, wie ich glaube, ruhig und harren, was der Herr thun will." Indeß kamen aber von andern Seiten Aufforderungen, sich um erledigte Pfarrämter zu bewerben. Die erste von Lüneburg, welche beweglich von seiner alten Freundin, der Gildemeistern, befürwortet wurde, wies er kurz von der Hand, da er ja schon einmal in Lüneburg bei Seite geschoben war und die Lage der Dinge sich seitdem in nichts geändert hatte. Von einer zweiten Aufforderung schreibt er: „Als ich zuletzt in Bremen war" (von Sudwalde aus hatte er dorthin einen Ausflug gemacht), „drangen Müller*) und Mallet sehr in mich, ich solle mich doch um die erledigte Stelle an der Neustädter Kirche in Bremen bewerben, weil sich wider Catenhusen eine Partei erhoben habe, welche Alles aufbieten wolle, daß nur er nicht gewählt werde. Ich weigerte mich, einen Schritt zu thun, denn ich konnte zu keiner Klarheit kommen, ob es des Herrn Wille sei, so außerordentlicher Weise einen Ausgang aus dem Vaterlande zu versuchen, nachdem ich ordentlicher Weise im

*) Hermann Müller, geb. 16. September 1774 in Bremen, zuerst in Braunfels bei Wetzlar als reformirter Prediger angestellt, von wo er 1809 an die St. Stephanskirche nach Bremen zurückberufen wurde und dort 6. Jan. 1839 verstorben ist. Er brachte den damals sechszehnjährigen Mallet nach Bremen mit. S. S. 92, Note 3.

Vaterlande, wo doch auch des Herrn Weinberg ist, angestellt worden bin. Indessen brachten sie mich doch, wie ich erst vor Kurzem erfahren habe, mit v. Hanffstengel auf die neue Wahlliste. Und des Herrn Wille ist nun klar geworden;" v. Hanffstengel*) wurde nämlich gewählt. Die dritte Aufforderung ging von Osnabrück aus. Hier stand, wie fast überall im Lande, der Rationalismus in voller Blüthe. Nur der Consistorialrath Mertens**) sammelte eine kleine Schaar um sich, die er auf gute Weide führte. Nach seinem Tode versuchte dieselbe, um nicht ganz verwaist zu sein, wieder einen gläubigen Prediger zu gewinnen. Das war die Veranlassung, daß Spitta aufgefordert wurde, sich zu bewerben. „Ich lehnte es ab," schreibt er in seinem Tagebuche, Septbr. 1830. „Die Aufforderung kam noch einmal und zwar von zweien Seiten dringender, bittender und auch ernster als zuvor. Ich kam ins Schwanken, und weil ich ein gewisses, fleischliches Widerstreben bemerkte, auf den Ruf des Herrn aus meinem ländlichen Frieden in die städtische Unruhe, unter fremde, wider das Evangelium eingenommene Menschen zu treten, so dachte ich: Der Herr will deinen Gehorsam prüfen. Er ruft seine Knechte auch wohl einmal von der ordentlichen Arbeit zu einer außerordentlichen Handreichung und schickt sie dann wieder heim. Ich ging und predigte. Die Leute sollen gesagt haben: Der stößt seine sieben Mitbewerber um. Aber siehe da, ein Brief benachrichtigte mich, weil ich dem ersten Kirchenrath daselbst nicht gefallen habe, so sei ich gar nicht einmal auf die enge Wahl gekommen." Spitta fiel durch und der kleine Haufen war von da an gezwungen, Sonntags nach einem preußischen Grenzdorfe, Lotte, zu pilgern, wo ein christlicher Prediger, Banning, stand. Nicht lange darnach war abermals eine Pfarre zu Osnabrück erledigt und man fragte zum zweitenmale bei Spitta an, ob er den Versuch wiederholen wolle, verhehlte ihm aber nicht,

---

*) Georg Conrad Friedrich v. Hanffstengel, geb. zu Lesum 26. December 1797, zuerst Pastor in Wersebe im Herzogthum Bremen, wurde 1829 lutherischer Prediger an St. Pauli in Bremen und starb 10. August 1877.

**) Dr. theolog. Christoph Carl Mertens war geboren zu Lengede im Hildesheimschen 9. November 1756. Als Candidat der Theologie im März 1787 zum dritten Prediger an St. Marien in Osnabrück berufen, rückte er 1788 in die zweite, 1795 in die erste Predigerstelle auf, wurde 1805 Superintendent und später auch Consistorialrath. Er starb 13. Febr. 1830.

daß die Feindschaft unterdessen gestiegen sei. Spitta lehnte natürlich ohne Umstände ab, und diesmal that der Herr selbst ein Einsehen und hörte die Gebete seiner kleinen Gemeinde. An der Katharinen-Kirche wurde mit großer Mehrheit Weibezahn*) gewählt, hauptsächlich um seiner großen Gaben willen, dann aber auch, weil man ihn für frei von Pietismus und Mystizismus hielt, oder, wie man sich dort ausdrückte, weil er kein „Feiner" war. In dieser Hinsicht sollte man sich freilich arg verrechnen. Weibezahn war von Anfang an kein Rationalist und drang immer mehr zur Entschiedenheit hindurch und Gott machte aus ihm ein tüchtiges Rüstzeug, das verfallene Zion zu bauen und zu schirmen.

Spitta konnte um so weniger an solche Bewerbungen denken, da er schon ein Gesuch an das Consistorium um fernere Verfügung über seine Person eingegeben hatte. Er schien es für möglich zu halten, daß man ihn zu Sudwalde ließe, wie man das aus einem Briefe vom 14. Mai 1830 schließen darf. „Ich schreibe Dir jetzt", sagt er, „auf eigenem Stuhle und am eigenen Tische sitzend, denn ich habe mir, als hier vor 14 Tagen Auction war, 2 Tische, 4 Stühle, 1 Schrank und 1 Bett gekauft, kann also sitzen, schreiben, bergen und schlafen und habe mehr, als mein Heiland in den Tagen seines Fleisches hatte. Mein Kantor, der mich hier durchaus ansässig glaubt, will die Sachen alle zum Kaufpreise behalten, falls der Herr mich weiter schicken sollte. Meine Speise, meinen Trank und meine Pflege habe ich bis jetzt und die nächsten Wochen durch die Pastorin Cleves. Dann wird der Herr schon irgend einem Raben Befehl geben, mir mein Futter zu bringen; denn da er mir die

*) Siehe über ihn Münkel's nachgelassene Schriften von Frommel (1889) S. 5 und daselbst auch über Banning. — Carl Friedrich August Weibezahn war am 6. August 1804 in der Nähe von Hameln geboren, der älteste Sohn eines Landwirths. Auf der Schule zu Hameln vorbereitet ging er 1822 um Theologie zu studiren nach Göttingen, war nach vollendetem Triennium zwei Jahre lang Hauslehrer in Hannover, und blieb dann, Privatunterricht gebend und eifrig mit theologischer Litteratur beschäftigt, dort, bis er im October 1830 zum Pastor an St. Catharinen in Osnabrück gewählt wurde. Im Sommer 1842 trat er, nachdem er einen Ruf nach Barmen abgelehnt hatte, zugleich als Mitglied in das dortige königl. Consistorium. Aber schon Pfingsten 1843 ernstlich erkrankt, starb er 19. Juni 1844, in seiner Gemeinde als ein feuriger Zeuge, dem es um die Seelen zu thun war, langgehegtes liebevolles Andenken hinterlassend. Einige Predigten von ihm sind gedruckt, und bezeugen das Wort, das unter seinem Bilde steht, Ps. 73, Vers 25. — S. Worte der Erinnerung an Aug. Weibezahn von H. Schwietering. Osnabrück 1844.

Augen zuhält, so muß ich ja wohl blindlings glauben, warten und alle Sorgen der Nahrung auf ihn werfen. Uebrigens habe ich den Garten bestellen, Erbsen, Bohnen, Kartoffeln, Wurzeln, Rüben, Kohl u. s. w. pflanzen lassen, und wer es erntet, dem sei es gesegnet und bekomme ihm wohl. Was den Acker des Herrn hier betrifft, so könnte mich der Gedanke betrüben, ihn nach anderthalb Jahren wieder zu verlassen, wenn ich thöricht genug wäre, den, der da pflanzet und begießet, für etwas zu halten und nicht dem Alles zuzuschreiben, der allein das Gedeihen giebt. Ja, lieber Freund, meine einige Bitte für meine liebe Gemeinde ist die, daß der Herr, wenn er mich abruft, ihr einen treuern Knecht, der besser pflanzt und begießt als ich, bescheeren möge. Ich habe hier mein erstes Lehrjahr im Hirtenamte verlebt. Ein liebliches Jahr! Wie schnell ist es vergangen! Also dienete Jakob um Rahel sieben Jahre, und däuchten ihm, als wären's einzelne Tage, so lieb hatte er sie. Weil ich nun glaube, daß der Herr mir kleinem Lehrlinge weder meine bösen noch meine guten Werke zurechnet, so stehe ich noch immer so zu ihm, wie vorhin; er wird mir alle Tage unentbehrlicher, weil ich alle Tage immer mehr lerne, wie ich nichts und Er Alles für mich hat. Ein Amtsbruder äußerte jüngst: Meine sittliche Größe ist mein Stolz, die laß ich mir nicht antasten. Das ist ein anderer Mensch, wie ich bin. Ich weiß wenigstens nicht, was ich an mir sittliche Größe nennen sollte. Betrachte ich mich in dem Spiegel Mosis, so bin ich das ganze Gesetz schuldig. Stelle ich mich neben meinen Heiland, so reicht meine sittliche Größe nicht einmal so weit, ihm die Schuhriemen aufzulösen. Lieber Bruder, ich habe gedacht, ich will nur so ein Nichts bleiben und den Heiland Alles bleiben lassen. Ich will das Gnadenbrot essen mein Lebenlang, seine Liebe macht's süß." In seinem Tagebuche erzählt er: „Jemand schrieb: Möchten Sie so glücklich werden, als Sie's zu sein verdienen! — Der Wunsch war gut gemeint; aber nach der Wahrheit heißt er nichts mehr, als: Fahre zum T—."

Nach Gottes Willen und der Entscheidung des Consistoriums sollte Spitta nicht in dem einsamen, abgeschiedenen Dorfe bleiben. Gegen Ende October 1830 berichtete er seinem Bruder, daß er als interimistischer Garnisonprediger und Seelsorger der Sträflinge nach Hameln abgehen werde. Anfang November beschloß er seine zweijährige Thätigkeit zu

Sudwalde, die noch jetzt dort im gesegneten Andenken steht, und schickte sich zur Abreise an. „Am 7. November", schreibt er, „hielt ich meine Abschiedspredigt. Ich erinnere mich in den 29 Lebensjahren keines Gefühles, dem gleich, das ein Prediger bei dem Abschiede von einer Gemeinde hat, mit welcher er durch das Band der Liebe und des Friedens verbunden gewesen ist. Der Herr bewies sich mir als der, welcher größer ist, als unser Herz. Ich konnte vor einer weinenden Gemeinde zum letztenmale sein Wort und seinen Willen predigen, ohne daß mich ein Ausbruch meines sehr bewegten Herzens einen Augenblick daran verhindert hätte. Am Nachmittage kamen Kinder, nahmen Abschied, brachten mir Briefe oder kleine treugemeinte Geschenke, wollenes Garn u. dergl. Am Montag Morgen fuhr ich unter dem lieblichsten Sonnenschein davon." Nach Hameln ging er, wie er später bekannte, nur sehr ungern, wußte sich aber in den Willen Gottes zu finden. „Es eröffnet sich mir," schreibt er, „zwar ein ungleich schwierigerer, aber auch bedeutenderer Wirkungskreis, den ich mir nicht gewählt haben würde, in den ich aber mit Freuden eintrete. Er schenke mir die Gnade, den Gebundenen mit und ohne Ketten eine Erlösung zu predigen. Amen! Was die äußern Bedingungen anbetrifft, so bekomme ich 450, vielleicht 500 Rthlr. baar in monatlichen Terminen ausgezahlt; sonst aber sind mit der Stelle weder Haus, noch Hof, noch Garten, noch endlich Accidenzien verbunden. Für meine Lage sind also auch diese äußern Bedingungen angenehm, und dazu komme ich auf den reizendsten Punkt des Königsreiches. Nun, lieber Bruder, der Herr mache Alles wohl! Wir wollen uns seiner freuen und ihn bitten, daß er uns immer kindlicher und frömmer mache, damit wir immer mehr sehen und schmecken, wie freundlich er ist."

Spitta wurde aus dem einsamen, stillen Dorfe in das geräuschvolle Stadtleben, aus der Haide in eine der schönsten Gegenden Hannovers versetzt; aber in umgekehrter Weise war das Feld seiner Thätigkeit verändert. Er hatte hier statt der schlichten, einfältig gläubigen Landleute, „die Grauröcke und die Rothröcke," wie er sich ausdrückt, nämlich die

Sträflinge und das damals noch roth gekleidete Militär zu bedienen, umgeben von einer städtischen Bevölkerung, die an den Prediger die Forderungen eines schönen Redners und eines aufgeklärten Kopfes stellte, von welchen Forderungen Spitta weder die erste noch die zweite zu erfüllen gedachte und sich daher auf Kämpfe gefaßt machen mußte.

Am 16. November des Jahres 1830 rückte er in Hameln ein. „So wie ich“, schreibt er, „vor bald zwei Jahren bei dem lieblichsten Wintersonnenschein Sudwalde begrüßte, so geschah es auch, daß sich mir Hameln, als ich mich ihm näherte, im hellen Sonnenlichte mit seiner überraschend reizenden Lage zeigte. Sieh, das nahm ich als gute Vorbedeutung. Das Haus der Conrectorin Münkel,*) in dem ich meine Wohnung finden sollte, erreichte der Kutscher erst nach langem vergeblichen Hin- und Herfragen und Fahren, denn es ist klein und liegt in einer kleinen Straße, welche auch Kleine Straße heißt. Aber doch ist's ein gutes Haus, still und wohnlich inwendig. Unten wohnt meine freundliche, mit mütterlicher Sorgfalt für mich sorgende Wirthin, die ohne Magd mit einer kleinen, zehnjährigen Tochter ihren und meinen Haushalt führt. Eine Treppe hoch wohne ich, gegen mein kleines weißes Stübchen mit kleinen, grünlichen Fensterscheiben, wie ich's in Sudwalde hatte, hier wie ein Graf im wohltapezierten, mit weißen, langen Fenstervorhängen geschmückten, sauberen Zimmer.“ „Von einer Landgemeinde in eine Stadt- und Garnisongemeinde versetzt, dazu Seelsorger von zweihundert und einigen dreißig Sträflingen, kam mir mein Verhältniß anfangs so neu vor, daß ich wirklich nicht so bald mich daran zu gewöhnen glaubte, als es nun doch geschehen ist. Sehr viel mußte aber dazu beitragen, daß mein neuer Wirkungskreis sofort alle meine Kräfte in Anspruch nahm. Denn ich habe eine Gemeinde verloren und zwei wiedergefunden. Außer dem, was mir als Garnisonprediger obliegt, ertheile ich viermal in der Woche privatim Unterricht in der Strafanstalt, und zwar gerade jetzt einem 28jährigen Sträfling, der noch nicht konfirmirt ist; dazu halte ich

*) Mutter des Verfassers dieser Biographie. In seinen nachgelassenen Schriften, herausgegeben von Frommel (1889), finden sich Seite 1—32 Lebensnachrichten über ihn, die auch von seinem elterlichen Hause Auskunft geben. Er war geboren 20. April 1809, wurde nach seiner Göttinger Studien- und Hameln-Osnabrücker Hauslehrerzeit Collaborator am Gymnasium zu Hannover 1835, Pastor zu Oiste Januar 1847, emeritirt 1869, gestorben 9. April 1888.

wöchentlich in dem Betsaale der Anstalt den Sträflingen einen Vortrag und eben so eine Katechisation, und habe demnächst vom Cabinets-Ministerium noch eine besondere Instruction zu erwarten, da dasselbe mit einer Verbesserung der 9 Strafanstalten des Landes umgeht und die hiesige, als die größte, zur Normalanstalt dienen wird. Obschon nun auf diese Weise meine Wirksamkeit sich auf zwei in einer Hinsicht ganz verschiedenartige Gemeinden bezieht, so ist sie selbst doch nicht verschiedenartig; denn Eins ist noth, Jedem und Allen, den Freien wie den Gebundenen, und es ist der Sohn Gottes, der beide allein frei machen kann. Ohne diese Ueberzeugung, daß für Alle nur Ein Heil und zwar nur in Einem Heil sei, wüßte ich nicht, wie ich predigen sollte, wenn ich Sonntags meine Gemeinde in der Kirche versammelt sehe, die Rothröcke und die Grauröcke, dazu die Militärpersonen außer Dienst und eine ziemliche Anzahl Bürgersleute, von denen Viele wohl jetzt noch die Neugierde in meine Kirche zieht, aber doch auch Etliche eine edlere Begierde nach dem lauteren Evangelium. Lieber Bruder, ich mag Dir's nicht verhehlen, daß ich vor meiner Ankunft hier durch gute und böse Gerüchte gegangen und daher ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit für Viele geworden bin. Das hat nun aber für mich die erfreuliche Folge gehabt, daß mich die Liebhaber des Herrn Jesu, die sich das Gerücht erfahrungsmäßig zu deuten wußten, mit großer Liebe und Freude aufnahmen; und so hat mir der liebe Gott selbst durch der Feinde Mund, die freilich nicht wissen, was sie thun, eine freundliche Aufnahme bestellt. Er gebe mir ein Herz nach seinem Herzen, gebe mir besonders für meine Gefangenen ein sünderliebendes Herz, das, wie er, nie ermüdet, den Verlorenen nachzugehen, ob sich ihrer Etliche wollen finden und selig machen lassen. Er verhüte es, daß ich in dieser Stadt voll Versuchungen zur Rechten und zur Linken nicht Andern predige und selbst verwerflich werde, sondern helfe, daß ich mich selbst selig mache und die mich hören."

Die größte Mühe und Arbeit machte Spitta die Strafanstalt mit ihren 250 Sträflingen, deren Zahl später noch vermehrt wurde. Sie hätte ganz allein ihm ausreichende Beschäftigung geben können. Obgleich nun hier kein Feld war, Ehre vor der Welt zu erjagen und neben den Mühen des Predigtamtes auch die Freuden zu schmecken, welche der Dank und die Anhänglichkeit der Gemeinde einem beliebten

Prediger bereitet, so nahm er sich doch mit unermüdlicher Treue und Liebe der Sträflinge an. Den Eingang in die Strafanstalt beschreibt er den 25. November 1830 folgendermaßen: „Die Geschäfte an der Strafanstalt habe ich übernommen und bin am letzten Sonntage in einer Nachmittagsbetstunde im Betsaal der Strafanstalt den Sträflingen durch den Pastor Lüder" (dem Spitta wegen Geistesschwachheit adjungirt war) „als ihr Seelsorger vorgestellt. Er redete dabei nicht unerbaulich über Luc. 15, 1—7. Am folgenden Tage fing ich daselbst den Unterricht mit einem 28jährigen Sträfling an, der als Dieb und Deserteur auf 10 Jahr verurtheilt und noch nicht konfirmirt ist, auch so wenig und so schlecht lesen kann, daß ich die halbe Zeit des täglichen Unterrichtes mit Buchstabiren- und Syllabiren-Lehren hinbringen muß. In der ersten Stunde konnte er nicht begreifen, wie man lernen könne, was das Wohlgefallen Gottes sei, da ja Gott nicht zu uns rede, wie ein Mensch zu dem andern rede. Ich fragte ihn: Wenn du als Soldat auf dem Posten in deinem Schilderhause standest, wie wußtest du, was du da zu thun und worauf du zu achten habest? Er antwortete: Aus der gedruckten Instruction, die im Schilderhause aufgehängt war. Sieh, sagte ich, diese Instruction war eben so gut, als wenn dein Offizier mündlich zu dir redete; und wenn du dich darnach richtetest, so thatest du auf deinem Posten, was ihm wohlgefiel. Solch eine Instruction hat Gott uns Allen gegeben, eine gedruckte Instruction in der heiligen Schrift; und wenn du dich nach dieser Instruction gehalten hättest, so würdest du nicht gestohlen haben und nicht desertirt und also auch nicht hier im Stockhause sein. Weil du aber einmal hier bist, so rathe ich dir, nun mit allem Fleiß lesen zu lernen, damit du dich mit der Instruction recht bekannt machen kannst, aus welcher man das Wohlgefallen Gottes lernt. — Darnach besuchte ich das Krankenhaus der Anstalt. Da lagen die Unglücklichen mit Ketten auf ihrem Lager und sahen mich erstaunt und mit großen Augen an, als ich zu ihnen über das Heil ihrer Seele redete. Ach, der Herr gebe mir ein Herz nach seinem Herzen, ein sünderliebendes Herz! Du kannst Dir nicht denken, welch ein herzergreifender Anblick es war, als ich am letzten Mittwochen in dem Betsaale die ganze Menge der Gefangenen um mich her sah und ihnen die erste Betstunde hielt! Hilf mir mit Deinem Gebete!"

Die Schwierigkeit dieser Thätigkeit trat ihm sehr bald entgegen. „In der Wochenpredigt und Katechisation", schreibt er bald darauf, „fühle ich mich unter den Sträflingen ganz in meinem Elemente; Nase, Auge und Ohr haben sich auch an den Dunst, den Anblick, das Kettengeräusch dieser geschlossenen Gemeinde gewöhnt, ich kann zu ihnen derb und gerade und zutraulich wie einst zu meinen Bauern reden und habe an ihnen, so viel das Aeußere beweiset, sehr aufmerksame Zuhörer. Aber — und Du wirst Dich gewiß nicht wundern über ein Aber — wenn Du meinst, daß der Predigt des Evangeliums hier wenigstens nicht Selbstgerechtigkeit und Selbstrechtfertigung entgegenträte, so würdest Du Dich sehr irren. Einzelne unter ihnen sind sehr unwissend, der größte Theil aber weiß, wie die Katechisationen bezeugen, die Gebote Gottes wohl, ist in der Bibel nicht unerfahren, also daß sie keine Entschuldigung haben. Aber doch ist mir noch Keiner vorgekommen, der im Zwiegespräch freiwillig aus sich selbst heraus, ohne daß ich es zuvor in ihn hineingepredigt, bekannt hätte: wir leiden billig, was unsre Thaten werth sind. Und wenn auch Keiner sich für g a n z unschuldig ausgiebt, so hält sich doch Keiner für s o schuldig, daß er so viel Strafe, als er leiden soll, vielweniger das ewige Verderben vom Angesichte Gottes verdient habe. Daher überlaufen sie mich mit Bitten, zu ihrer Befreiung aus ihrer Haft mitzuwirken, und ich bitte sie: Laßt euch erst versöhnen mit Gott, laßt euch erst von dem Sohne Gottes frei machen. Siehe da den Menschen, wie er ist, wie er allenthalben sich gleich ist. Die geringste Hoffnung auf äußerliche Freiheit versetzt meine armen Sträflinge in die sichtbarste Freude, denn sie tragen ihre Ketten mit Widerwillen; aber die Freiheit, zu der ihnen der Sohn Gottes verhelfen will, liegt ihnen nicht an, und die Bande der Finsterniß drücken sie nicht. Doch auf Hoffnung mit Gebet und Flehen gesäet!"

Zu dieser harten Arbeit, welche durch die Verlogenheit, die Heuchelei und den nackten Unglauben erst recht hart wurde, schenkte ihm Gott einen Gehülfen da, wo er ihn nicht suchte. Das war ein Sträfling, Namens R o c k a h r, der wegen großen Quartier-Diebstahls zu 21jähriger Karrenstrafe verurtheilt war. Von Stade entwischt, wurde er in Springe wieder eingefangen. „Als ich nun da im Gefängnisse saß," erzählte derselbe, „fragte mich der Schließer, ob ich Rockahr heiße? Ich sagte Ja. Er fragte: Ist denn der Rockahr, der hier in der

Stadt wohnt, mit dir verwandt? Ja, antwortete ich, er ist mein Vetter. O, sagte er, der ist so ein rechtlicher Mann und du bist so ein gottloser Mensch! Aber ich weiß wohl, was dir fehlt; du hast keine Religion. Da gab er mir ein Buch von dem Leiden und Sterben Jesu Christi, daraus lernte ich den Heiland kennen, und daß er auch mir helfen wolle. Da kriegt ich eine große Angst, wie niemals in meinem Leben, vor dem Bösen, was ich gethan hatte und noch thun könnte, da ward ich bekehrt.“ Er kam nun wieder nach Stade und dann zu noch härterer Strafe nach Lüneburg, wo er viele von seinen alten Kameraden fand, die ihm aber jetzt als einem Betbruder und Scheinheiligen hart zusetzten. Seine Noth stieg noch höher, als er sich einigemale gedrungen fühlte, die Anschläge der Gefangenen zum Ausbrechen anzuzeigen. Das war der Grund, daß man ihn 1831 nach Hameln versetzte. Hier lernte ihn Spitta nach einigen Wochen kennen. „Sein Mund floß über von Dank für das Evangelium, das er hier zweimal wöchentlich predigen höre. Die Sonntage seien ihm rechte Freudentage. An zwei Sonntagen habe ihn zwar schon die Reihe getroffen zum Kartoffelnschälen, aber er habe sich seine Rolle Taback für solche Fälle aufgespart und dafür die zweimal einen Stellvertreter gefunden. Als wir, erzählte er, am vergangenen Sonntage aus der Kirche gekommen waren, sagte ich auf dem Zimmer: Leute, wir sollen Gott danken für unsern Pastor. Da trat Einer auf und sagte: Du, wenn dieser Pastor mir auch zwei Stunden lang so predigen wollte, wie heute, und Einer hielte mir einen Teller mit Grütze hin, ich äße die Grütze und ließe den Pastor stehen!“ Dennoch ließ sich Rockahr nicht irre machen, sondern bot seine köstliche Perle feil und fand auch Liebhaber dazu. „Das hatt' ich aber nicht erwartet,“ schreibt Spitta, „daß er am ersten seinen Schließer erwecken würde, wie er selbst in Springe von einem Schließer ist erweckt worden. Rockahr erzählte mir, wie begierig der Schließer die Tractate und die Bibel läse, und wie er ihm geklagt habe, daß seine Collegen (die Schließer und Reserven) ihn darüber verspotteten: er habe ja das nicht nöthig u. s. w. Da sagte ich, erzählte Rockahr, solche Reden kommen vom Teufel, der will uns nicht an die Schätze kommen lassen, die der Herr Christus für uns dahin gelegt hat, daß wir sie hinnehmen sollen. Da sagte ich zu ihm: Rockahr, du hast recht geantwortet. — Wenn nun der Schließer mit dem Verständniß

der Wahrheit in's Stocken kommt, so zieht er seinen Gefangenen zu Rathe: Was heißt das? wie mache ich das? Und wenn auch der Gefangene nicht aus weis, so kommen sie Beide zu mir und fragen. O, das ist Freude! Uebrigens ist Rockahr unter seinen Kameraden ein ganzer Prediger und hält sich an das Wort: Habt nicht Gemeinschaft mit den unfruchtbaren Werken der Finsterniß, straft sie aber vielmehr." Zu diesem Rockahr fanden sich bald noch einige Glaubensgenossen, die ein Satz für die Masse zu werden versprachen und ihren rechtschaffenen Sinn mit der That bewährten. „Merkwürdig," sagt Spitta, „aber wohl erklärbar ist es, daß, während die Unbekehrten an nichts mehr denken, als an den Erwerb ihrer äußern Freiheit, und mich mit Bitten übertäuben zur Betreibung von Gnadengesuchen für sie an ihre Eltern, Weiber, Kinder, Verwandten, Vormünder und Pastoren zu schreiben, diejenigen, in denen ein Werk des Herrn angefangen hat und die mehr oder weniger zur seligen Freiheit der Kinder Gottes gekommen sind, sich ganz stille verhalten. Wenn es Gottes Wille ist, sagte mein Fischer, so erleb' ich die Zeit noch, wo meine Erlösungsstunde schlägt. Mir ist die Strafanstalt eine Heilsanstalt geworden, sagte Rockahr, ich mag meine Gefangenschaft nicht mit einer Freiheit vertauschen, wie ich sie früher hatte. Ich bin in meinen Ketten glücklicher als Mancher, der keine Ketten trägt, und wenn ich die äußere Freiheit erst vertragen kann, wird sie mir der Herr geben. Wenn Gott mich nicht mit Ketten behangen hätte, meinte Wurzky, so hinge ich längst am Galgen."

„Von diesem Wurzky laß Dir erzählen. Erst vor 14 Tagen bin ich dahinter gekommen, wie es mit ihm steht. Er hatte sich zu einer Unterredung mit mir melden lassen und ich dachte, er wolle wieder seine gewöhnlichen Bittgesuche anbringen. Da trat er aber vor mich hin und sagte: Herr Pastor, ich bin seelenkrank. So setze dich, erwiderte ich, und sag', was dir fehlt. Ich bin der größte Sünder auf Gottes Erdboden, entgegnete er. Das ist nicht gut, versetzte ich, daß du das bist; aber daß du das erkennst, das ist sehr gut und es ist dir auch zu helfen. Ich weiß, erwiderte er, daß mein Herr Jesus auch für solche große Sünder, wie ich bin, gestorben ist, aber meine Sünden wollen es nicht zulassen, daß ich mich mit Gebet zu ihm wenden und mich mit meinen Gedanken an ihm festhalten kann. Des Nachts quälen mich böse, sündliche Träume, und wenn ich erwache oder am Tage

beten will, da kommen allerlei fremde und böse Gedanken dazwischen, oder meine Kameraden stören mich. Ich kann mir gar nicht mehr helfen. Dazu liegt mir eine Sünde zentnerschwer auf dem Herzen. Als unser katholischer Prediger zuletzt hier das heilige Abendmahl austheilte, habe ich es unwürdig mitgenossen. Ich habe den Prediger in der Beichte belogen. Als ich nämlich meine Beichte gesagt hatte, fragte er mich: ob das nun alle meine Sünden wären? Ich antwortete: Ja! Ach, wie habe ich gelogen! ich habe nicht den kleinsten Theil davon bekannt. Wurzky, sagte ich, kannst du auch den Sand am Meere zählen? Siehe, eben so wenig kannst du auch alle deine Sünden in der Beichte aufzählen. Es steht geschrieben: Herr, wer kann merken, wie oft er fehle! verzeihe mir die verborgenen Fehle! Von der Sünde, daß du nicht alle deine Sünden in der Beichte aufgezählt hast, spricht dich das Wort Gottes frei; denn das kannst du nicht und wenn du auch den ganzen Tag Beichte säßest. Aber wenn du wirklich noch Sünden in deinem Gedächtnisse hattest, die du hättest deinem Prediger beichten können, und du hast das nicht gethan, so hast du allerdings gesündigt und deinen Prediger belogen. Auch glaube ich, daß dein Prediger mit der Frage: ob das alle deine Sünden wären? nur gemeint hat: ob das alle deine Sünden wären, die du jetzt wüßtest? Nun höre aber. Auf's erste bedanke dich bei deinem Heilande, daß er dich's hat wissen lassen, daß deine Sünden unzählig sind, dann, daß er dich durch die Erfahrung überführt, daß du dir selbst gar nicht helfen kannst. Sieh, du meinst, du hättest noch nichts vom Heilande empfangen, und hast doch schon zwei große Gaben empfangen: die größte Wissenschaft und die heilsamste Erfahrung. So hat er bei dir vorgearbeitet und dein Herz zubereitet, um seine Gnade hineinlegen zu können. Halte ihm nur stille. Laß dich auch durch nichts vom Gebete abhalten. Wollen die bösen Gedanken immer dazwischen kommen, so laß dich das nicht verzagt machen und bedenke, daß dein Herr nicht nur hört, was du betest, sondern auch, was du beten willst und oft nicht kannst. Seine Gnade für dich steht fest. Alle deine bösen Träume, alle deine fremden Gedanken, alle Störungen von deinen Kameraden können das doch nicht ungeschehen machen, daß der Heiland auch für deine Sünden gestorben ist und daß du an ihm hast die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden. Glaubst du das? Ja, sagte er, das glaube ich.

Ist das nicht erfreulich? erwiderte ich. Ach, sagte er, wenn das nicht wäre! Nun, schloß ich, so gehe hin mit Frieden und mache dir doch die Freude, täglich zu bedenken: Mein Heiland ist für mich gestorben! Da stand er sichtbar getröstet auf. Aber, sagte er, was soll ich thun, wenn meine Kameraden mich jetzt immer einen Heuchler, einen Scheinheiligen, einen Betbruder schelten? Christus, antwortete ich, hat für uns gelitten, der Gerechte für die Ungerechten, und uns ein Vorbild gelassen, daß wir nachfolgen sollen seinen Fußstapfen, welcher nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litt. Gehe hin und thue desgleichen!"

An diese Geschichte mag sich sogleich eine andere reihen, um Spitta's Seelsorge anschaulich zu machen. Er erzählt: „Vor etwa einem halben Jahre wurde einer meiner Gefangenen schlechten Betragens wegen in ein besonderes kleines Gefängniß gesteckt. Er ist Katholik und wegen mannichfaltiger Verbrechen zu lebenswieriger Gefangenschaft verurtheilt. Er war ein furchtbarer Mensch, ein Feind Gottes und der Menschen, ging weder zur Kirche noch zum heil. Abendmahle und war Einer von denen, neben welchen sich mancher der Gefangenen ein Heiliger zu sein dünkte. Eines Abends weiß er sein Gefängniß zu öffnen, kommt bis an die Hofthür, läßt sie sich von der draußen stehenden Schildwache öffnen und geht unter dem Vorwande, den Arzt rufen zu sollen, davon. Die Schildwache läuft ihm nach, holt ihn wieder ein und bringt ihn nach ernstlichen Thätlichkeiten in Gewahrsam zurück. Da saß er nun noch grimmiger als zuvor. Ich höre davon und von neuen schrecklichen Aeußerungen seiner Bosheit, gehe auch mit dem Schließer zu ihm, bekomme aber auf meine Fragen nur einige finstere Blicke und trockene Antworten. Im Verlauf des Tages aber empfinde ich gegen ihn ein herzliches Mitleiden, etwas von dem Erbarmen aus dem Herzen des Herrn Jesu gegen die Verlorenen, und die Liebe Christi drängt mich an dem Abend, als ich den gewöhnlichen Abendunterricht gegeben hatte, mir von dem Schließer das Gefängniß öffnen, ihn selbst aber daraußen zu lassen. Er lag in dem engen Gefängnisse mit Ketten beladen, die einen Elephanten hätten zähmen können, auf einem Lager. Eine Lampe machte es spärlich helle. Ich heiße ihn sich aufrichten und setze mich unter innerlichem Seufzen zum Herrn ihm gegenüber auf einen Block. Ich sage ihm: Er habe sich selbst aufgegeben und verloren gegeben, aber ich

komme zu ihm im Namen des Herrn Jesu, der ihn nicht wolle verloren werden lassen. So fing ich denn an, von dem Herrn Jesu zu predigen. Was ich ihm sagte, weiß ich selbst nicht mehr, es kam aber Alles aus dem Erbarmen, das mir der Herr in's Herz gelegt hatte. In die Eisdecke über dem Herzen dieses Menschen schlug ich nicht mit dem Hammer des Gesetzes Löcher, sondern brachte sie unter die Gnadensonne des Evangeliums. Eine halbe Stunde hatte ich geredet und konnte bei dem spärlichen Schein der Lampe seine Mienen dabei nicht erkennen. Da ging das Eis auf. Er fing laut an zu schluchzen und zu weinen, stieß dazwischen einige Worte von seinem Elende heraus, von seinem Verlangen nach Gnade ꝛc. Nun aber war mir die Sprache ausgegangen. Ich nahm's als einen Wink vom Herrn: Geh, ich will selber mit dieser Seele reden! Ich stand auf, gab ihm meine Hand, bekam eine von Thränen nasse Hand wieder und ging. Das war den Donnerstag Abend. Als ich am Sonnabend Morgen zum Gottesdienst auf's Stockhaus komme, tritt mir der Schließer entgegen und sagt: Der G. ist ein anderer Mensch geworden, am Freitage hat er um eine Bibel gebeten, hat den Director, der ihn besuchte, ganz demüthig und sanft empfangen und sich als eine Gnade ausgebeten, heute und künftig auf den Betsaal geführt zu werden, von dem er früher unter dem Vorwande, er sei Katholik, fern geblieben war. Als ich auf die Kanzel trat, saß er da, bleich und abgehärmt, aber der finstere Blick war hell und offen geworden. Wir sangen: So komm ich denn, mein Gott, ein frommer Christ zu werden, und die Worte der heiligen Schrift, die wir betrachteten, waren: So leget nun ab nach dem vorigen Wandel den alten Menschen ꝛc. Am Schlusse des Gottesdienstes ließ er die Uebrigen hinausgehen und trat dann zur Kanzel heran, dankte und sagte: Das hat mich zur Besinnung gebracht; was Sie mir da am Abend gesagt haben, ist mir durch's Herz gegangen ꝛc. Am Montag Abend besuchte ich ihn wieder. Er hatte mich erwartet und mir aus seinem Handtuch ein Polster auf den Block gemacht. Da saßen wir denn nun einander gegenüber, seine Zunge war gelöst, da der Teufel ausfuhr, redete der Stumme. O, wie gut ist's, sagte er, daß mir's mit dem Entwischen nicht geglückt ist! Da wärst du, sagte ich, deinem Herr Gott entlaufen und dem Teufel erst recht in die Arme gelaufen. Siehst du es nun jetzt recht ein, was du für ein großer

Sünder bist? Wenn ich nichts von dem Heilande wüßte, antwortete er, so müßt' ich jetzt erst recht verzweifeln. Nun bracht' ich ihn auf das Capitel, daß der Heer aus der Strafanstalt eine Heilsanstalt zu machen weiß. Nach allen seinen Aeußerungen wollte er nur Gnade von Gott. Meine besten Jahre sind in Sünden verloren, sprach er, ich werde nun alt; wenn ich auch niemals wieder frei, wenn ich nur selig werde. Auch mit seinem einsamen Gefängnisse war er zufrieden: ich kann mich hier recht besinnen, es ist mir noch Alles wie ein Traum. Das Werk Gottes bewährte sich denn auch, als er seiner engen Haft entlassen wurde. Bald darauf kam der katholische Prediger, um, wie es halbjährlich geschieht, den katholischen Sträflingen das heil. Abendmahl zu reichen. Ich redete mit G. und ermahnte ihn, diese Gnade nicht unbenutzt zu lassen. So kommunizirte er bald darauf. Jetzt ist ein halbes Jahr vergangen, seitdem der Herr diesen Brand aus dem Feuer riß. Er wandelt wie eine neue Kreatur in Christo, und wer ihn früher kannte und jetzt sein Betragen sieht, der spricht: G. ist ein anderer Mensch geworden. — Lieber Freund, wir haben einen lebendigen Heiland!"

Wenn nun das Werk Gottes auch nur bei einer kleinern Zahl in die Tiefe ging, so konnte doch Spitta aus dem Jahre 1832 berichten: „Unter meinen Gefangenen ist jetzt viel göttliche Traurigkeit. Ein alter Ostfriese, der mit Gewalt das Himmelreich an sich reißt und Tag und Nacht betet, mit eiserner Geduld die Fibel studirt, um sich durch die Fibel den Weg zur Bibel zu bahnen, verfiel vor einem Monate in Geisteskrankheit, die aber mit körperlichen Beschwerden zusammenhing. Er saß den ganzen Tag und weinte über seine Sünden und stand fix darauf: er könne nicht selig werden, weil er noch nicht lesen könne. Jetzt ist er wieder hergestellt und glaubt, daß Jesus auch die Abcschüler selig mache, studirt aber seine Fibel so fleißig, daß er seinem Lehrer Bodenstab die größte Freude macht; denn siehe, er ist 46 Jahr alt. Einer meiner Confirmanden (ich habe deren jetzt drei, einen Ostfriesen von 40 Jahren, einen Ostfriesen von 20 Jahren und einen Bentheimer von 21 Jahren), ein 40jähriger Ostfriese, den ich in einigen Monaten zu confirmiren gedenke, nimmt sich Alles an, bezieht Alles auf sich und seinen Zustand, ich mag nun unmittelbar oder mittelbar zu ihm reden. Jede Antwort, jede Aeußerung trägt das

unverkennbare Gepräge seines Herzens; er redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, ostfriesisch platt, fast holländisch, denn er ist holländischer Matrose und als solcher oft nach der Levante, auch nach Batavia gewesen; aber da ist nichts blos von außen Gelerntes, sondern Alles innerlich verarbeitet; selbst die Bibelsprüche, die er fleißig lernt, giebt er in seiner ostfriesischen Uebersetzung wieder. Er leidet an einer jämmerlichen Krankheit, bei der er zwar nicht auf dem Hospitale liegt, aber von der er wohl nur durch den Tod erlöst werden wird; darum rudert er auch so mit allen Kräften dem Hafen zu und sehnt sich so sehr nach dem heiligen Mahle."

Die Fälle, wo körperliche Leiden eine Gemüthskrankheit herbeiführten, die sich dann leicht auf das religiöse Gebiet warf, machten Spitta besondere Schwierigkeit, nicht blos der seelsorgerlichen Behandlung wegen, sondern auch, weil man sie zu der Anklage benutzte, daß Spitta die Leute verrückt mache. Die Anklage sollte freilich besagen, daß die Verrücktheit in der Sinnesänderung selbst und in dem christlichen Glauben und Wandel bestände; aber man nahm solche einzelne Vorfälle von Gemüthskrankheit zu Hülfe, um damit der Anklage Nachdruck und Beweiskraft zu geben, ohne zu untersuchen, woher die Krankheit ihren Ursprung genommen, ob sie nicht gar ihren Grund in einem frühern lockern Leben nach der Welt Weise und Hoffarth habe. „Von einem verrückten, aber nicht von einem hier verrückt gewordenen Sträfling weiß ich wohl," schreibt Spitta. „Am 24. December vorigen Jahres (1833) kam ein beim Amte Hannover wegen Diebstahl belangter und zu 12jähriger Karrenstrafe verurtheilter vormaliger Miethskutscher Namens Nimmerfeld hier an. Der unglückliche Mensch ist mit mir in der Marktkirche konfirmirt und ich erkannte ihn gleich, weil er mir durch eine Aeußerung bei unserer erstmaligen Communion einen höchst widerlichen Eindruck gemacht hatte. Wir empfingen nämlich zugleich aus der Hand des verstorbenen Pastor Evers*) das gesegnete Brot. Als wir hinter den Altar gingen, wandte er sich zu mir und sagte leichtsinnig: Du, wie schmeckt das Zeug! Diesen unglücklichen Menschen sehe ich nun hier vor mir. Gleich nach seiner Ankunft verlangt er mich zu sprechen,

*) Ludwig Matthias Heinrich Evers, geb. zu Harburg 26. Juli 1759, zuerst Prediger in Hameln, dann (März 1801) zum Pastor an der Marktkirche in Hannover gewählt, starb als solcher den 27. December 1815.

jedoch nicht als seinen ehemaligen Bekannten, denn er kannte mich nicht mehr, sondern als den Pastor, und erzählte mir, er sei durch den Gefangenwärter auf dem Kleverthor-Gefängnisse verzaubert, sei vom bösen Geiste überschattet und vom Teufel besessen. Ich ließ ihn sich aussprechen und fragte ihn darnach, wo ihm denn nun eigentlich der Teufel sitze? Er sagte: im Unterleibe, im Kopfe und in allen Gliedern. Darnach ließ ich mit einem: So! die Sache scheinbar auf sich beruhen und fragte ihn um seine Sünden, ob er die erkenne, bereue, nach Gnade verlange und ein anderer Mensch werden wolle? Aber da war keine Erkenntniß, keine Reue, kein Verlangen nach Gnade und Besserung. Als ich ihm nun herzhaft zu Leibe, oder vielmehr zur Seele ging, gab er zwar zu, daß er gesündigt habe, versicherte aber, er habe Gott um Vergebung gebeten, im Gefängnisse Predigten vom Pastor Bödeker gelesen, sich untadelhaft aufgeführt und — der Friede Gottes wohne in seinem Herzen; ich sei Pastor und solle ihm nun den Teufel aus dem Leibe treiben. Nach längerer und öfterer Unterhaltung mit ihm war ich überzeugt, daß er sich entweder über seinen Seelenzustand täusche, oder ein schändlicher Heuchler sei. Weil er aber wirklich auch körperlich elend war und unter andern Merkmalen seines vermeintlichen Besessenseins auch anführte, es laufe ihm wie ein Feuerrad vor den Augen herum, er leide an großen Beängstigungen, so veranlaßte ich, daß er auf's Hospital kam und vom Arzte behandelt wurde. Als man ihn von da entließ, befand er sich etwas wohler, blieb aber doch bei seiner frühern Behauptung und Forderung, ich sollte ihn aus der Verzauberung erretten. Da sagte ich ihm: Höre, erst muß der Satan aus deiner Seele heraus! und predigte ihm ernstlich die Buße und den Glauben. Aber dafür hatte er, insofern es ihn betreffen sollte, kein Ohr und wir konnten nicht eins werden. Endlich sollte ich ihm einen katholischen Pastor verschaffen, ein solcher, wisse er, könne das besser. Nach einiger Zeit kam der katholische Pastor von Hildesheim, um die katholischen Sträflinge mit dem hl. Abendmahle zu bedienen. An den wandte er sich. Der gab ihm aber, ohne mich zuvor gesprochen zu haben, denselben Bescheid, wie ich. Darnach ist er nachdenkend geworden, hat an dem Unterricht in der Bibel, den ich Einzelnen gebe, Theil genommen, und ich hoffe seinetwegen Gutes." Dieser Vorfall war es, den man zu einer Anklage gegen Spitta umschmiedete, daß er die Leute verrückt mache, obwohl sich hier nicht einmal

sagen ließ, daß der Mensch während oder nach Spitta's Predigt verrückt geworden sei. Wie wenig ehrlich man dabei verfuhr, kann man daraus sehen, daß man Spitta in der Nachbarschaft sogar das schuldgab, daß er den Pastor Lüder durch seinen Mystizismus verrückt gemacht habe, dem er adjungirt war, weil und nachdem sich die Gemüthskrankheit entwickelt hatte. Indessen, obgleich diese Verdächtigungen weder Kopf noch Füße hatten, so fanden sie doch ihren Weg nach Hannover, und von der Regierung kamen Weisungen an Spitta, welche ihm besondere Behutsamkeit in der Vertheilung von Tractaten anriethen, da man in ihnen des Uebels Sitz vermuthete. Aber auch deswegen wurde es Spitta leicht, sich zu rechtfertigen, da er alle Tractate zuvor der Stockhaus-Direction zur Einsicht und Billigung vorlegte.

Es wurde auch eigentlich von Seiten der Direction und der Regierung Spitta bei seiner Thätigkeit in der Strafanstalt nichts in den Weg gelegt, da man seine segensreiche Thätigkeit anerkannte und die Früchte davon sah. Schon nach anderthalbjähriger Arbeit konnte Spitta berichten: „Vor einiger Zeit komme ich mit einem der Unterbeamten am Stockhause, einem alten, lieben, frommen Manne, in's Gespräch. Er sagte: er sei nun über 20 Jahr am Stockhause, gehe täglich mit den Gefangenen um, könne sie daher viel genauer als ich beobachten und kenne sie besser als ich. Da müsse er nun mit Freuden sagen, daß seit einem Jahre ein ganz anderer Geist in den Leuten sei, nicht nur, weil sie jetzt gern und ohne Zwang in den Gottesdienst kämen, sondern auch, weil sie fleißig und ordentlich bei der Arbeit seien. Und nun zählte er mir eine ganze Reihe auf, welche ihm früher so viel Verdruß gemacht hätten und rechte Bösewichter gewesen wären, an denen er aber jetzt seine Freude habe. Freilich, was er von dem bessern Geiste gesagt habe, das sei im Allgemeinen und im Vergleich mit frühern Zeiten gesagt und es wären Viele, bei denen sich auch nicht eine Spur der Besserung zeigte; aber wie diese seien sie nun doch nicht mehr Alle. — Lieber Freund, das sei uns eine Stärkung für den Glauben, den wir miteinander haben. Wenn mir der Herr solch ein freundliches Wort ungesucht zuflüstert, da wische ich mir vergnügt den Schweiß ab, den mir das Graben, Pflanzen und Begießen auf diesem steinigten Winkel im Weinberge des Herrn auspreßt."

Von diesem Arbeits- und Erntefelde Spitta's, das hinter Kerkermauern verschlossen war, treten wir auf das

offene Feld seiner Garnisongemeinde, das ihn in die unmittelbarste Verbindung mit der Stadt und der Umgegend brachte. Hameln stand damals in dem Geruche eines lebenslustigen und vergnügungssüchtigen Ortes, der sich Gottes schöner Welt und der vielen Wirthshäuser in der Umgegend, in Bergen und Wäldern, freue, übrigens aber um Gott selbst und sein Wort nicht viel kümmere. Es ist aber die Frage, ob man Hameln gerade deswegen hinter den übrigen Städten des Königreiches zurücksetzen darf. Als der Pastor Goldmann,*) freilich von ausgezeichneten Gaben unterstützt und nur vom vermittelnden Standpunkte, aber doch immerhin in einer gewissen Gläubigkeit, das Evangelium (bis zum Jahre 1822) dort predigte, fand er großen Beifall und Verehrung bei Hohen und Niedern und war der angesehenste Mann in der Stadt, so lange er es nicht durch sein stürmisches Auftreten verdarb. Auch nach seinem Weggange blieb immer noch ein keimfähiger Same zurück, welcher Zeugniß davon ablegte, daß die Lebenslust noch nicht alles bessere Leben verschluckt habe. Freilich hatte die Stadt seitdem nur schwache Pflege gefunden. In der Stadt- und Garnisongemeinde wurde bis zu Spitta's Ankunft ein ganz gewöhnlicher, kalter, hausbackener Rationalismus gelehrt und gepredigt, welcher die Anfänge der damaligen Erweckung im Lande mit Erstaunen vernahm und sich nicht anders denken konnte, als daß die neuen Frühlingsboten entweder gefährliche Heuchler, oder im Gehirne verbrannt seien. In der Stadt selbst mochten zwei oder drei Seelen sein, welche ein ausgebildetes Glaubensbewußtsein besaßen; sie zogen sich aber ganz in die Stille zurück, da man wirklich glaubte, daß es bei ihnen nicht richtig sei, und sich die wunderlichsten Dinge von ihnen erzählte. In der Umgegend auf dem Lande sah es ähnlich aus, wenngleich noch mehr äußerliche Gottesfurcht vorhanden war. Auf dieses Feld wurde Spitta gestellt. Man denke sich den Mann mit seinem entschiedenen Glauben, der sowohl alle Vermittelung, als alle äußern Reizmittel der Rede verschmähte, wodurch er in der Stadt hätte Glück machen können, und daneben durch seine ganze Person den unmittelbarsten Eindruck machte, daß er nicht von der Welt war und darum

*) Georg August Friedrich Goldmann, geb. 1786, Pastor an der Blumlage zu Celle 1814, Pastor zu Hameln 1816, zu Lauenstein 1822, zu Elbingerode 1825, zu Groß-Dahlum im Braunschweigischen 1830. Seit 1844 kränklich, ist er gestorben 5. Januar 1855.

auch nicht von der Welt redete, der Niemanden lange in Zweifel ließ, mit wem er es zu thun hatte. Der war in dieser Zeit des triumphirenden Rationalismus in eine solche Stadt versetzt. Was für einen Eingang mußte er haben?

Nachdem sich Spitta durch eine Predigt am ersten Advent selber bei seiner Gemeinde eingeführt hatte, begann er sein Werk. Fünf bis sechs Wochen nachher schreibt er: „Zuhörer hab' ich in der Kirche genug, denn die Soldaten und die Gefangenen werden sonntäglich hineinkommandirt; aber außerdem wird die Kirche von den Offizier-Frauen und Wittwen, selbst von den Bürgern so fleißig besucht, daß sich mein Küster eines solchen Besuches der Garnisonkirche nicht erinnert. Wie viel dabei der Neugierde und wie viel der Heilsbegierde zuzuschreiben sei, kann ich nicht sagen. Der Herr helfe, daß alle Neugierige Heilsbegierige werden und daß alle Heilsbegierige aus meinem Munde nur immer das einfältige, gesunde Wort des Heils hören mögen. Ach, Herr, nimm ja nicht von meinem Munde das Wort der Wahrheit! Bewahre mich, daß ich niemals ein Sudelkoch werde, der die himmlische Speise, um sie der Welt etlichermaßen wohlschmeckend zu machen, übersauçet und überbrühet! Nicht mit hohen Worten, auf daß nicht das Kreuz Christi zu nichte werde! Also, lieber Freund, Zuhörer habe ich. Aber demungeachtet fühl' ich mich gegen mein früheres Verhältniß in Sudwalde sehr außer der Gemeinde stehend; eine Klage, die man von den Landpredigern, die in die Stadt versetzt werden, fast immer hört. Siehe, ich habe es nicht unterlassen, vom Obersten bis zum jüngsten Seconde-Lieutenant hinab meine Besuche zu machen und bin noch immer mit meinen Visiten jetzt bei den Offizier-Wittwen und bei denen, die sonst zur Garnisongemeinde gehören, im Gange. Ein schwerer Gang für mich. Aber mache ich Besuche, so ist die Folge, daß ich zum Thee und Spiel gebeten werde, zum Thee, den mein schwacher Magen nicht vertragen, und zum Spiel, daß ich nicht spielen kann. Gehe ich hin, so stehe ich bald als Nichtspieler allein und halte es für ein Glück, wenn ich unbemerkt Hut und Mantel ergreifen und nach Hause schleichen kann. Bei meiner andern Gemeinde ist das besser. Meine Sträflinge kann ich besuchen, ohne von ihnen zu Thee und Spiel gebeten zu werden."

Wenn an Spitta's einfachen, biblischen Predigten damals wie immer der Kanzelredner blutwenig gearbeitet hatte, so trug sie doch der gesalbte Christ mit einer solchen jugendlichen

Wärme und Lebendigkeit vor, daß sie sehr bald einen Widerhall in den Herzen der Zuhörer fanden, die Heilsbegierigen heranzogen und unter den Neugierigen einige Heilsbegierde weckten. „Es hat sich hier," schreibt er in dem zuletzt angeführten Briefe, „zu meiner Freude ein Häuflein junger Männer gesammelt, denen es mehr oder weniger hell vor den Augen und warm im Herzen geworden ist; dazu gehören zwei Candidaten,*) mein Küster, mein Organist u. A. Sie kommen zu mir, um sich durch gottselige Gespräche und Vorlesung christlicher Schriften zu erbauen." Es waren dies keine Conventikel, die Spitta nie gehalten hat und die er in spätern Jahren sogar mit einigem Mißtrauen betrachtete, weil er mehrfache Auswüchse davon beobachtet hatte. Gebetet wurde weder zu Anfange noch zum Schlusse. Häufig saß Spitta inmitten seiner Freunde und hörte, seine Pfeife rauchend, die er später ganz abschaffte, den Gesprächen oder dem Vorgelesenen zu und machte seine Bemerkungen in ganz formloser Weise. „Alle Sonntagabende," schreibt er, „habe ich Gesellschaft bei unverschlossenen Thüren. Da wird eine Predigt oder aus einem andern guten Buche gelesen und wir befinden uns wohl dabei." Später erklärte Spitta auch wohl einen Psalm oder einen Abschnitt der heiligen Schrift. Die kleine Zahl der Liebhaber des Wortes Gottes nahm immer mehr zu, besonders seit sich auch aus der Stadtgemeinde Mancher herzufand; doch pflegte nur der kleinere Theil davon Sonntag Abends zu Spitta zu kommen, was Spitta um so lieber sah, da er nicht das Ansehen haben wollte, als dränge er sich in eine fremde Gemeinde. „Die Freunde hier in der Stadt," schreibt er, „kommen jetzt außer dem Sonntagabend bei mir auch in der Woche zweimal ohne mich untereinander zusammen. Ich habe damit nichts zu thun, als sie mit guten Büchern zu versorgen und für sie zu beten." Diese gleichfalls formlosen Versammlungen in der Stadt hatten schon vordem bestanden, aber nicht als erbauliche Versammlungen, sondern zum Vorlesen von allerlei Historienbüchern; seit aber der Geist unter den Theilnehmern verwandelt war, wurde auch der Tisch anders gedeckt, und das war die einzige, freilich durchgreifende Veränderung, welche mit diesen Zusammenkünften vor sich ging, in deren Folge auch die Zahl der Theilnehmer stieg.

*) Der eine war K. K. Münkel, der andere ein Candidat Preu, der als Pastor in Harste bei Göttingen verstorben ist.

In der Garnisongemeinde selbst, der eigentlichen Gemeinde Spitta's, war freilich das Werk schwieriger und ging darum auch langsamer, dennoch wurde er auch hier mit Segen geschmückt. Es ist schon erwähnt, daß sein Küster und sein Organist dem Worte Gottes zufielen, und in Ersterem gewann Spitta ganz den ehrlichen, treuen Gehülfen im Amte wieder, den er in Sudwalde hatte verlassen müssen. Er hatte seine kindliche Freude, als ihn der Herrnhuter Schreiber*) einmal wieder besuchte und nach dem Gottesdienste mit Beziehung auf Pastor, Küster und Organist bemerkte: Hier heiße es mit Recht: Nun danket Alle Gott mit Herzen, Mund und Händen! Aber auch außer diesen fanden sich unter dem Militär selbst heilsbegierige Seelen, am wenigsten freilich unter den Offizieren, wo es damals noch schwer verpönt war, fromm zu sein. Spitta wußte nur von zwei Offizieren zu berichten, welche tiefere Eindrücke des Wortes Gottes empfangen hatten. Aber das Werk, das sich anfangs gut anließ, kam weder zur Entschiedenheit, noch war es von Dauer. Erst später fand sich eine dritte Familie, der es ein rechter Ernst war und die das Kleinod des Glaubens in gutem Gewissen treu bewahrte. „Unter den Unteroffizieren," schreibt Spitta, „ist es besser. So wohne ich jetzt einem gläubigen Fourier, Wurlitz, gegenüber, der zum Zeichen, daß es ihm ein Ernst ist, selig zu werden, mit seinen Kameraden manchen geistigen Kampf hat, aber schon einen Soldaten dem Herrn gewonnen hat. Unter den Musicis sind zwei wahrhaft erweckte Seelen. Unter den Gemeinen kenne ich nur Einen der Art. Der nimmt seinen Tractat oder sonst ein gutes Buch mit auf Wache und hat jüngst seinen Kameraden, welche behaupteten, ein Soldat im Dienst könne nicht fromm sein, die Antwort gegeben: wenn sie auf dem Posten an ihren Schatz denken und doch ihren Dienst thun könnten, so könne er auch an den Herrn Jesum denken und doch ein guter Soldat sein." Diese Erweckungen, welche später noch mehr um sich griffen, hatten nichts besonders Auffallendes. Sie gingen meist mit der Liebe zu dem gepredigten Worte an, drangen dann bei Einigen tiefer ein und brachten rechtschaffene Früchte der Buße, während sie sich bei Andern allmählich verflachten oder verloren. Aber so ruhig und gewöhnlich sie auch vor sich gingen, so machten sie doch schon eben dadurch großes Auf-

*) Siehe oben Seite 94, Note 3.

sehen, daß es das Militär war, welches den verrufenen Hang zum Mystizismus, wie man glaubte, ganz gegen das Dienstreglement entwickelte, wozu noch kam, daß diese Militärpersonen es wagten, an den erbaulichen Zusammenkünften in der Stadt Theil zu nehmen.

Nachdem das Feuer in der Stadt entzündet war, warf der Odem, der da wehet, wo er will, die Kohlen und Brände in der ganzen Umgegend umher. Die Gegner halfen selber dazu mit, wenn sie die Lärmtrommel rührten und Jedermann warnten, in die Garnisonkirche zu gehen, weil da die Leute verrückt gemacht würden. Nun wollte doch Jeder wissen, was an der Sache sei, und den merkwürdigen Mann hören, der so viel Zungen und Lungen in Bewegung setzte und dem an allen Enden widersprochen wurde. Bei der Gelegenheit nahm Mancher aus der Kirche etwas mit nach Haus, dessen er sich nicht versehen hatte und das er nicht wieder los werden konnte. „Merkwürdig,“ schreibt Spitta, „ist mir der Hunger, den der Herr unter die Leute in der Stadt und auf dem Lande hat kommen lassen nach dem Worte der Wahrheit. Es heißt zwar hier oft: Geht nicht in die Garnisonkirche, denn da werden die Menschen verrückt gemacht! aber dennoch hat die Zahl der Kirchgänger so zugenommen, daß in den vergangenen Festtagen Mehrere keinen Platz finden konnten. Den meisten geistigen Genuß habe ich an den Landleuten eines Dorfes, in dem nach der Erweckung des Schullehrers eine in's Größere gehende Erweckung erfolgt ist. Die guten Leute schreiben mir, besuchen mich, holen sich Tractate und ich habe bei Einzelnen so viel Gründlichkeit und Wahrheit, so viel Freude über den großen Fund, Ernst und Eifer in der Heiligung gefunden, daß ich hier an einem Werke des Herrn nicht zweifeln darf. Am 2. Pfingsttage kamen ihrer Zwei. Der Eine hatte nach Zeiten großer Freudigkeit diese verloren und kam, sich deshalb Raths zu erholen. Ja, sagte ich, die Freudigkeit kannst du nicht halten, die giebt und nimmt der Herr, wie er will; aber den Herrn selbst halte du ja recht fest, denn das kannst du, darum hat er dir den Glauben geschenkt. Der Andere war durch den Schrecken des Gesetzes zum Heilande getrieben und konnte noch immer, obschon er den Heiland gefunden, die Furcht und das Zittern nicht los werden. Nun, sagte ich, das ist Dir auch gut, denn es steht geschrieben: Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern! Ein Bergmann von Süntel kam eines Sonntages,

nachdem er sich 14 Tage zuvor Tractate von mir geholt hatte, hier zur Kirche Vor- und Nachmittags und besuchte mich dann. Er sah wie die leibhaftige Heilsverlegenheit aus. Ich fragte: Wie geht es denn? Ich bin noch immer, sagte er, in der Unwahrheit, habe die Bücher gelesen und mich die ganzen 14 Tage darnach gehalten, aber kann mich doch nicht bekehren, bin immer traurig und weiß nicht, wie ich's machen soll. Meine Frau kommt mir auch immer in den Weg. Ich dachte, wenn wir Beide zusammen uns bekehrten, so ginge es für Beide leichter. Aber sie sagt, sie brauche sich nicht zu bekehren, sie sündige gar nicht. Da sagte ich: Laß sie doch einmal Matth. 12, 36. lesen, das ist ein Wort besonders für Frauensleute. Nun wies ich ihn zu Jesu." Die Thätigkeit und der Eifer des obengenannten Schullehrers brachte den guten Samen auch unter die dortigen Lehrer auf dem Lande. Er richtete eine Lehrerconferenz ein, welche von vielen Theilnehmern besucht wurde. Hier wurden die streitigen Glaubensfragen besprochen und der Erfolg war schon nach einiger Zeit ein so günstiger, daß sich die Conferenz dahin vereinigte, „daß sie, die Lehrer, nur durch einen einfältigen Glauben an das Evangelium mit ihren Kindern zu ihrem Herrn Jesu Christo kommen könnten."

Während dies auf der rechten Seite der Weser geschah, hatte Spitta die große Freude, daß sich auf der linken Seite der Weser eine Zahl gläubiger Prediger mit ihm befreundete und innig verband. Hatte er in der Stadt reichliche Arbeit und Anfechtung, so fand er hier Erquickung und Stärkung in der Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe. Gleich in den ersten Tagen nach seiner Ankunft in Hameln machte er seine Respectsvisite bei seinem Superintendenten Münchmeyer*) in Groß-Berkel, anderthalb Stunden von der Stadt. „Das Gespräch," sagt er, „hielt sich erst am Aeußerlichen und Allgemeinen. Dann erzählte er, er habe seinen Sohn" (den

---

*) Johann August Conrad Münchmeyer war 1771 zu Leese bei Stolzenau als Sohn eines Geistlichen geboren, studirte zu Helmstädt und Göttingen, wurde dann Hauslehrer bei dem hannoverschen Gesandten zu Dresden Grafen Bremer, und schloß sich hier an Fr. Volkm. Reinhard an, dessen Einfluß für ihn von Bedeutung wurde. Zur Zeit der französischen Occupation Hofcaplan zu Hannover, erhielt er 1812 die Pfarre Barscamp bei Bleckede, 1823 die Superintendentur Groß-Berkel. Im Jahre 1831 wurde er Superintendent zu Sievershausen, und ist dort am 16. Julius 1833 verstorben mit den Worten: „ich sehe den Himmel offen." Er war ein Vater ausgezeichneter theologischer Söhne.

nachherigen Consistorialrath und bekannten Theologen) „nach Berlin geschickt. Da faßte ich mir ein Herz und fing ein Bischen Galiläisch zu reden an. Er antwortete in derselben Sprache, und siehe, nach einer halben Stunde rief mein erfreutes Herz: Ich habe einen christlichen Ephorus!“ So große Freude nun auch Spitta über diesen unerwarteten Fund hatte und so gern er Ausflüge nach Groß-Berkel machte, so dauerte doch dies Verhältniß nicht lange. Noch im Jahre 1831 wurde Münchmeyer nach Sievershausen versetzt. Jedoch der Herr, der Spitta's Kämpfe voraussah, schenkte ihm in der Person des Superintendenten Oeltzen*) einen Ersatzmann, der ihm nicht blos als Hintermann den Rücken deckte, sondern auch selbst, wo es noth that, als Vordermann in das Treffen rückte; ein eifriger, thatkräftiger Geistlicher, welcher dem Rationalismus nie ganz gehuldigt hatte und nun mit ganzer Seele dazu half, den Zeiten der Heimsuchung Bahn zu brechen. Bei der Einführung desselben in sein neues Amt war Spitta nicht zugegen. Als seiner bei Tisch gedacht wurde, sagte der Ober-Consistorialrath Holscher, Spitta's früherer Examinator, Spitta sei dem Consistorium zwar als ein Mystiker genannt, aber man habe sich überzeugt, daß er eben nichts Anderes als ein frommer, junger Mann sei. Es war das ein Wink, wie Spitta zu nehmen sei; bei dem Lärm, welcher sich schon erhoben hatte, ging er nicht nutzlos verloren. „Mein Superintendent Oeltzen,“

*) Julius August Friedrich Christian Oeltzen, Sohn eines Advocaten in der Stadt Hannover, war 21. Julius 1790 dort geboren, besuchte das Altstädtische Lyceum und ging, durch die Pastoren Ramke und Evers schon früh mit Liebe zum geistlichen Stande erfüllt, Ostern 1808 um Theologie zu studiren nach Göttingen, Michaelis 1809 nach Jena, wo er namentlich dem Professor Augusti nahe trat. Durch die Noth der Zeit gezwungen, mußte er Michaelis 1810 sein Studium abbrechen und sich nach bestandenem Examen praevium in Hannover einem mühsamen Lehrerberufe widmen. Er wurde Lehrer an der Hofschule, daneben 1814 Hofcantor und 1816, wo er das Tentamen bestand, Inspector der Hofschule, 1818 Hofcaplan und Gehülfsprediger an der Neustädter Kirche. Seine angegriffene Gesundheit, die erst später in Ems wiedergewonnen ward, zwang ihn, dies Amt aufzugeben und 1820 Pastor am Kloster Medingen zu werden. Als solcher bestand er 1827 das Rigorosum mit Auszeichnung, worauf er 1831 zum Superintendenten in Gr.-Berkel ernannt wurde und dort Mittelpunkt des von Münkel erwähnten Kreises war, bis er 1844 die Superintendentur Düshorn erhielt und dort die erste Veranlassung war, daß Pastor Ludwig Harms Missionsfeste auch außerhalb Hermannsburg zu halten anfing. Auch an Gründung der hannoverschen Pfingstconferenz nahm er lebhaften Antheil und war längere Zeit ihr Vorsitzender. Er starb — schon 1863 vom Schlage getroffen — am 26. Januar 1867.

schreibt Spitta, „besuchte mich letzthin und fragte, wie es mir hier ginge? Ich erzählte ihm Alles offen heraus, und siehe, wir waren mit einander einverstanden. Bei einer Einführung eines Collaborators in seiner Inspection, der eine Predigt über die Bescheidenheit gehalten, hat der Superintendent dagegen ihm in einer Rede über 2. Kor. 5, 20. mit wahrer Begeisterung vorgehalten, daß ein Prediger nur ein Botschafter sei und als solcher nur den Auftrag des Herrn an die Leute zu bringen habe, und dieser sei, sie zu bitten: Laßt euch versöhnen mit Gott!" Außerdem stand in dem Dorfe Lachem ein Schwiegersohn Münchmeyer's, Seebold,*) ein ebenso gelehrter als einfacher schlichter Mann, der ganz in seiner Theologie und in seinem Amte lebte. Später hat er sich einen wohlverdienten Namen durch seine Katechismen gemacht. In Hämelschenburg, zwei Stunden von Hameln, einem der reizendsten Punkte des Weserthales, arbeitete schon seit etlichen Jahren der Pastor Wachsmuth im gläubigen Sinne, unterstützt von seiner gleichgesinnten Patronin, der Frau v. Klencke. Wachsmuth war in Göttingen bis zum Atheismus gekommen, aber nachdem er die Trostlosigkeit desselben geschmeckt hatte, arbeitete er sich durch Gottes Gnade allmählich aus seinen Zweifeln heraus, wobei er nicht wenig dem Pastor Goldmann zu Hameln verdankte. Man konnte keine kindlichere, bescheidenere Seele sehen, als ihn; ohne Arg glaubte er und ohne Mißtrauen freute er sich über eine jede Aeußerung, die einen guten Sinn zu verrathen schien. Wie er mit Begeisterung von der schönen Natur und andern schönen Gaben Gottes zu reden wußte, so verkündigte er auch mit begeisterter Zunge das große Evangelium Gottes, und hierin hörte ihm seine ebenso begeisterte Patronin andächtig zu. Der Mittelpunkt für diesen Kreis und Andre, die sich noch aus der Stadt und Umgegend herzufanden, war Klein-Berkel, hauptsächlich seiner Lage wegen, drei Viertelstunden von der Stadt, dann aber auch durch die liebenswürdige Gastlichkeit des Pfarrhauses. Hier stand der Pastor v. Lüpke, der durch die Schleiermacher'sche Schule hindurchgegangen war und sich nun immer mehr auf das schlichte, volle Evangelium besann, welches

*) Geboren zu Göttingen 14. Januar 1801, dort auf der Schule und der Universität (1819—22), Lehrer an der Universitätstöchterschule 1824. Nach sehr gut bestandenen Prüfungen Pastor zu Lachem März 1830, zu Stöckheim September 1840, Superintendent zu Diepholz Herbst 1854, Probst in Lüchow Herbst 1858, gestorben 22. Februar 1887.

er für sich und seine Gemeinde bedurfte. Milde und Entschiedenheit, warmer Eifer für die Sache des Herrn und eine tactvolle Besonnenheit, die sich immer in den rechten Grenzen zu halten wußte, vereinigten sich in ihm miteinander und machten den Verkehr mit ihm ebenso angenehm als bequem. Zur Seite stand ihm eine ebenso rege Frau, die aus der Familie Melanchton's stammte. Wenn sie sich für die Angelegenheiten des Hauses Gottes auf's Lebhafteste interessirte und die Gemeindesorgen ihres Mannes theilte, so waltete sie auch in ihrem eigenen Hause mit wohlthuendem Sinne und gab jedem Fremden den Eindruck, daß hier ein besserer Geist das Hauswesen vom Größten bis zum Kleinsten ordne. Hier versammelten sich die Freunde gern und oft, bald zu ernstern Besprechungen über theologische Fragen, bald zum freundschaftlichen Verkehr, der mit Vorlesen merkwürdiger Schriften, Gesang und dergleichen gewürzt wurde. Je schrillender sich die Töne der Lästerzungen in der Umgegend vernehmen ließen, desto friedlicher und fröhlicher ging es hier her; kein Mißton störte die heitern und ernsten Unterhaltungen, die für Alle so gesegnet waren. So schweigsam Spitta in weltförmigen Gesellschaften zu sein pflegte, so munter und liebenswürdig war er hier und entfaltete im reichsten Maße seine Gabe, nicht nur seine „Geschichten“ aus dem Reiche Gottes zu erzählen, sondern auch den kleinen Umständen des Lebens eine heitere oder launige Seite abzugewinnen. In der schönen Sommerzeit bewegte sich die Gesellschaft auch wohl den Ohrberg hinauf, von wo sie die lachende Aussicht auf das Weserthal genoß und sich neben den Reizen der Natur und den muntern Gesprächen an den Gaben erquickte, welche die Pastorin v. Lüpke fürsorglich hinaufgeschafft hatte. Es waren schöne Tage, welche Spitta in Gemeinschaft der lieben Seelen verlebte, und er gedachte dieser Frühlingszeit nicht ohne tiefe Bewegung seines Herzens. Gottes Güte hatte auch hier ihn freundlich bedacht und er konnte sagen, daß ihm das Loos auf's Lieblichste gefallen sei.

Zur nähern Bezeichnung des damaligen Geistes mag hier folgender Vorfall stehen. Geibel war von Lübeck nach Pyrmont herübergekommen, um den Gesundbrunnen zu gebrauchen, Weibezahn von Osnabrück in gleicher Absicht. Die Beiden verabredeten mit Spitta eine Zusammenkunft in Hämelschenburg auf der Mitte des Weges zwischen Hameln und Pyrmont. In demselben Pfarrhause, wo einst Calixt

vor fast 200 Jahren einen theologischen Kampf mit einem Jesuiten gehabt hatte, waren die genannten Prediger nebst andern aus der Inspection Groß=Berkel versammelt in der engen Studirstube der Pfarre, und außerdem noch ein Quäker aus Friedensthal und ein Colporteur aus Gütersloh, also eine Vereinigung von Lutheranern, einem Reformirten, einem Unirten und einem Quäker, eine evangelische Allianz auf breitester Grundlage, mit dem Zwecke, sich über die Vertheidigung und Ausbreitung des Glaubens zu berathen und noch mehr Theilnehmer heranzuziehen. Entweder war aber die Zeit dafür noch nicht gekommen, oder man hatte die Sache nicht geschickt genug angegriffen. Die erste Versammlung war auch die letzte und Spitta thut ihrer in keinem einzigen Briefe Erwähnung, pflegte auch im Gespräche nicht wieder darauf zurückzukommen.

Zwar regte sich damals schon die Abneigung gegen die Union, und Weibezahn selbst war unter denen, die sich dagegen aussprachen. Eben so hielt man die lutherischen Bekenntnißschriften in diesem Kreise nicht nur hoch, man richtete sich auch im Allgemeinen darnach. Indessen daneben regierte eine gewisse Weite und Freiheit und in einzelnen Punkten trug man kein Bedenken, die kirchliche Lehre in Untersuchung zu ziehen und in Frage zu stellen, was freilich oft unbewußt geschah, weil man die Bekenntnißschriften nicht so studirte, wie heutiges Tages. Einen Beleg dazu mag Spitta selber hergeben, bei dem die Bekenntnißschriften von Anfang an ein großes Ansehen genommen. Schon seit längerer Zeit trug er sich mit der Versöhnungslehre. Als er von seinem Freunde Meyer darüber befragt wurde, entwickelte er ihm im Ganzen richtig seine Ansicht: „So wie Luther an Agrikola schreibt: Welt und Vernunft fassen nicht, wie hoch die Erkenntniß sei, daß Christus unsre Gerechtigkeit ist, so sehr ist uns die Werkheiligkeit angeboren, einverleibt und eingefleischt; so merkte ich, wie schwer es sei, eine Sache der Erkenntniß nahe zu bringen, die sich zwar unsern Bedürfnissen nahe genug anschließt, aber der Erkenntniß sehr ferne steht und ihr zu häufig nur von Einer Seite erkennbar wird.“ Er entwickelt darnach die rationalistische und die Schleiermacher'sche Ansicht und fährt mit Beziehung auf die letztere fort: „Ich glaube, daß dies eine wahre, erfahrungsmäßig wahre Seite der Sache, aber auch nur eine Seite ist, daß man indessen, um diese eine als die einige, ganz vollkommene

Ansicht zu erweisen, vielen Schriftstellern große Gewalt anthun muß. Für mein Bedürfniß ist der Tod Christi nicht bloß eine, die höchste That der göttlichen Liebe, sondern überhaupt die höchste That Gottes, so daß weder hinter seiner Liebe seine Heiligkeit, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit zurücktritt, noch umgekehrt. Wo Gott immer und wie hier besonders sich thatsächlich offenbarend heraustritt, da ist er der ganze Gott, da handelt er nach allen seinen Eigenschaften. So wahr es ist, was 1. Joh. 4, 10. steht, eben so wahr auch, was Röm. 3, 25. 26. Was nun die alte Kirchenlehre von der stellvertretenden Genugthuung betrifft, die sich namentlich seit Luther so scharf im Gegensatze zu den menschlichen Genugthuungen des Papstthumes ausgebildet hat; so möchte der Ausdruck für die zu bezeichnende Sache eben so wenig probehaltig sein, wie der Ausdruck Erbsünde, und dieser wie jener ist auch nicht biblisch. Denn die stellvertretende Genugthuung Christi buchstäblich genommen, bedürfte es von unserer Seite ja gar nicht mehr des Glaubens, wie der Militärpflichtige, der einen Stellvertreter hat, ja auch seiner Dienstpflicht ganz entledigt ist. Nun aber ist Christus für uns zur Sünde gemacht, damit wir in ihm würden die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt; wir sind mit Christo gestorben und leben Gott in Christo. Ebensowenig, als Adam für uns gesündigt hat, ohne daß wir sündigten, ebensowenig ist Christus für uns gestorben, ohne daß wir zu sterben brauchen. Luther sagt: Wie wir von Natur ein Kuchen sind mit Adam, so durch den Glauben ein Kuchen mit Christo. Ob die Leiden des Herrn eine wirkliche oder annehmbare Genugthuung der Strafen seien, welche die Menschen verwirkt haben — wie man von der einen Seite spottend gefragt und von der andern Seite zu beweisen gesucht hat — kann für den Gläubigen nichts verschlagen, der Glaube zieht ihn in die Gemeinschaft des Leidens, Sterbens und Auferstehens Christi. In dem Glauben, daß Christus für uns gelitten hat, wird ihm alle Sünde verleidet; in dem Glauben, daß er für uns gestorben ist, stirbt er der Sünde; und wie Christus auferstanden ist zum neuen Leben, lebt er auch mit Christo. So lange der Mensch nicht glaubt, also nicht in Christo ist, erscheint ihm das, was nach der Schrift Christus für uns that und litt, als eine seinem Verstande anstößige stellvertretende Genugthuung; sobald er aber glaubt, hört dieser Anstoß auf, denn nun leidet, stirbt und lebt er

in und mit Christo.“ Spitta fühlte selbst wohl, daß er bei der schwierigen Sache eine schwierige Wendung hatte nehmen müssen. Er fährt daher fort: „Aber da steckt noch mehr dahinter und ich fühle es wohl, wie ungenügend Dir das oben Geschriebene sein muß. Und wenn die heil. Schrift sich zwar bestimmt genug ausspricht, daß der Herr für uns dahingegeben sei, damit wir in ihm würden, was wir ohne diese Dahingabe nicht werden können, aber für die Fragen, wie dieses „für uns“ zu nehmen sei, keine Antwort giebt; so scheint die ewige Weisheit, die redend und schweigend Weisheit ist, sich die weitern Erklärungen vorbehalten zu haben für die Zeit, wo das Stückwerk des Wissens aufhören wird.“

Wenn Spitta die kirchliche Lehre von der stellvertretenden Genugthuung festhielt und darnach predigte und lehrte, so giebt er doch hier zu verstehen, daß damit der Lehre von der Erlösung noch nicht genug gethan sein möchte. In einem Punkte hatte er sogar Zweifel, ohne freilich zu wissen, wie es scheint, daß er damit die Kirchenlehre empfindlich berührte. „Wir lesen jetzt,“ schreibt er, „die neuesten Predigten von Fr. W. Krummacher:*) „Kirchliche Lehrstimmen“. Köstliche Sachen! Freilich kann ich mich mit ihm nicht immer in dogmatischer Hinsicht befreunden. So sagt er in einer Predigt über 2. Mos. 12, 13.: „Es haben Unkundige und Schriftverdreher behaupten wollen, nicht Gott habe versöhnt werden müssen mit dem Menschen, sondern nur der Mensch mit Gott, es habe, was Christus gethan und gelitten, nicht eigentlich den Zweck gehabt, den Ewigen uns erst geneigt zu machen, sondern nur darauf sei es abgesehen gewesen, Ihm unsre Liebe wieder zu gewinnen und unser Vertrauen Ihm wieder zuzuwenden. Aber mit aller Macht protestiren wir gegen eine Ansicht, die uns, wie diese, die demantenen Gründe unseres Trostes in Stroh und Stoppeln wandelt.“ „Wenn ich nun aber,“ fährt Spitta fort, „Joh. 3, 16., Röm. 5, 10., 2. Kor. 5, 18. 19., Eph. 2, 16. und andre Stellen lese, so lehren sie mich doch, daß die Hingabe des Sohnes aus der vorhandenen Liebesneigung Gottes geschah und nicht, daß die Hingabe des Sohnes erst diese Liebesneigung bewirkte, sowie daß die Feindschaft nur auf Seiten des Menschen ist und nicht Gott mit ihm, sondern er mit Gott versöhnt werden

*) Siehe Allg. Deutsche Biogr. 17, 243 und Herzog's Realencyclopädie. 2. Ausgabe 8, 296.

muß. Wenn Krummacher nun weiter in der Predigt sagt: „Es muß erst Jemand den Fluch, der mir gedroht ist, für mich getragen, es muß erst Einer den Gehorsam, den der Ewige fordert, für mich geleistet haben;" — so stimme ich dem als schriftmäßig und aus innerlicher Nöthigung vollkommen bei. Fährt er aber fort, die Bibel verkündet mir: Der Bürge habe es allerdings dem Ewigen erst möglich machen müssen, mir seine Gnade zuzuwenden; — so weiß ich nicht, wo das geschrieben steht, und Krummacher zeigt es auch nicht, sondern gründet sich lediglich auf das Vorbild seines Textes: Wenn ich das Blut sehe, will ich vorüber gehen." Es war dies keine bloß wissenschaftliche Untersuchung von Spitta. Es reichte tiefer hinab in sein Leben und hing mit seiner Auffassung der gesetzlichen Buße als einer Offenbarung des Zornes Gottes zusammen, die er geneigt war, hinter der evangelischen Buße als Frucht der Liebesoffenbarung Gottes zurückzustellen, weil er vorwiegend diesen Weg geführt war. Später kamen ihm Zweifel an seiner Ansicht und er stand stille vor dem Worte Mich. 6, 6.: „Womit soll ich den Herrn versöhnen?" Denn er fand hier ausdrücklich von einer Versöhnung Gottes mit dem Menschen, und nicht bloß des Menschen mit Gott geredet. Doch kam er in Hameln damit noch nicht zum völligen Abschlusse.

Im Verein mit jenen Männern nun, welche ihm Gottes gute Hand zur Seite gestellt hatte, machte Spitta einen weitergehenden Versuch, die Theilnahme in der Gegend für die Angelegenheiten des Reiches Gottes zu wecken und dadurch den christlichen Sinn zu beleben. „Nun muß ich Dir doch auch schreiben," berichtet er unter dem 23. October 1832, „daß wir hier mit der Missionssache einen Schritt weiter gekommen sind. Wir sämmtlichen Prediger der Inspection waren letzthin bei unserm Superintendenten zusammen und haben einstimmig beschlossen, um unsre Gemeinden, 9 an der Zahl, mit der Missionssache zunächst bekannt zu machen und dafür zu interessiren, 30 Exemplare des Bremer Missionsblattes kommen zu lassen und unter dieselben zu schicken, um demnächst zu einem aus Geistlichen und Laien bestehenden Verein zusammenzutreten. Oeltzen sprach sich bei dieser Gelegenheit ganz köstlich aus und überwand mit Wahrheit und Liebe alle Bedenklichkeiten und Einwendungen, die in der Conferenz von Seiten der Minderheit vorgebracht wurden; die Mehrheit, Oeltzen, Wachsmuth, v. Lüpke, Seebold und ich, war

natürlich von vornherein für die Sache, die andern vier kannten sie wenig und werden sie nun in Folge unseres Beschlusses hoffentlich besser kennen lernen." Ein Jahr darauf konnte Spitta schon von der Gründung eines Missions-Hülfs-Vereines berichten. „So weit," schreibt er, „war die Sache am 1. October. Da ist sie aber nicht stehen geblieben. Lüpke predigte am Reformationsfeste: Gehet hin in alle Welt u. s. w., lud auf den Nachmittag diejenigen, welche dem Vereine beitreten wollten, in die Kirche zur Aufzeichnung ihrer Namen ein und es fanden sich deren Neunzig. Mein Verzeichniß zählt auch schon über Dreißig, aber freilich die Wenigsten aus meiner eigentlichen Gemeinde, sondern Schullehrer, Schuster und Schneider, Uhrmacher, Kürschner, Tapezierer, Schlosser, Scheerenschleifer u. dergl. Von Honoratioren haben wir bis jetzt Einen, den Oberförster Hotzen in Grohnde. Die Beiträge belaufen sich schon an 40 Rthlr. Gott wird weiter helfen, denn es ist seine Sache." Nachdem ein Vereinsjahr zu Ende gebracht war, zählte Spitta eine Jahreseinnahme von 166 Rthlr., bemerkt aber: „Diese Summe ist aus einer Menge meistentheils kleiner Beiträge von 1 bis 6 Mariengroschen erwachsen, welche von geringen Leuten, Knechten, Mägden, Schulkindern u. dergl. gegeben sind. Derer, die 1 Rthlr. und darüber gegeben haben, ist der kleinste Theil." Das Werk ließ sich also sehr gut an, trotzdem, daß ihm gar keine Gunst aus dem Kreise derer entgegenkam, die das Ansehen hatten. Eine empfindliche Lücke kam in den Verein durch den am 23. September 1834 erfolgten Tod des Oberförsters Hotzen.*) „Es wird mir," schreibt er, „noch immer weich und weh um's Herz, wenn ich daran denke. Acht Tage vor seinem Heimgange war ich noch bei ihm. Am Abend begleitete er mich mit den drei Candidaten Preu, Danert**) und Meyer bis zur Fähre bei Ohsen. Es war 9 Uhr, da wollten wir scheiden. Aber er sagte: Wir fahren noch mit hinüber. Im schönen Mondenschein fuhren wir zusammen singend über die Weser. Wir umarmten und küßten uns, daß mir der Hut vom Kopfe fiel. Ade! Wann treffen wir uns, Brüder, auf einem Schifflein wieder? Nach acht Tagen war er heimgegangen." Die entstandene Lücke wurde einigermaßen durch

---

*) Sohn eines Rechtsanwalts aus Hannover, war geb. den 1. Aug. 1788.

**) Später Superintendent zu Holtorf. Er war der Sohn eines Geistlichen in Bodenwerder.

den einen der ebengenannten Candidaten ausgefüllt. Da der Pastor Wachsmuth von Hämelschenburg nach Hemeringen in derselben Inspection versetzt wurde, trat Danert an seine Stelle und vermehrte nicht nur die Zahl der Arbeiter im Weinberge, sondern auch die Kräfte und den fröhlichen Verkehr derselben.

Diese geistliche Thätigkeit nahm Spitta's ganzen Menschen so sehr in Anspruch, daß seine künstlerischen Beschäftigungen ganz dahinter zurücktraten. Doch hatte er seiner alten Neigung keineswegs entsagt. Der heitere belebende Verkehr mit den Freunden in der Umgegend und die schöne Natur entlockten den Saiten seines Herzens manchen Ton, der in Gesang und Lied gefaßt wurde. „Welch eine schöne Gegend!" schreibt er. „Wie ist der Fußschemel des Allerhöchsten hier so reizend! Wir ungezogenen Kinder sind's nicht werth, daß wir so darauf herumspielen dürfen." Fleißig streifte er in den Feldern, Wäldern und auf den Bergen herum, und wo er eine schöne Partie oder Aussicht gefunden hatte, da stand er eine Zeitlang still und betrachtete das Schauspiel, dessen überraschende Züge er mit einigen bewundernden Worten herauszustreichen pflegte, und dann stumm dastand, ohne sich gerade in schwärmerische Ergüsse zu verlieren. Nur zu Hause, besonders in der Dämmerungszeit, saß er bei seinem Flügel oder seiner Harfe, sang und spielte und lobte Gott mit Herzen, Mund und Händen, und da wurde wohl der eine und der andre Gedanke zu einem seiner schönen Lieder geboren. Früher hatte er seinen vertrauten Freunden seine Lieder mitgetheilt, und nicht wenige derselben finden sich in den Briefen an sie. Aber schon in den Briefen von Sudwalde aus geschieht der Lieder gar keine Erwähnung, und in Hameln war er so schweigsam darüber, daß vielleicht niemand etwas davon erfuhr. Da erschien um Ostern 1833 die erste Sammlung von Spitta's Liedern unter dem Titel: „Psalter und Harfe," deren Herausgabe von seinem Freunde dem Professor A. Peters besorgt war. Er schickte sie seinen Freunden mit der kurzen Bemerkung: „Ich wollte, daß ihr einige Freude an den Liedern hättet;" und damit waren sie für die Folgezeit abgethan, als hätte er sich nun mit ihnen abgefunden, und als dürfe er es ihnen überlassen für sich selbst zu sorgen. Und allerdings war ihnen eine Mitgift mitgegeben, die ihnen die Herzen öffnete, so weit die deutsche Zunge geht, und Spitta's Namen zu einem der gefeiertsten unter den

christlichen Liederdichtern machte. Bei ihrer großen Einfachheit und Gemüthstiefe drangen sie nach und nach in alle Schichten des Volkes bis hinab zu den untersten Ständen. In Folge davon wurden sie nicht nur mehreren Liedersammlungen einverleibt, selbst in Kirchengesangbücher nahm man Lieder davon auf, und verwandte sie zur öffentlichen Erbauung der Gemeinde, obgleich Spitta's Absicht und Meinung das nie gewesen war. Aber die überwiegende Form, Stimmung und Färbung des christlichen Lebens war damals und auch nachher der Art, daß es in diesen Liedern seinen angemessensten und liebsten Ausdruck fand, zumal da sich von Seite des Glaubens und der Lehre nichts zu tadeln fand. Der allgemeine Beifall trug sie später auch in fremde Länder und Sprachen hinüber, denn selbst England hat den Versuch einer Uebersetzung geliefert. Daher folgte rasch eine Auflage der andern, und gegenwärtig ist die Zahl der Auflagen schon auf 23 gestiegen, ohne daß man sagen darf, daß sie ihren Lauf schon vollendet hätten. In Beziehung auf Hannover verdient aber noch besonders angemerkt zu werden, daß auch das Consistorium mit Wohlgefallen die Lieder aufnahm. Für die „vierteljährigen Nachrichten," welche früher von dem zeitigen Abte zu Loccum herausgegeben wurden, arbeitete der Consistorialrath Brandis*) selbst eine Beurtheilung und Anzeige aus, welche die Lieder auf's Wärmste willkommen hieß und ihnen großes Lob spendete. Es war das auch ein Zeichen, daß man dem neuerwachten Geiste des Glaubens nicht abhold war, so wie die große und dauernde Verbreitung der Lieder ein Zeichen war, daß der Lebensfrühling immer stärker hereinbrach, mit dessen ersten Blüthenkränzen Spitta seinen Namen verwoben hatte.

Spitta hatte als Student der irdischen Liebe gesungen, die er nach seinem eignen Geständniß nicht erfahren hatte. Die Lieder hatten nie Aufmerksamkeit erregt, und waren sehr

*) Joachim Friedr. Christian Brandis, geb. zu Hildesheim 20. December 1775, studirte 1795—98 in Helmstedt und Göttingen, und wurde, nachdem er Lehrer an einem Privatinstitute gewesen war, 1802 als Conrector an der Stadtschule, 1805 zugleich als Gehülfsprediger an der Marie-Magdalenen-Kirche zu Einbeck angestellt. Im Jahre 1816 wurde er Pastor zu Nössing, 1824 Superintendent zu Zellerfeld, 1828 General-Superintendent des Fürstenthums Hildesheim mit dem Sitze zu Alfeld und Consistorialrath, 1832 nach Hannover versetzt anfangs blos als Consistorialus, seit 1839 zugleich als General-Superintendent von Calenberg. Im Jahre 1849 pensionirt, ist er 13. Sept. 1854 verstorben.

bald vergessen. Anders war es mit seinen christlichen Liedern, worin er einer Liebe Weihrauch und Gebet gebracht hatte, die lebendig in ihm webte und wirkte, und sein ganzes Herz, seine Tag- und Nachtgedanken erfüllte. Diese Lieder lebten, und prägten sich in ihrer natürlichen Sprache so leicht dem Gemüthe ein, daß sie nicht vergessen wurden. Darnach aber sollte denn auch die Zeit kommen, wo Spitta etwas von der Macht und dem Rechte der irdischen, wenn gleich in Gott geheiligten, Liebe erfahren sollte. Die ersten Jahre zu Hameln hatte er noch keine Ahnung davon. „Heute vor acht Tagen," schreibt er, „besuchte mich Schreiber bei seiner Durchreise nach Pyrmont auf ein halbes Stündchen. Ich habe mich sehr gefreut ihn zu sehen und zu sprechen, obschon ich mich nicht dabei zu benehmen wußte, als er mir immerdar mit Heirathsfragen zusetzte. Es schien mir doch ein Bischen oberflächlich gesprochen, daß ich deshalb heirathen solle, weil ich ja eine Frau ernähren könne. Nicht wahr? Ich suche wahrlich nichts darin, daß ich los und ledig bin, wie ich bin; aber daß meine gegenwärtige Lage mir gewissermaßen eine Verpflichtung zur Ehe auflege, ist mir gar nicht klar. Gott wird's vorsehen, und wenn und wo es sein soll, wird er, der uns Alles in allen Dingen sein will, wenn wir ihn nur zu allen Dingen gebrauchen wollen, auch — mein Elieser sein." Da nun Spitta so wenig Ehestandsgedanken an sich merken ließ, so gab es einige gute einfältige Seelen, welche darauf noch weitergehende Hoffnungen bauten. In Hameln lebte ein Anhänger von Jak. Böhme, der mit noch andern Böhmisten in der Ferne in Verbindung stand. Wiewohl dieser nun eigentlich eine gewisse Zurückhaltung gegen die Kirche beobachtete, so kam er doch ab und an mit den Seinigen zu Spitta, auch in den Gottesdienst, weil er sich mit der Möglichkeit trug, daß Spitta als ein Eheloser bei seinem sanften Liebesgeiste noch einer der ihrigen werden könne. Gott aber machte diese und andere Gedanken zu nichte, denn er wurde in der That Spitta's Elieser. Er mag das selbst erzählen.

„Mit bräutigamsmäßiger Freude schreibe ich Euch, daß ich mich am 13. September (1836) mit Johanna Maria Magdalena Hotzen verlobt habe. Sie ist unter 10 Kindern meines unvergeßlichen Freundes, des weiland Oberförsters Hotzen in Grohnde bei Hameln, das zweite Kind und jetzt 18 Jahre alt. Ich weiß nicht, ob ich Euch erzählt habe, daß ich seit einigen Jahren mit dieser Familie Umgang gehabt,

und dort ein Familienleben kennen gelernt habe, das mich bei jedem Besuche die Entbehrung des ledigen und das Glück eines solchen ehelichen Standes empfinden ließ. Seitdem der gemüthlich und geistig ausgezeichnete Vater vor zwei Jahren plötzlich verstarb (er ward nur 48 Jahre alt), bin ich der Familie befreundet geblieben, habe mich mit den Fröhlichen gefreut und mit den Weinenden geweint, ohne anfänglich daran zu denken, was ich erst seit einem halben Jahre anhaltender und ernstlicher in meinem Herzen bewegt habe. Meine jetzige Braut Marie erschien mir als die lieblichste, voll geistigen Lebens. Als sie 16 Jahr alt war, wünschte die Mutter, weil der dortige Prediger ihr nicht genügte, sie von mir unterrichten und confirmiren zu lassen. Die amtlichen Verhältnisse zu diesem Prediger, und die Schwierigkeit sie in eine passende Familie in Hameln zu bringen, bewogen mich das Anliegen abzulehnen. Dagegen kam sie zu meinem Freunde, dem Pastor Hugues*) in Celle, und wurde dort in ihrem siebzehnten Jahre konfirmirt. Was soll ich Euch weiter davon schreiben, wie ich sie immer mehr und mehr liebgewonnen, und bei der gänzlichen Unbefangenheit, womit sie sich um mich, als den Freund ihres elterlichen Hauses, bewegte, sie in ihrer ungezierten, fröhlichen und doch dabei so tiefen und frommen Weise immer mehr als ein Mädchen kennen lernte, das sich für mich und meine Lebensverhältnisse eigene, wenn Gott die letztern einmal so, und zeitig genug so gestalte, daß ich mich würde verehelichen können. Jetzt in dieser Zeit, da ich mit ziemlicher Gewißheit auf meine endliche Anstellung als Garnisons- und Stadthausprediger hierselbst nach dem Tode meines Collegen Lüder rechnen kann, und in so mancher Beziehung es wünschen mußte, meinen eigenen Herd zu haben, brauchte ich, mein Herz

---

*) Dr. Theodor Hugues war der Sohn eines Hamburger Kaufmannes Philipp Antoine H. und einer deutschen Mutter. Geboren am 19. Mai 1803, besuchte er zuerst die Privatschule von Leonh. Wächter (Schriftstellername Veit Weber), hierauf das von Gurlitt geleitete Johanneum, studirte 1823—1826 erst in Halle, dann in Berlin, wo er noch zwei Jahre als Hauslehrer verweilte und in dem damaligen Aufschwunge dortigen christlichen Lebens sein geistliches Gepräge erhielt. Im Mai 1828 zum Prediger der reformirten Gemeinde in Celle erwählt, trat er das Amt im Juli an und hat es fünfzig Jahre lang (gest. am 22. Juli 1878) in großem Segen verwaltet; denn er vereinigte in seltenem Maße die kirchliche Entschiedenheit des reformirten Theologen mit dem hellen Blicke und dem weiten Herzen, welche das Ergebniß echter Bildung und warmen christlichen Ernstes sind.

fragend, nicht weit zu suchen, und es fragte sich nur, ob sie die Meinige werden wollte. Sie will es. Unser Glück ist groß. Freuet Euch mit uns! — Bei der Entfernung, worin Ihr von uns lebt, werden Euch noch einige Bemerkungen über die Familie meiner Braut angenehm sein. Der Vater war einer der geachtetsten Beamten. Er hatte als Offizier im Jägercorps den Befreiungskrieg mitgemacht, war dann als Forstsekretär wieder in Civildienst getreten, und hatte 15 Jahre als Oberförster in Grohnde gestanden. Bei der Geburt jedes seiner 12 Kinder hatte er ein Bäumchen gepflanzt, und alle sind frisch aufgewachsen wie die Kinder: Meta, Marie, Ludwig, Betty, Friederike, Clara, Alma, Otto und Albert, die Zwillinge, und der jüngste Fritz." (Zwei verstarben schon sehr früh.) „Seit seinem Tode ist der Wittwe die Wohnung der unbesetzt gebliebenen Oberförsterstelle in Grohnde bis jetzt gelassen. In Anerkennung der Verdienste des Vaters erhielt sie, außer einer anständigen Pension, für eine ihrer Töchter die Anwartschaft auf einen Klosterplatz. Die verwittwete Oberförsterin ist eine Tochter des Kaufmanns und Aeltermannes Tidemann in Bremen, dessen persönliche Bekanntschaft ich vor einem Jahre in Bremen machte. Er ist ein alter gottesfürchtiger und ernster Mann aus einer angesehenen und begüterten Familie, sein Bruder war Bürgermeister in Bremen."

In diesem Hause war nun Spitta sehr glücklich, und entfaltete als Kind im Hause alle die Liebenswürdigkeiten, deren er fähig. So oft es seine Zeit erlaubte, pilgerte er den Weg von 2 Stunden die Weser entlang nach Grohnde, nahm ein hoffnungsvolles Gesicht mit, und brachte ein fröhliches wieder heim. Es war ihm durch Gottes Gnade und sorgsame Führung vieles wohl hinausgegangen, also daß er wohl seine Harfe schlagen und von Herzensgrund Gott loben konnte. Nur eins fehlte ihm noch zur Vollkommenheit, das war — das heil. Kreuz; und der Gott, der für das andere gesorgt hatte, sorgte auch treulich hierfür.

Der kirchliche und geistliche Zustand Hamelns ist früher bemerkt, und bei mehreren Gelegenheiten angedeutet, welcher Widerspruch sich gegen Spitta erhub. Hätte nun Spitta gar keinen, oder nur einen geringen Einfluß in der Stadt geübt, so würde es wohl dabei geblieben sein, daß man eine Zeit lang gespottet, und dann Spitta ruhig hätte seine Straße ziehen lassen. Nun sah es aber aus, als ob nicht wenige

dem Wort zufallen, und der gefürchtete Mystizismus die Oberhand in der Stadt bekommen würde, zumal da auch in der Umgegend so viele Zeugen für die Wahrheit aufstanden. Deshalb hielten es auch die Gegner für nöthig, sich aufzumachen, und mit allen Waffen, die ihnen zu Gebote standen, in den Streit zu ziehen. Schon nach den ersten acht Wochen seines Aufenthaltes in Hameln schreibt Spitta: „So still und unangefochten, wie ich in Sudwalde leben und lehren konnte, lebe und lehre ich hier nicht. An dem Herausgeber der „gemeinnützigen Blätter" *), der die Predigt vom Kreuze Christi nicht für gemeinnützig, sondern als Mystizismus für gemeinschädlich hält, so wie an dem hiesigen Lehrerpersonal habe ich lautschreiende Widersacher. Demungeachtet und, ich darf wohl sagen, deswegen sammelt's sich in meiner Kirche, und es fällt manchem ein, zu kommen und zu hören, der sonst fern geblieben wäre." Noch ein Vierteljahr später schreibt er: „In dem Februarheft der gemeinnützigen Blätter steht ein satyrisch sein sollender antimystischer Aufsatz, den mir meine Freunde zu lesen brachten, weil man ihn in der Stadt als gegen mich geschrieben ansah, selbst Beileidsbezeugungen mußte ich annehmen. Aber das bekümmert mich um meinetwillen nicht, sondern nur um der blinden Eiferer willen, die sich und andern noch dazu Sand in die Augen streuen. Für die Sache selbst muß auch dieses dienstbar sein. Ich pflege, wenn mir solche Lästerungen zu Ohren kommen, den Herrn zu bitten, die Lästerer so zu leiten, daß sie den Herrn loben, dann werden sie auch den unwürdigen Knecht ungelästert lassen." Das waren nur noch die ersten Trommelschläge, um einen Feuerlärm zu Stande zu bringen. Ein Jahr darauf war der Sturm schon ansehnlicher. „Hier in der Stadt rumort das Wort Gottes auf allerlei Weise," schreibt Spitta im Februar 1832. „Man hört klagen: Diese, die den ganzen Erdkreis erregen, sind auch hieher gekommen! Können wir auch erfahren, was das für eine Lehre sei, die du lehrest? Es scheint, als wolle er neue Götter einführen. — Ein Bürger wurde von seinem Prediger darüber zur Rede gestellt, daß er die Garnisonkirche besuche, und bezeugte, der Unglaube habe ihn aus der Stadtkirche herausgetrieben, und der Glaube in die Garnisonkirche hineingetrieben. Ein Herr äußerte sich: Es sei sehr lang-

*) Redigirt von Pastor Schläger, von welchem sogleich.

weilig, daß man jetzt in Hameln in so vielen Familien das Gespräch immer auf religiöse Gegenstände bringe und dabei so unduldsam sei, nicht jeden glauben zu lassen, was er wolle. Eine Anzahl Familien aus den höhern Ständen bildet gleichsam ein Repetentenkollegium, indem unter ihnen die Sonntagspredigt die Woche hindurch herumgeht; da heißt es nun: es werden Betstunden gehalten. Ja, lieber Bruder, Rumor ist genug da; Gott helfe, daß es nie ein leerer Rumor sei, und allem immer ein rechtschaffenes Wesen in Christo entgegenstehe."

Wenn der Rationalismus da, wo er unangefochten ist, sich noch zu einer gewissen Anbequemung an die Bibel versteht, so entschloß er sich hier zu den keckſten Ausfällen und Angriffen. Spitta giebt hiervon ein paar Proben. „In der Stadt selbst steht es in gewissem Betrachte sehr traurig. Ich hörte am vergangenen Donnerstage der Prüfung zu, die Schl.*) in der Kirche mit den diesjährigen Confirmanden anstellte. Die armen Kinder! So schlimm hätt' ich mir die Sache doch nicht gedacht. Er sagte unter anderm: der Mensch bedarf zu seiner Erlösung keines Dritten! Und dann hieß es doch auch wieder, Christus sei der Erlöser der Welt. Aber wie? Die Kinder wußten es nicht. Ich habe es euch ja durch ein Gleichniß gelehrt, sprach er. Der Mensch (dies sind seine eigensten Worte) ist wie ein armes verlornes Schaf. Da steht es in der Wüste, das arme Schaf, und weiß nicht, soll es rückwärts oder vorwärts, rechts oder links gehen. Aber da kommt Jesus und reicht ihm freundlich die Hand und giebt ihm ein Licht in die Hand. Lieber Gott, was ist aus den Kindern Levi und unsrer Zeit geworden! Mich durchschauerte es, als er aus den Kindern herauskatechesirt hatte, Christus sei der Erlöser der Welt, weil er sein Licht habe leuchten lassen, und daß man also auch sein Licht solle leuchten lassen, und nun

*) Franz Georg Ferdinand Schläger, geb. zu Quickborn im Wendlande 27. Juni 1781, zeichnete sich in der Dorfschule so aus, daß Graf Bernstorff-Gartow ihm den Besuch des Ratzeburger Gymnasiums und der Universität Göttingen (1801 folg.) ermöglichte. Ende 1806 als Garnisonprediger in Münden angestellt, gründete er eine Töchterschule, redigirte das Wochenblatt und war in gemeinnütziger Schriftstellerei so thätig, daß, als er 1816 als Pastor nach Lauterberg versetzt ward, er bereits 35 selbstständig von ihm herausgegebene Schriften aufführen konnte. Zu Ende 1822 wurde er erster Prediger und Senior Ministerii in Hameln, setzte dort seine schriftstellerische und journalistische Thätigkeit fort und ist, nachdem er sein Dienstjubiläum gefeiert hatte, am 22. October 1869 dort verstorben.

fragte: was sollt daher auch ihr in eurem Stande und Berufe werden? Kein Kind antwortete. Schl. aber antwortete und sprach: Ihr sollt auch Erlöser werden. Mit großer Zuversicht trug er auch vor: Unsere Seligkeit in dem Himmel würde in dem Bewußtsein unsrer guten Thaten bestehen, auch könne man in jenem Leben noch sündigen, denn sonst würde unsre Tugend keinen Werth haben; so sei es denn auch undenkbar, daß man sich in der Hölle nicht mehr bekehren könne, denn Gott strafe die Menschen ja nur, daß sie sich bessern sollten. Am Schlusse mußten die armen Kinder geloben, in diesem Geiste bei der Wahrheit des Evangeliums zu bleiben. — Am vorigen Sonntage stand ein Aufsatz in den Hamelnschen Anzeigen über den blinden Glauben, voll solcher arger Ausfälle, daß er sich nicht entblödete unter dem weitläufigen Wortschwalle zu sagen: Was wollen diejenigen, die das heil. Streben der Vernunft nach Licht bannen — und einen blinden Glauben fordern? Wissen sie, zu welchen Folgen dieses aus Schwachheit und Bosheit entsprungene Gebet führt? Können sie ihre Mitmenschen endlich lieben, und für das bürgerliche Wohl treu sorgen? Der Blindgläubige, ist er etwas mehr als das abgerichtete Thier? Nein, der blinde Glaube ist eine Schande, und wer sich nicht scheut die Vernunft in Fesseln zu schlagen, der hemmt die Bestimmung des Menschen, der wirft uns dem Papismus in die Arme zurück, und öffnet Thür und Thor einer Tyrannei, von welcher Christus uns erlösen will."

Weil aber alle diese Angriffe und Spöttereien keinen Erfolg hatten, so griff man zu Lügen und Verläumdungen. Eine Probe davon erzählte Spitta in folgender Geschichte: „Ich sitze über Tisch, da kommt ein Bauer herein und sagt: Guten Tag! Nehmen Sie's nicht übel, Herr Pastor, daß ich störe, aber ich hätte wohl Lust — heilig zu werden. Ich lege den Löffel nieder und sage: nun das ist mir lieb. Wer seid ihr denn? Ich bin aus Hessenland, sagte er, da unten auf der Diele steht noch Einer, ein Bürger aus Oldendorf, der hat auch Lust heilig zu werden, ist aber zu blöde und mag nicht heraufkommen. Holt ihn herauf, sagte ich, je mehr je lieber! Schnell ging der Bauer hinab und kam mit dem Bürger wieder herauf. Setzt euch, sagte ich. Sie setzten sich, und man konnte ihnen die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, aus den Augen lesen. Nun sagt mir doch einmal, fing ich an, was hat euch denn Lust gemacht,

heilig zu werden. Da antwortete der Bauer: Die Leute haben uns erzählt, Sie hätten hier eine Anstalt zur Heiligkeit; man müßte einen neuen Glauben annehmen, dann würde man heilig und hätte Vortheil davon.“ (Das Gerede ging, daß jeder, der sich annehmen ließe, 15 Rthlr. Handgeld und tägliche Löhnung bekäme.) „Also, sagte ich, hättet ihr wohl Lust, euren alten Glauben aufzugeben? Ja, wir dachten, sprach der Bauer, wenn der neue Glaube besser ist, wie der alte, so wollen wir das wohl thun. Was habt ihr denn für einen Glauben? fragte ich. Den Lutherschen, sagte er. Was glaubt ihr denn? sprach ich. Ja, erwiderte er, was wir glauben? — wir glauben an Gott und Gottes Wort. Da sprach ich: Weil ihr denn nicht recht zu sagen wisset, was ihr glaubt, so will ich euch meinen Glauben sagen. Ich sagte ihnen die drei Hauptartikel des christlichen Glaubens her; da öffnete auch der blöde Bürger den Mund, und beide riefen: Ja, das glauben wir auch, das ist ja nichts Neues! Und doch etwas Neues! versetzte ich. Wer das blos im Gedächtniß hat, da bleibt Alles beim Alten, da bleibt man ein alter Sünder; — aber wenn man's von Herzen glaubt, da giebt's was Neues, ein neues Herz, ein neues Leben u. s. w. Als ich ihnen das ausführlich ausgelegt hatte, sagt der Bauer: Nun, das ist uns lieb, nun wissen wir ja, wie wir daran sind; aber, Herr Pastor, die Leute sagen, wenn man den neuen Glauben annähme, hätte man auch Vortheil, Geldgewinn davon. Ja freilich hat man das, sprach ich. Hört nur einmal zu! Ich will einmal annehmen, ein Bauer hat die Gewohnheit, alle Tage eine oder zwei Stunden seine Arbeit zu verlassen und in's Wirthshaus zu gehen und für einen Groschen Schnaps zu trinken. Am 1. Januar fängt er an von Herzen zu glauben, geht in's Wirthshaus, aber das behagt ihm nicht, da kennt man den Heiland nicht, spottet wohl gar über ihn. Er läßt es bleiben und giebt kein Geld mehr täglich im Wirthshause aus. Für jeden Tag, an dem er nicht mehr in's Wirthshaus geht und einen Groschen für Schnaps ausgiebt, macht er einen Strich an die Stubenthür; und so viel Striche am Ende des Jahres dastehen, so viel Groschen hat ihm sein Glaube jährlich eingebracht. — So erläuterte ich ihnen auch durch andere Beispiele, daß die Gottseligkeit auch die Verheißung dieses Lebens hat. — Während meine Suppe kalt wurde, merkte ich, daß sie warm wurden. Da fing ich an, ihnen Buße zu predigen.

Da hub der Bauer an: Herr Pastor, wenn das so ist, dann sind wir alle verloren. Ja, das seid ihr auch, da habt ihr recht geantwortet, erwiederte ich; aber also hat Gott die Welt geliebt u. s. w. Nun ging's an's Evangelisiren. Da fingen sie beide an zu weinen, und verließen mich mit der Bitte, wiederkommen zu dürfen. Der Bauer ist schon mehrmals da, auch hier zur Kirche gewesen, und wenn er oder ich mich nicht täusche, so ist er auf gutem Wege. So ist mit ungleichem Erfolge ein Schuster, ein Bauer und andres Volk aus der Umgegend hier gewesen. Wer könnte nun noch böse über die Lügen des Satans sein, wenn er die Leute damit zur Wahrheit weiset!" Dies war die Art, wie sich Spitta gegen die Angriffe vertheidigte. Sonst schwieg er ganz davon, sowohl im Leben als auf der Kanzel, und gab für die bösen Worte nur freundliche zurück, in der Meinung, daß sein Gebet, seine lautere Predigt des Evangeliums und sein Wandel die Hauptwaffen sein müßten.

Da aber alle Mittel der Verdächtigungen und Angriffe nicht den gewünschten Erfolg hatten, so entschloß sich das geistliche Ministerium der Stadt zu einem ernsteren Schritte. Es war damals noch die Zeit, wo der Rationalismus den Muth hatte, Klagen wider gläubige Prediger anzustellen und ihre Absetzung zu betreiben, ein Verfahren, das er später auf alle Weise zu brandmarken suchte, als der Spieß umgekehrt wurde. So gaben die beiden Stadtprediger eine Klageschrift gegen Spitta beim Consistorium zu Hannover ein, etwa zu Anfange des Jahres 1833, worin der mangelnde Beweis mit den dreistesten Behauptungen ersetzt wurde, als müsse eine solche Anzeige genügen, Spitta den Mund zu stopfen. „Seit einigen Jahren," fing sie an, „habe auch hier der böse Geist des Mystizismus sich gezeigt, die stellvertretende Genugthuung" (wir wissen, wie Spitta davon dachte) „werde auf eine krasse Weise vorgetragen; der Teufel spuke auf der Kanzel, um der Lehre willen seien Eheleute, Kinder und Eltern entzweit, der Separatismus nehme überhand, man ziehe sich vom Genuß des hl. Abendmahls ganz zurück, wenn man es nicht heimlich von dem mystischen Prediger empfange; Conventikel seien im Gange und störten die kirchliche Ordnung, selbst einige Lehrer nehmen daran Theil und Tractate, die Erzeugnisse verbrannter Gehirne, würden zu Hunderten unter das Volk vertheilt. Sie, die Stadtprediger, sähen sich außer Stande, diesem Un-

wesen zu steuern, und bäten daher das Consistorium, sie mit solchen Maßregeln zu versehen, um demselben kräftig entgegenwirken zu können. Sie hätten solche Anzeigen für ihre Pflicht gehalten." — Das Consistorium ließ diese Anklage dem Superintendenten Oeltzen zugehen, um über den Grund oder Ungrund derselben zu berichten. In einer ausführlichen und gründlichen Darstellung entledigte sich Oeltzen seiner Aufgabe. Er bezeugte zuerst, was Spitta glaube und lehre und wie er lebe; bekannte dann, daß Erbauungsstunden, aber keine die Kirche unnütz und verächtlich machenden Conventikel von ihm in Groß-Berkel, von Spitta und einigen Lehrern in Hameln, von Lehrern um Hameln und auch von Landleuten gehalten würden; daß er, Pastor v. Lüpke, Wachsmuth, Seebold und Spitta Tractate vertheilten und die desfallsige Verordnung vom 4. Mai 1824 wohl kennten und darnach sähen, daß sie dem kirchlichen Glauben gemäß ohne Separatismus wahres Gottvertrauen und strenge Sittlichkeit empfählen. Nachdem er dann noch die Vorwürfe über die stellvertretende Genugthuung und den Teufel gebührend gewürdigt hatte, schloß er: Alles Andere, was man sonst wider den Pastor Spitta beschwerend zur Anzeige gebracht habe, müsse er, bis es bewiesen sein würde, für Verläumdung eben so wohl erklären, als andere Albernheiten, z. B. daß Spitta einen neuen Glauben einführen wolle und Jedem, der zu dieser Glaubensgesellschaft sich anwerben lasse, 15 Rthlr. Handgeld und eine tägliche Löhnung von 9 Groschen auszahle. — Spitta bemerkte mit Recht von diesem Berichte, daß ein ähnlicher in diesem Jahrhundert wohl noch von keinem Superintendenten beim Consistorium eingelaufen sei. Er war auch ein Zeichen der Zeit, das in der Kirchengeschichte Hannovers nicht vergessen werden darf. Dann muß man aber auch das fast noch Erfreulichere hinzufügen, daß das Consistorium, welches schon genug Gerüchte aus und über Hameln gehört hatte, auf Oeltzen's Bericht erwiderte: Man habe den sehr gründlichen Bericht des Superintendenten mit großem Interesse gelesen und empfehle ihm und den Predigern bei der Vertheilung der Tractate, sich ferner nach dem Ausschreiben vom 4. Mai 1824 zu richten, auch den Schein des Conventikelwesens nach Möglichkeit zu vermeiden, die Schullehrer-Conferenzen um der Ordnung willen auf die Schullehrer der Inspection zu beschränken, wofür der Superintendent in seiner Inspection die geeigneten Verfügungen treffen möge.

Auch bemerke man noch schließlich, daß in einem an das geistliche Ministerium zu Hameln erlassenen Rescripte demselben eröffnet sei, wie man die von ihm zur Beschwerde gebrachten Sachen der Aufmerksamkeit des Superintendenten empfohlen habe. — Hierzu bemerkt Spitta: „So ist denn einstweilen dieser Angriff zurückgeschlagen und der Herr hat meine Freudigkeit zu ihm mit Gnade und Barmherzigkeit gekrönt. Ich schlage in die Saiten und singe Ps. 27: Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft, vor wem sollte mir grauen? Wir stehen jetzt nach diesem ersten Angriffe dichter zusammengedrängt um den treuen Hirten und Bischof unserer Seelen. Es ist uns gegangen wie einer Schafheerde, auf welche die Hunde mit Bellen und Zähneblecken losgelassen sind. Uns zusammen- und um den Erzhirten herzudrängen, das ist die einzige Kriegeskunst der Schäflein Christi, die wie die Schäflein überhaupt nicht bellen können, wie sie angebellt werden, und die Zähne nicht zeigen können, wenn man ihnen die Zähne zeigt. Sie können nichts als zum Hirten fliehen, sein Stecken und Stab tröstet sie."

Wenn aber auch dieser Angriff mit einer Niederlage geendet hatte, so gingen die heimlichen und öffentlichen Angriffe noch immer gegen Spitta fort. „O, Lieber," schreibt er, „was haben wir hier für Zeiten erlebt! Der alte böse Feind fing wieder an zu rumoren. Es erschien in dem hiesigen Wochenblatte ein Aufsatz, überschrieben: Dr. Martin Luther. Da wurde dem alten seligen Manne erst ein Rauchwerk nach rationalistischer Weise angezündet, wie er den lästigen Glaubens- und Gewissenszwang abgeschafft und das Werk der Aufklärung so trefflich in Gang gebracht habe. Aber seinem fortschreitenden Werke wollten nun die Mystiker unsrer Zeit Einhalt thun, deren Grundsatz sei: Denke nicht, handle nicht, sondern glaube nur. Dann wurden allerlei lästerliche Anekdoten erzählt und endlich die Frage behandelt: Welchen Fortgang der Mystizismus in Hameln habe? Schließlich wurde bemerkt: Wenn man sich von dem Mystizismus reinige, so könne man singen: Ein' feste Burg ist unser Gott. Diesem Aufsatz folgte unmittelbar ein anderer von gleichem Schlage. Das gab Spektakel. Die Feinde frohlockten, die Neutralen fanden die Sache gemein, die Freunde waren etwas verdutzt und fragten, ob ich schweigen wollte? Wir wurden einmal tüchtig im Siebe des Satans

hin- und hergeworfen. Ich hatte bei der ganzen Geschichte viel fröhliche Gedanken und konnte glauben, daß sie dem Reiche unseres hochgelobten Heilandes förderlich sein würde. Meine Sorge war nur, daß das wilde Feuer unter den Gläubigen bald möchte gedämpft werden. Am nächsten Sonntage strömte es denn recht zur Kirche, in der Meinung, ich werde, wie bei Goldmann geschehen, die Sache da zur Sprache bringen. Ich hatte aber schweigen gelernt und redete erst am Sonntage darauf, am 25. Sonnt. Trin., was der Herr gebot, in aller Ruhe von dem Gräuel der Verwüstung. Gerade diese unruhige Zeit war denn auch eine vom Herrn recht auffallend gesegnete Zeit."

So gährte es nun in Hameln noch eine Zeit fort, bis die Gegner sich wieder einen passenden Angriff ausgedacht hatten, um Spitta los zu werden. Den 22. December 1835 war Lüder gestorben und dadurch die Stelle wirklich erledigt. Spitta hatte noch für mehrere Monate die Geschäfte zu versehen, mußte aber schon jetzt daran denken, ob er bleiben oder gehen würde. Sein Wunsch war, zu bleiben, da das Arbeitsfeld so dankbar seine Früchte brachte und er in und um Hameln so viel innige Verbindungen geschlossen hatte, daß er sich hier heimisch fühlte. Er legte die Sache in Gottes Hand und trug darnach seinen Wunsch dem Consistorium vor. Es war auch alle Aussicht vorhanden, daß seinem Wunsche gewillfahrtet würde, da das Consistorium mit seiner Thätigkeit in Hameln wohl zufrieden war. Diesen entscheidenden Augenblick benutzten die Gegner. Spitta selbst giebt uns folgenden getreuen Bericht von der Sache: „Du weißt, wie ich bei meiner christlichen Ueberzeugung durch Lehre und Leben auch hier von Anfang an in nicht geringem Maße den Widerspruch und Widerstreit erregt habe, der, wie die Sachen nun einmal zur Zeit stehen, kaum irgendwo zu vermeiden ist. Unter Allem aber durfte ich mich des Segens freuen, den Gott mir in meinem zwiefachen Amte gab, und erhielt zu wiederholten Malen auch von der geistlichen Oberbehörde das Zeugniß ihrer Zufriedenheit. So hoffte ich denn hier definitiv angestellt zu werden. Als ich im Herbst des vorigen Jahres (1836) in Hannover war, sagte mir der Abt auf die wohlwollendste Weise, das Consistorium habe keinen Andern im Auge, als mich, da ich mich durch meine längere Wirksamkeit als tüchtig zu dieser schwierigen Stelle bewährt habe. Im Anfange dieses Jahres wurde ich

daher vom Consistorium vorgeschlagen und das Ministerium wollte den Vorschlag bestätigen, — als ein anscheinend unbedeutendes Ereigniß eintrat, das in seinen weitern Folgen meine nun bevorstehende Versetzung von hier veranlaßte. In einer Zeitschrift, den „hannoverschen Landesblättern,“ erschien ein verunglimpfender Artikel über mich und meine hiesige Wirksamkeit, namentlich in Beziehung auf die Garnisongemeinde. Weil aber in demselben unter Anderm stand, daß besonders die Unteroffiziere dem Pietismus zugethan seien und sich Dienstvernachlässigungen sollten haben zu Schulden kommen lassen, so kam von dem General-Commando in Hannover eine Aufforderung an den hiesigen Bataillons-Commandeur, darüber zu berichten. Die Unteroffiziere und einige Musici, die bei der Sache betheiligt waren, wurden verhört und gaben Alle freimüthig auf Alles Antwort zu Protokoll. In dem Bericht wurde den pietistisch genannten Militärs das beste Zeugniß ihrer ausgezeichneten Diensttreue von dem sehr rechtschaffenen Commandeur ertheilt, aber auch das bemerkt, daß sie am Abend zu einem Bürger gehen und in dessen Hause einen Abschnitt aus der Bibel oder eine Predigt, außerdem auch für sich Missionsblätter und andere erbauliche Schriften zu lesen pflegten. Von den Offizieren wurde der Artikel in den Landesblättern für eine grobe Verläumdung erklärt und überhaupt ein so allgemeines Mißfallen darüber laut, als ich wenigstens nicht erwartet hatte. Demungeachtet kam von Hannover eine General-Ordre, daß auf Befehl seiner Königl. Hoheit des Herzogs, als kommandirenden Feldmarschalls, vier Unteroffiziere und ein Musikus, wenn schon sie sich bis jetzt keine Dienstvernachlässigung hätten zu Schulden kommen lassen, doch aus dem Militärdienste zu entlassen seien, weil sie pietistischen Versammlungen beigewohnt und schwärmerische Schriften gelesen hätten. Das Consistorium, als geistliche Behörde, war gar nicht um sein Gutachten in der Sache befragt, sondern Alles rasch auf militärische Weise abgemacht. Als ich das hörte, mußte ich mir selbst sagen, daß ich nun hier nicht würde bleiben können. Denn wenn schon ich selbst keine Versammlungen zur Erbauung mit den betheiligten Personen gehalten hatte, so hatte ich doch den Besuch derselben gebilligt und nur Alles fern davon zu halten gesucht, was sie zu schädlichen Conventikeln hätte machen können; und wenn schon sie die von ihnen genannten Erbauungsschriften, mit Ausnahme der Missionsschriften, von

mir nicht erhalten hatten, so waren diese Schriften doch auch von mir als zum Guten förderlich erklärt, und überhaupt mußte ich gestehen, daß ich mit allem Lehren und Ermahnen darauf hinarbeitete, die Mitglieder der Garnisongemeinde zu solchem Sinn und Wandel zu bringen, wie jene fünf, die nun entlassen werden sollten. Da sich nun die Bestätigung meiner Anstellung verzögerte, so fragte ich darüber bei dem Abt schriftlich an, welcher mir unter dem 5. März (1837) schrieb: „Es habe allerdings in seiner Hoffnung und in den Wünschen des Consistoriums gelegen, daß mir die hiesige Stelle möge definitiv übertragen werden. Nach einer dem Consistorium gewordenen höhern Eröffnung werde dem nun zwar nicht so sein können, indessen habe er die Ueberzeugung, daß das königl. Consistorium, welches meinen treuen Eifer stets anerkannt habe, auf eine andere paßliche Art mich befördern werde, sobald es die Umstände irgend gestatteten. Den Zusammenhang der Sache zu entwickeln, würde ihn zu weit führen, doch halte er es nach den vorliegenden Verhältnissen für mich selbst und für meine amtliche Thätigkeit für ersprießlicher, daß ich in einen andern Wirkungskreis überginge.“ — So harre ich denn nun, wohin die gute Hand Gottes mich weiter führen wird; denn daß es seine Hand ist, die hier nicht eingreifen wollte, sondern Alles so gehen ließ, wie es nun gegangen ist, — das weiß ich und glaub' ich. Die Aussicht auf so manches Liebliche, das sich hier an meine Anstellung zu knüpfen schien, ist nun getrübt. Aber ich kann im Blick auf meinen treuen Gott und Herrn mit Allem, was geschehen ist, zufrieden und im Herzen still und froh sein. Meine Marie und unsre Lieben in Grohnde machen mir Gottlob solche geistige Uebung nicht schwer, so tief sie es auch fühlen, daß nun so manches sich ganz anders gestalten wird.“ Seine Empfindungen in dieser Zeit hat Spitta in dem schönen Liede der zweiten Sammlung, „Gottes Ruf zum Weiterziehen,“ zum Ausdruck gebracht.

Wenn er aber auch nicht in Hameln bleiben sollte, so wurde ihm doch die Trennung auf mehrfache Weise gemildert. Das Consistorium übertrug ihm die Pfarre zu Wechold bei Hoya mit einer Einnahme von 700 Rthlr., und selbst das Krieges-Ministerium fühlte sich gedrungen, ihm zum Schlusse in Anerkennung seiner geleisteten Dienste eine außerordentliche Vergütung von 100 Rthlr. auszuzahlen. Darnach nahm er am 1. October 1837 Abschied von der Gemeinde und

verließ den folgenden Tag die Stadt, um nach seiner Braut zu Grohnde zu gehen. Denn am 4. October sollte Hochzeit sein. An diesem Tage wurde auch der Ehebund von seinem Freunde Oeltzen eingesegnet, worauf Spitta am 9. October die Reise nach dem Orte seiner Bestimmung antrat. „Der Abschied von Hameln," schreibt er, „ist mir nahe gegangen, aber, wenn ich die Wahrheit sagen soll, leichter geworden, als ich zuvor gedacht hatte. Was ihn mir leicht gemacht hat, ist theils die freudige Gewißheit, daß ich dort ausgedient hatte, daß mich der Herr dort nicht länger lassen wollte; und wenn ich darüber keine Ansicht habe, was der Herr damit für diejenigen will, die lauterlich an seiner Gnade hangen, und diejenigen, die seine Gnade verachten und verschmähen, so sehe ich meine Versetzung von dort für mich als eine heilsame an, wodurch der Herr meiner Seele wohlthut. Dann hat mir aber auch das den 1. October leicht gemacht, daß der 4. October ihm so nahe stand. Die priesterliche Hand, die unser lieber Oeltzen an diesem Tage auf unsre Häupter legte, war nicht leer. Wir haben Gottes Segen an unsern Herzen erfahren und werden ihn weiter erfahren in Freud und Leid. So zogen wir denn am 9. Oct., begleitet von der treuen Mutter und einer unserer Schwestern, des Weges dahin."

„Den 10. October (1837)," schreibt Spitta, „kamen wir in Hoya an. Nahe an Hoya, die Weser hinab, fängt das Kirchspiel Wechold an. Da stieg ich aus, um mir diesen Weinberg des Herrn nach allen Seiten zu übersehen, und ging die Stunde lang neben dem reichbeladenen Wagen her (meine Frau, Mutter und Schwester saßen darin). Es war ein überaus freundlicher, sonnenheller Herbsttag, an dem wir denn nach kurzer Fahrt unser freundliches Haus neben der Kirche vor einem schönen Eichenholze liegen sahen. Wir nahmen davon mit Freuden Besitz und hoffen, der Herr, der uns dieses Haus gebauet hat, werde auch mit uns darinnen wohnen. Am folgenden Sonntage, dem Tage der Einführung, war es uns schon ganz wöhnlich. Mein Bruder Karl (Consul) aus Bremen mit vieren seiner Kinder erfreute

uns auch durch seinen Besuch. So sahen wir uns denn, als der Tag meiner Einführung hinter uns lag, schnell und leicht über die Mühen der ersten Einrichtung hinübergebracht und machten nun, da das Wetter günstig war, schon weitere Gänge in die Gegend umher, der es bei ihrer großen Frische und Fruchtbarkeit und den vielen schönen Angern und Hölzungen nicht an einer solchen eigenthümlichen Lieblichkeit fehlt, die selbst unsern in dieser Hinsicht verwöhnten Augen nicht entging. Das Kirchspiel begreift außer dem Kirchdorfe noch acht Außendörfer mit einer Seelenzahl von 2500, die aber so nahe zusammen wohnen, daß man aus einem Dorfe in das andere tritt. Die Gemeinde hat uns bisher nur Liebes und Gutes erwiesen. An Hörern des Wortes haben sich seither mehr eingefunden, als die Kirche fassen konnte. Ich selbst bin voll Freudigkeit, hier die Hand an den Pflug zu legen und nicht zurückzuschauen." Vier Wochen später erzählt er: „Ich gehe in meiner Gemeinde von Hof zu Hof, von Haus zu Haus. Das sind aber nicht Gänge, sondern Reisen. Der Besuch der 90 Hauswirthe nebst ihren Häuslingen hier in Wechold, die bis eine halbe Stunde weit entfernt wohnen, ist in voriger Woche vollendet. Mit dem Besuche der acht Außendörfer habe ich in dieser Woche den Anfang gemacht, bis zum Ende wird wohl der Winter noch zu Ende sein. Ich habe mir dazu, bei den im Winter grundlosen Wegen, große Wasserstiefeln machen lassen und gehe also recht wie ein Menschenfischer umher. Was mich nun besonders freut, ist die Liebe der Leute, die sie aus Lust an der Predigt auch zum Prediger haben. Eine solche Begierde, das Wort des Lebens zu hören, ein solches unverhaltenes Eingeständniß, daß es mit ihnen anders und besser werden müsse, und so viel Willigkeit gegen die Zucht der Wahrheit, als ich hier bis jetzt gefunden, hätte ich nicht erwartet. Im Hause bei mir geht auch Alles schön und herrlich. Meine Marie waltet und schaltet darin, daß mir das Herz lacht."

Spitta fand in Wechold eine Gemeinde vor, die einige Verwandtschaft mit der nicht sehr weit ab liegenden Sudwalder Gemeinde hatte, wenn sich auch in kirchlicher Hinsicht mehr Spuren des Verfalls zeigten, da sie dem Verkehre zugänglicher war. Im Allgemeinen hat sie das Gepräge des Hoyaer Landvolkes, das zwar weniger freundlich, zuvorkommend und polirt, als z. B. im Hildesheimischen, und auch weniger beweglich als anderswo, dafür aber um so empfäng-

licher für das Evangelium ist und mit größerer Treue und Einfalt an seinem väterlichen Glauben hängt und sich nicht so bald von dem abbringen läßt, was es einmal mit Liebe erfaßt hat. Bei gehöriger Pflege hätte es für die Kirche ein rechter Stützpunkt werden können. Es ist aber eine lange Reihe von Jahren viel geschehen, den Verfall herbeizuführen, und ist nur das zu verwundern, daß sich noch so viel guter Grund gehalten hat, der freilich seine schwerste Probe erst wird zu bestehen haben, wenn die sogenannte Bildung, die immer weitere Fortschritte auf dem Lande macht, auch ihn belecken wird. Bis dahin haben Tischgebet, Morgen- und Abendsegen, Lesen der Postille am Vorsabbath und regelmäßiger, obgleich nicht häufiger Abendmahlsgenuß zu den guten Sitten gehört; und wenn die Kirche einigermaßen Nahrung bot, wurde auch sie fleißig besucht. An herrschenden Unsitten hat es freilich auch nie gefehlt, und zwar an solchen, die mit großer Zähigkeit festgehalten werden und denen man es ausnahmsweise wünschen möchte, daß sie von der Bildung beleckt würden.

Wie überall, so waren Spitta auch hier die Gerüchte vorangeeilt, daß er ein arger Mystiker sei, der einen neuen Glauben bringe. In die Hoyasche Mundart übersetzt, hieß ein solcher Mystiker ein Quäker, und vor der Quäkerei hatte man allerdings um so größere Furcht, als man eigentlich nicht wußte, was das war. Doch schreibt Spitta im Februar 1838: „Ich habe Grund, anzunehmen, daß Nachreden von neuem Glauben und dergleichen bei meinen Kirchgängern nicht haften.“ Und so war es auch. Das schlichte Evangelium, als Auslegung des Wortes Gottes, und der erbauliche, milde Mann ließen die Nachreden nicht aufkommen, zumal, da es in den alten Postillen gerade so zu lesen war, wie man es von der Kanzel hörte. Nur freilich, wenn Jemand die Predigt ins Leben hineinbrachte, und aus den gepredigten Worten Thaten machte, so wurde die ungütige Bezeichnung wieder in Gebrauch genommen. Sonst aber konnte Spitta mit Dank gegen Gott rühmen: „Ich bin noch mehr in der Ansicht bestätigt, eine für's Evangelium empfängliche Gemeinde gefunden zu haben. Wenn ich nur das Eine sehe, wie viel sich's die Leute von den Außendörfern kosten lassen, wie weder die unfreundliche Witterung, noch die Beschaffenheit der Wege, von der man oben im Lande keine Vorstellung hat, sie abhält, zur Kirche zu kommen und dann,

unten und oben durchnäßt, drittehalb Stunden in der Kirche mit Ernst und Andacht zu beten, zu singen und Gottes Wort zu hören, so freut sich mein Herz, daß ich ihnen so erfreuliche Sachen zu verkündigen habe."

Insofern war Spitta's Lage mit einemmale ganz verändert. Aus dem Kampfe war er zur Ruhe gekommen und der Lästertaufe folgten hier die Kränze von Ehrenpreis. Um so frischer und fester legte er die Hand an den Pflug. „Die Leute hiesiger Gegend," sagt er, „haben ihre Gemeinheiten getheilt, einen alten Grund und Boden, der seit Menschengedenken weder gepflügt noch gesäet, sondern von allem möglichen Vieh, Pferden, Kühen, Schafen, Gänsen und Schweinen beweidet ist. Nun brechen sie ihn auf und finden das fruchtbarste Land, das ihnen über Erwarten ergiebige Ernten schafft. Soll ich die hiesige Gemeinde ihren Gemeinheiten vergleichen?" Zuerst nahm Spitta den Gottesdienst in Angriff. So viel wie möglich stellte er die alte Gottesdienstordnung wieder her und hatte seine Freude, daß ihm nun bei Antiphonen und Collecten die ganze Gemeinde antwortete. Spitta war ein Freund des Gesanges und verstand sich darauf, er befand sich daher wohl bei der lutherischen Gottesdienstordnung; und wenn auch der Gesang der hoyaschen Gemeinden dem Ohre manche Prüfung auferlegte, so war es um so lieblicher zu sehen, wie sich Spitta auch damit abzufinden wußte. „Das *was*, und nicht *wie* gesungen wird, ist die Hauptsache," sagte er. Ueber seine damalige Predigtweise findet sich eine Bemerkung von einem Ohrenzeugen im Stader Sonntagsblatte, die hier zur Ergänzung stehen mag: „Ich sehnte mich darnach," heißt es, „ihn predigen zu hören, und machte mich eines Sonntages mit einem Freunde auf den Weg nach Wechold. Es war ein schöner Gottesdienst, dem wir dort beiwohnten. Spitta's Predigt erbaute uns sehr. Ich meines Theils habe eine solche Predigt nie gehört und mein Begleiter hatte sich später gegen einen Dritten geäußert, er habe vor Freude geweint während der Predigt. Seit der Zeit besuchte ich öfter die Kirche zu Wechold. Was zunächst den Vormittags-Gottesdienst betrifft, so war die Kirche immer sehr zahlreich besucht, so daß häufig nicht Alle Platz zum Sitzen hatten, sondern in den Gängen stehen mußten. Spitta suchte aber auch der Ermahnung des Herrn: Weide meine Schafe! getreulich nachzukommen. Der Eindruck, den man durch den ganzen

Gottesdienst bekam, war stets ein tiefer und nachhaltiger. Spitta's Predigten waren klar und faßlich für Jedermann und dabei sehr erwecklich, oft ergreifend, zugleich aber auch tröstlich für bußfertige Seelen. Lautlose Stille herrschte während der Predigt, und Jeder schien sich zu bestreben, kein Wort unbeachtet zu lassen. Die Nachmittags-Gottesdienste wurden vorwiegend von den Schulkindern der Gemeinde und von Erwachsenen aus Wechold selbst besucht; einzelne Erwachsene kamen jedoch auch aus andern Dörfern wieder zur Nachmittags-Kirche, die aus einer biblischen Vorlesung und einer des Raumes wegen von der Kanzel aus gehaltenen Katechisation bestand, welcher jedesmal das Hersagen der fünf Hauptstücke des kleinen Katechismus voranging und welche auch für Erwachsene belehrend und erbaulich war."

Spitta hatte den Mangel einer wirklichen Gemeinde in Hameln beklagt. Hier hatte er eine Gemeinde und zwar eine wirkliche Gemeinde wiedergefunden, die des Hirtenamtes begehrte und sich den Hirtenstab gefallen ließ. Spitta ließ sich denn auch die Seelsorge angelegen sein und wanderte fleißig mit und ohne Wasserstiefeln in der Gemeinde herum, die Kranken zu trösten und zu bedienen und den Schwachen und Angefochtenen geistliche Hülfe zu bringen. Von seiner unermüdlichen Treue mag hier nur ein Beispiel stehen. Im Sommer 1846 kehrte er von seinen nachmittäglichen Wanderungen in der Gemeinde heim. Die Luft war dumpf und schwül und ein Gewitter stieg am Himmel herauf. Spitta war ermüdet und wählte sich den kürzesten Weg über einen niedrigen Gartenzaun, um in sein Haus zu kommen. Da benachrichtigte ihn seine Frau, daß ein Kranker nach dem heil. Abendmahle verlangt habe, und nannte ihm Namen und Wohnort. Sogleich begab er sich auf den Weg, kam aber nach einer Stunde wieder mit dem Bemerken, daß seine Marie den Namen falsch verstanden haben müsse. Plötzlich fiel es ihm ein, daß ein Mann desselben Namens in einem andern Orte wohne. Abermals zog er freundlich und unverdrossen hin und abermals kehrte er unverrichteter Sache heim. Als man ihn darüber begütigen wollte, erwiderte er: Es würde mir nur leid thun, wenn der Kranke ohne das heil. Sakrament sterben sollte; wir müssen nun ruhig warten, ob noch ein anderer Bote kommt. Indessen setzte er sich, um sein Abendessen zu sich zu nehmen. Da erschien ein Wagen vor der Thür, der ihn zu dem wirklichen Kranken abholen

sollte. Freundlich machte er sich zum dritten Male auf den Weg und that, was seines Amtes war, und genoß darnach der Ruhe. So unermüdlich er aber auch war, wo man geistliche Hülfe bedurfte oder suchte, so fern war er davon, den Leuten etwas aufzudringen, wofür sie noch kein Bedürfniß hatten, oder sie zu bearbeiten und mit geistlichen Reden und Ermahnungen zu überschütten. Ihm mißfiel diese Macherei, weil sie mehr aus dem Eigenen, als aus dem Geiste war und die Erfahrung ihm gezeigt hatte, daß nichts dabei herauskam. Die oft empfohlenen und sogar befohlenen regelmäßigen Hausbesuche in der Gemeinde hätte er wohl nur schwer ausführen können, er konnte sich aber um so weniger dazu entschließen, da er einerseits klagen mußte, daß er der geforderten Seelsorge nur annäherungsweise genügen könne, und er sich andererseits bei seiner Art, die Sache zu treiben, nichts von den Hausbesuchen versprach. Sehr geschickt verstand er übrigens Solche zu behandeln, die wohl eine scharfe Strafpredigt verdient hätten. Da in seiner Natur keine Schärfe lag, so erregte er nie böses Blut und wußte doch mit Ernst und Freundlichkeit einen Menschen zur Besinnung zu bringen. Einem Angetrunkenen, der ihm auf dem Wege begegnete, sagte er für dasmal nichts weiter, als: Lieber Y., ihr geht nicht richtig auf den Füßen, seht, ihr müßt so gehen, wie ich gehe. Bei gelegener Zeit ließ er sich dann weiter aus. „Ein Schneider", erzählt er, „hatte sich dem Trunke ergeben, dabei aber eine große Liebe zum Gotteshause behalten. Am Sonntage vor dem neuen Jahre war er Nachmittags während der Kinderlehre in der Kirche, und als mir die Kinder eine Antwort schuldig blieben, so gab er sie mit lauter Stimme, was natürlich unter Alten und Jungen ein großes Aufsehen erregte. Diese von meiner Seite unfreiwillige Katechisation setzte ich in meinem Hause, wohin ich ihn kommen ließ, weiter fort und katechisirte in ihn hinein und aus ihm heraus, „daß die Trunkenbolde das Reich Gottes nicht ererben werden." Er hat nun mit dem Neuen Jahre ein Neues angefangen und macht mir Freude. Um ihm etwas zu verdienen zu geben, nahm ich ihn einige Tage in's Haus, mir meine Röcke zu flicken, wobei ich denn Gelegenheit nahm, ihm das Wort des Herrn vom Flickwerk menschlicher Besserung zu erklären. Er meinte nämlich, mit einem guten Vorsatz rücksichtlich der Enthaltung vom Branntwein sich völlig gebessert zu haben. Jetzt scheint er die Sache tiefer zu fassen. Ich habe ihn recht

lieb und lobe ihn, daß er mir meine Röcke so gut geflickt hat, in welches Lob meine Frau jedoch nicht einstimmt." Die Erfahrungen, welche er in dieser Hinsicht machte, bewogen ihn, einen Mäßigkeitsverein zu gründen. „Seit November vorigen Jahres (1839) ist hier auch ein Mäßigkeitsverein entstanden, und zwar durch die Bemühung unseres gutgesinnten reitenden Voigts, dem ich von vorn herein gern darin behülflich gewesen bin, wenn schon ich mich aller Bearbeitung der Gemeinde von der Kanzel herab glaubte enthalten zu müssen. Merkwürdig sind mir die Früchte des Vereins schon während der kurzen Dauer erschienen." Doch fehlte es auch an üblen Erfahrungen nicht und später schloß Spitta diesen Verein an den Missionsverein an, das heißt, er behandelte die Mäßigkeitssache anhangsweise mit der Missionssache.

Denn die Missionssache hatte von vornherein einen viel günstigern Erfolg, wie sie auch viel lebhafter von Spitta betrieben wurde. Schon am ersten Feste der Erscheinung Christi forderte er von der Kanzel dazu auf, verbreitete dann Missionsblätter in der Gemeinde und schritt später zu der Gründung eines Vereins, welcher im Verfolge der Zeit erwünschte Früchte trug. Seit dem Sommer 1839 fing er an, an jedem ersten Montage im Monate für seine Hausgenossen eine Missionsstunde zu halten, darin folgten ihm mehrere Familien nach, nachdem ihnen Spitta die größeren Versammlungen abgerathen und gezeigt hatte, wie sich ein Hausvater dabei benehmen müsse. Die Gaben für die Mission wuchsen mit der Theilnahme allmählich in steigender Linie und erreichten in dem letzten Jahre vor Spitta's Versetzung die Höhe von 100 Rthlr., worüber er seine besondere Freude auch von der Kanzel ausdrückte. Ein kleiner Theil der Gaben war für die Judenmission bestimmt, für welche Spitta ein naheliegendes Interesse hatte. Schließlich mag noch das erwähnt werden, daß Spitta seiner Sträflinge in Wechold nicht vergaß. Auch ihrer nahm er sich an durch Gründung eines Vereines für entlassene Sträflinge, der freilich wenig Theilnahme fand.

Wenn wir nun nach den Früchten dieser Thätigkeit fragen, so blieben dieselben hier so wenig, als in Hameln aus. In einer Hinsicht waren sie zwar beschränkter, insofern Spitta's Wirksamkeit über die Grenzen seiner Gemeinde nicht eben hinausging, aus welchem Grunde er auch unangefochten und ruhig lebte und nicht mehr auf den großen

Markt geschleppt wurde. Dafür aber erstreckte sich jetzt seine Wirksamkeit mehr auf die Gemeinde als ganze. Für Fernerstehende hatte es das Ansehen, als wenn die Gemeinde der Mehrzahl nach erweckt wäre, und in einem gewissen Sinne ließ sich das auch sagen, sofern bei einer ziemlichen Zahl Liebe zu Gottes Wort und das Gefühl erwacht war, daß es anders werden müsse, wovon auch gewisse Früchte nicht ausblieben. Aeußerlich zeigte sich das an dem fleißigen Kirchenbesuche und an der wachsenden Zunahme der Abendmahlsgäste, die schon nach zwei Jahren von 2000 auf fast 3000 gestiegen waren. Spitta selbst freute sich dessen, wenn er sich gleich nicht der Täuschung hingab, als wenn alle lustigen Hörer des Wortes alsbald auch fleißige Thäter wären. Er wußte wohl, daß überall nur eine kleine Zahl aus dem großen Haufen der Verehrer Jesu zu seinen Nachfolgern gehört, und daß er diese kleine Zahl hier auch fand, dafür dankte er Gott. Es wird nicht nöthig sein, hier weiter in's Einzelne zu gehen, da die Erlebnisse Spitta's in seinen beiden frühern Gemeinden eingehend geschildert sind und sich hier im Ganzen weder Auffallendes noch Neues darbietet.

Nur das mag erwähnt werden, daß sich Spitta aus den mancherlei Erfahrungen, namentlich zu Hameln, eine Lehre gezogen hatte, welche einen nicht geringen Einfluß auf seine Wirksamkeit übte. Er sagt darüber im Januar 1840: „Soll ich Dir meinen Sinn im Vergleich mit den frühern Jahren bezeichnen? Es lag mir früher überwiegend stark an, schnell hie und da Seelen zu erwecken, wobei viel Eigenes und Eigenwerk vorkam. Nun hat mir der Herr den Sinn mehr aufgethan für das Amt und das Werk desselben, und wie es mir vor Allem obliegt, dies Amt redlich auszurichten in der Gemeinde. Nachdem es mir gegeben ist, die Herrlichkeit des Amtes selbst besser zu erkennen, das der Herr in seiner Kirche aufgerichtet hat als das Amt, das die Versöhnung predigt und den Geist giebt; daß er selbst selig preiset, die das Wort hören und bewahren, daß der Glaube aus der Predigt, dem Hören des Wortes kommt, mithin der Einzelne nicht auf das Lesen, sondern auf das Hören des Wortes zur Seligkeit hingewiesen, also an die Kirche verwiesen ist, die das Amt der Predigt hat; — thue ich das Amt mit ungleich größerer Freude und sehe nicht etwa nur die Erweckten in der Gemeinde, sondern die ganze, fleißig hörende Gemeinde mit dem Blicke der Hoffnung zur Selig-

keit an. Sieh, wenn ich mich nun des unverkennbaren Lebens aus Gott in der Gemeinde freue, so weiß ich zugleich mich dessen zu freuen als Werk der Gnadenmittel seiner Kirche, deren Diener ich bin, und daß von mir als solchem der Herr nicht Früchte meines Amtes, sondern nur Treue im Amte fordert." Diese Anschauung von der Sache lag eigentlich schon immer in Spitta, und wenn er sie hier als eine neue vorträgt, so bestand das Neue darin, daß er sie jetzt erst zur Klarheit und Bestimmtheit erhob, indem er sie aus den Störungen seiner jugendlichen Lebhaftigkeit herausarbeitete und, durch Erfahrung gewitzigt, zur Herrschaft erhob. In der damaligen Erweckungszeit lag eine hastige Unruhe und Geschäftigkeit, in der sich ein schöner Eifer nicht verkennen ließ, die aber von menschlichem Machwerke nicht frei war; und wenn Spitta sich von der herrschenden Strömung eine Strecke hatte mit fortziehen lassen, so fühlte er nun um so eher, daß das seine Bahn nicht war, da seine Natur einen andern Zuschnitt hatte. Daß er aber nicht deshalb sich auf die Studirstube einschloß und sie nur verließ, um seine Predigt zu halten, haben wir schon gesehen.

Spitta hatte daher auch nicht nöthig, sein Verfahren bedeutend zu ändern, und setzte es im Ganzen fort, wie er es in Hameln getrieben hatte. In Hameln hatte er seine Sonntagabende, wo sich etliche Freunde bei ihm versammelten, um sich geistlich mit ihm zu bereden. In Wechold hatte er seine Sonntagnachmittage, an denen angeregte Glieder seiner Gemeinde zu ihm kamen und, wie er sich ausdrückte, von ihm nahmen und ihm gaben, oft mehr gaben als nahmen, denn Spitta pflegte bei solchen Gelegenheiten nicht gerade viel zu reden, sondern mehr zum Reden zu veranlassen und seine Bemerkungen gelegentlich einzustreuen. Nur wenn wichtige Angelegenheiten im Wege lagen, ließ er sich weiter aus. Mit Conventikeln hatte das keine Aehnlichkeit, und Conventikel bildeten sich auch in der Gemeinde nicht, obgleich die Freunde des Wortes Gottes hier und da, aber ganz frei, in den Häusern zusammenkamen, ein geistliches Lied sangen, oder sich nach Gelegenheit etwas vorlasen und sich unterhielten. Den Conventikeln arbeitete Spitta geradezu entgegen. „Erneute Versuche," schreibt er, „von Seiten der Freunde der Brüdergemeinde in den benachbarten Kirchdörfern Martfeld und Eitzendorf, die Erweckten dieser Gemeinde mit sich zu regelmäßigen Versammlungen zu verbinden, sind, wie ich hoffe,

auf eine gütliche und für jene unverletzende Weise abgelehnt. Es ist Vieles, was mich bewegt, die Bildung solcher Versammlungen hier zu hindern. Einmal ist es nicht zu wünschen, ja unserer Kirche Schaden, daß alles Leben, das sich in ihr regt, durch die Pflege, die es in solchen Versammlungen empfängt, bei zwar rascherer Entwickelung, die Form herrnhutischer Frömmigkeit bekomme. Dann giebt sich, vom kirchlichen Standpunkte aus betrachtet, doch wirklich etwas Separatistisches in solchen Versammlungen kund. Ich habe daher mich mehrfach gegen Einzelne nicht nur unter Darlegung solcher Gründe dawider ausgesprochen, sondern ihnen auch nicht verhalten, daß solche Versammlungen gesetzlich verboten seien. Ich bin der Meinung, daß ich als Diener der Kirche für sie und nicht für Conventikel zu arbeiten, mithin eine andere Aufgabe habe, als durch kirchliche Thätigkeit für Privat-Versammlungen zu wirken. Anmerklich ist mir auch, wie jene Privat-Christen (ich will übrigens dieses Wort nicht im üblen Sinne verstanden haben!) durchaus ganz nach herrnhutischer Weise gegen alle Confessionsverschiedenheit gleichgültig sind und in falschem Gegensatz gegen den großen Haufen, der sich mit äußerer Theilnahme am kirchlichen Gottesdienste zufriedenstellt, diesem eine sehr untergeordnete Bedeutung geben, und an ihm genug haben, wenn sie nur darin vermittelst der Predigt für ihre Frömmigkeit Nahrung finden." Zu dieser Aeußerung von 1839 mag sich noch eine zweite von 1841 gesellen, wo er sagt: „Wir freuen uns, daß wir den Schatz des Himmelreiches nicht im fremden, sondern im Acker unserer Kirche gefunden haben, daß uns nicht noth ist, um des Schatzes willen einen fremden Acker zu kaufen, römisch oder herrnhutisch zu werden, sondern im Erbe der Väter allen Reichthum der Gabe und Gnade vorfinden. Das Alles aber ohne Seitenhiebe. Der Pfleger der Brüdergemeinde, welcher von Bremen aus die hiesige Gegend besucht, ist ein besonnener und verständiger Mann, mit dem ich in freundlichem Verkehre stehe und dessen Besuch bei Einzelnen in der Gemeinde mir durchaus nicht unlieb ist."

Hier in Wechold traf Spitta zum erstenmale auf wiedertäuferische Bewegungen. Dieselben hatten in Deutschland erst mit dem Jahre 1834 ihren Anfang genommen, zu welcher Zeit sich Oncken in Hamburg hatte wiedertaufen lassen und als das Haupt dieser Sekte unermüdet thätig für die Ausbreitung seiner Irrlehre war. Seine Boten durchstreiften

auch das hannoversche Land und spürten hin und her den erweckten Seelen nach, die bei dem damaligen Stande der Dinge ohne feste Lehre und ohne klares Glaubensbewußtsein eine leichte Beute der Wiedertäufer wurden, um so mehr, da diese auf Heiligung des Lebens in pietistischer Weise und strenge Gemeindezucht drangen. In jener ersten Zeit hatten überdies die Wiedertäufer, und besonders Oncken, etwas Stürmisches, ein wildes Feuer, das zumal bei Anfängern leicht zündete. Wechold selbst wurde nun freilich damals noch nicht von Wiedertäufern heimgesucht. Es war nur ein noch nicht entschiedener Anhänger derselben, mit welchem Spitta zu thun hatte, der aber von seinen Grundsätzen kein Hehl machte und bei seiner Persönlichkeit leicht einen üblen Einfluß üben konnte. Spitta mag uns das selbst erzählen. „Wir sehen ohne herrnhutische Separation, ohne methodistische Erweckungspraxis das Reich Gottes zu uns kommen in Gerechtigkeit, Friede und Freude des heiligen Geistes. Die uns aus dem Bremen-Verdenschen immer näher rückenden Gefahren wiedertäuferischer Bestrebungen haben bisher nur die gute Folge gehabt, daß die Gläubigen sich ihres in der Kirche überkommenen Glaubens recht bewußt geworden sind. Welcherlei Weise die Wiedertäufer die Erweckten unserer Kirche an sich locken, das lernte ich kürzlich aus einem Gespräche mit einem Uhrmacher, der, in einer nahgelegenen Gemeinde wohnhaft, auf seinen Geschäftsreisen häufig mit ihnen zusammenkommt und bereits so steht, daß er sagt: sie haben Recht und wir haben Unrecht. Im wiedertäuferischen Sinne bestritt er zuerst die Zulässigkeit der Kindertaufe mit solchen Schriftstellen, die von der Taufe der Erwachsenen und vorgängiger Belehrung derselben handelten; dann aber und besonders die Wirksamkeit der Kindertaufe mit seiner und, wie er meinte, aller Erweckten Erfahrung, daß ihnen die kirchliche Taufe nichts genützt habe; endlich auch die Art unserer Taufe mit der der Taufe unseres Herrn. Gewiß, in einer Zeit, wo die wohl und tief begründete Kirchenlehre Tausenden unbekannt ist, wo die Lehrer der Kirche durch offenbare, dem Worte Gottes zuwiderlaufende, große und vielfältige Irrlehre so allen Credit bei den Hörern verloren haben, daß es wenig auffällt, von der Kanzel eine andere Lehre zu hören, als in der Bibel zu lesen; da darf es uns nicht wundern, wenn einfältige und redliche Seelen in wiedertäuferischen Irrlehren verstrickt werden. Wo steht geschrieben,

daß man die Kinder taufen solle und getauft habe? was hat euch die Kindertaufe genützt? und soll nicht getauft werden, wie unser Herr Christus getauft ist? das sind drei Fragen, die unsere Erweckten von ihrem Standpunkte aus schwer auf eine ihr Gewissen zufriedenstellende Weise beantworten mögen. Es ist übrigens merkwürdig, daß solche wiedertäuferische Umtriebe mit den gesunden Lebenstrieben in der Kirche, jetzt wie zur Zeit der Reformation, sich hervorthun und daß man mit dem Worte, darauf die Kirche erbaut ist, und damit sie sich fortweg erbaut, die Kirche verstört und Rotten anrichtet, ja fast genau die Sprache jener Schwarmgeister führt. Mein baptistischer Uhrmacher wurde doch bei dem, was ich ihm auf seine wegwerfende Frage: was hat mir meine Taufe genützt? erwiederte, ernst und nachdenkend. Er hat sich nachher geäußert, er wolle doch wieder wie früher mehr hierher zur Kirche kommen; aber abfallen könne er den Wiedertäufern als gefährlichen Menschen schon deshalb nicht, weil sie ein so heiliges Leben führten in Demuth und Weltverleugnung, daß wir uns ihnen gegenüber schämen müßten. Nun ja, wenn es so ist, wer wüßte es nicht! Aber das entscheidet doch so wenig über Wahrheit und Irrthum in der Lehre, als jener barmherzige (Luc. 10) und jener dankbare (Luc. 17) Samariter durch ihre die Juden beschämende Barmherzigkeit und Dankbarkeit die samaritische Irrlehre gegen Israel's Rechtgläubigkeit rechtfertigten; denn Joh. 4 spricht der Herr zu der Samariterin: Ihr wisset nicht, was ihr anbetet; wir wissen aber, was wir anbeten, denn das Heil kommt von den Juden.“ Jener Uhrmacher trat später zu den Methodisten über.

Man wird aus der bisherigen Thätigkeit und den Aeußerungen Spitta's schon ziemlich deutlich abgenommen haben, daß sich in Wechold bei ihm die sogenannte kirchliche Richtung durcharbeitete. Die Anfänge dazu zeigen sich kenntlicher im Jahre 1839, sie treten aber so wenig plötzlich und unvorbereitet auf, daß man gar nicht davon überrascht ist. Spitta's Natur war eine durchweg conservative, und wenn auch, besonders früher, das Gemüthsleben eine große Macht bei ihm hatte, so fühlte er sich eben deswegen um so mehr getrieben, feste Haltpunkte zu suchen, die seine besonnene Natur in der Gleichmäßigkeit und Stetigkeit erhalten sollten und ihn gegen die unvermeidlichen Schwankungen des flüssigen Gemüthslebens schützten. Zu eigentlichen Sprüngen konnte

er sich nicht verstehen, nachdem er den großen Sprung aus dem stürmischen Meere des Weltlebens in das feste Land des Reiches Gottes gemacht hatte. Sprünge sind bei ihm auch gar nicht zu entdecken. Gleich zu Anfange seines neuen Glaubenslebens suchte er feste Haltpunkte in der Schrift durch Luther und die lutherischen Bekenntnißschriften zu gewinnen. Den wichtigsten Haltpunkt gewann er in der Rechtfertigungslehre. Es ist früher gezeigt, daß er in derselben alle fremden, modernen und pietistischen Ansätze rein abschnitt und, durch die Erfahrung belehrt, die schärfsten Lehrbestimmungen der Concordienformel zu den seinigen machte. Nachdem er in diesem Hauptstücke streng kirchlich geworden war, hatte es keine Schwierigkeit, daß er sich auch nach und nach das übrige Lehrgebiet aneignete. In der Lehre von den Sacramenten hatte er nie Bedenken. Er nahm sie, wie er sie in der Kirche vorfand, denn so sagte sie ihm zu und so fand er sie in der Schrift. Tiefer hinein ging er freilich erst später, als er ein Bedürfniß empfand, sich darüber klar zu werden. Eben so ging es ihm mit der Lehre vom geistlichen Amte. Sein tiefes Bedürfniß, sich von dem Herrn leiten zu lassen und für seine Thätigkeit einen göttlichen Boden zu haben, ließ ihn den Ruf zum geistlichen Amte als etwas Großes und Besonderes ansehen. Das Amt war ihm von Gott, wenn er gleich nicht klar darüber war, welche Ausdehnung er der Amtsgewalt geben sollte. Nur das war ihm klar, daß er das Amt weder im katholischen, noch im sektirerischen Sinne fassen dürfe. Die kirchliche Lehre war damals noch nicht so durchgearbeitet, wie jetzt. Es war daher begreiflich, daß auch Spitta sich nicht streng und regelrecht darin bewegte, so lange die Erfahrung ihm das Bedürfniß nicht nahe legte. Eben so wenig war er ein exclusiver Lutheraner, wenn er gleich von seinem eigenen Lebensgebiete und seiner Amtsthätigkeit Alles ausschloß, was ihm fremd und störend war.

Wenn nun mit dem Jahre 1838 oder mit seiner Versetzung nach Wechold bei ihm die kirchliche Richtung zu stärkerer Herrschaft kam, so liegt es ziemlich nahe, den Grund in den Hamelnschen Vorgängen zu suchen, zumal da er selbst in seinen Briefen darauf hindeutet. Die Anfechtungen, die er in Hameln hatte bestehen müssen und die seine Lehre und Thätigkeit hatten durch's Sieb gehen lassen, führten ihn zu erneuter Prüfung und zwangen ihn, schon um sich gegen Angriffe sicher zu stellen, sich überall auf den gesetzmäßigen

Boden der Kirche zurückzuziehen und sich überall innerhalb ihrer Lehre und Ordnung zu bewegen. Das war ihm um so natürlicher, da er sich hier heimisch fühlte und sich nur tiefer einzuleben hatte. Es kam aber noch ein andrer Grund hinzu, der ihn in dieser Richtung forttrieb.

Seit seinem Abgange von Lüne haben wir einen Mann aus dem Auge verloren, welcher für Spitta eine große Bedeutung hatte. Es ist das der Geheime Legationsrath v. Arnswaldt, der Sohn des ehemaligen hannoverschen Ministers *). Der Professor Umbreit hat ihm vor ein paar Jahren nach seinem Abscheiden ein Denkmal in den „Studien und Kritiken" gesetzt, das freilich als ein Zeugniß der Liebe und Verehrung des Schönen viel enthält, aber doch keinen genügenden Begriff von diesem Manne giebt, welcher den bedeutendsten Geistern zuzuzählen ist und nur darum seinen verdienten Namen nicht gefunden hat, weil ihm eine Gabe von Gott versagt war, die Gabe, sich mit Leichtigkeit auszudrücken. Erst wenn man ihn in eine gewisse Aufregung versetzt hatte, durchbrach er seine spröde Natur und wurde seiner Sprache mächtig. Zu bedauern war das um so mehr, da er bei seinem umfassenden Gedächtnisse und seinem feinen und reichen Sinne die umfassendsten Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten besaß und bei seinem bedeutenden Scharf- und Tiefsinne auf den Grund der Dinge hinunterdrang und sich die Bahn zu einer Anschauung brach, die man respectiren mußte, wenn man sich auch in wesentlichen Stücken im Widerstreit mit ihr befand. Diese seine Anschauung hatte sich bei ihm in der harten Schule der Erfahrung gebildet. Denn seit er zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen war, hatte ihn Gott einen sehr tiefen, dunkeln Weg geführt. Die Auszüge aus Spitta's Briefen haben uns hin und wieder Gelegenheit gegeben, in diese Nacht einen Blick zu werfen. Sie war oft sehr trostlos. Mit ganzer Seele und allen Kräften rang er darnach, nicht nur sich selbst untadelig darzustellen, sondern auch seines Heiles in Christo gewiß zu werden. Hierbei stand ihm aber zweierlei im Wege, sein Kopf und sein Leib. Sein gebrechlicher Leib suchte ihn häufig mit trüben Stimmungen heim und machte es ihm sehr schwer, seines Lebens froh zu werden. Sein Kopf aber, zum Grübeln aufgelegt, wühlte in den gestörten Seelenzuständen herum, um die Gnadenwirkungen

*) Vergleiche Seite 41, Note *).

Gottes zu entdecken, und konnte sie auf diese Art nie finden. Da wurde denn aus Traurigkeit Trostlosigkeit und der arme Mann war innerlich oft wie zergeißelt; die Welt sagte spottend, daß er sich auch äußerlich geißeln lasse. In diesen Zuständen wurde ihm Spitta's Zuspruch von großer Wichtigkeit. Spitta trat mit kindlicher Glaubenseinfalt seinen vermessenen Grübeleien entgegen und wies ihn von sich selber hinweg auf den, der gesprochen hat: Laß dir an meiner Gnade genügen. Immer wieder hielt er ihm vor, daß er so lange keinen Frieden finden würde, als er auf sich selber beruhte und in seinen eigenen Zuständen, Werken und Besserungen den Frieden suchte. Bei ihm insbesondere erkannte er, daß eine hartangefochtene Seele mit nichts Anderm zu trösten sei, als mit dem Troste der freien Gnade Gottes, die wir allein durch den Glauben ohne Werke und Gerechtigkeit annehmen. Es dauerte aber sehr lange, ehe v. Arnswaldt sich in diese Glaubensgerechtigkeit finden konnte. Erst eine Reise nach Rom scheint den Ausschlag gegeben zu haben. Von da kehrte er fröhlicher heim und schlug seitdem entschieden die Richtung ein, der er bis an's Lebensende treu blieb. Er war ein Kirchenmann im vollsten Sinne des Wortes geworden, und wenn man ihn darüber zur Rede stellte, pflegte er zu sagen: Ich hab' es erfahren, daß es so sein muß. Was er in sich gesucht und nicht gefunden hatte, das hatte er gefunden, seit er einen festen Halt in der Kirche gefunden hatte; und ohne seinen Standpunkt damit in aller Weise zu rechtfertigen, darf man doch wohl sagen, für ihn hatte eine innere Nöthigung darin gelegen. Es würde lehrreich sein, die neuere kirchliche und confessionelle Bewegung bis in ihre letzten innern Gründe zu verfolgen. Man würde sehen, daß ihr in vielen Fällen etwas mehr zum Grunde liegt, als man ihr so gern unterschiebt, wenn auch Viele sich in diese Bewegung nur haben hineinziehen lassen, ohne innerlich darauf geführt zu sein, was aber das Schicksal aller mächtig werdenden Richtungen ist.

Wie nun Spitta seinen Freund v. Arnswaldt fortgeschoben hatte, so schob dieser wiederum Spitta fort. Ein Kirchenmann wie v. Arnswaldt konnte freilich Spitta nicht werden und ist es nie geworden. Ueber wesentliche Lehren und Anschauungen lag er mit ihm aus einander. Er konnte schon der Kirche ein solches Ansehen nimmer beilegen, wie jener. Für Spitta hatte allerdings die Kirche ein großes

Ansehen und es berührte ihn unangenehm, wenn man geringschätzig oder wegwerfend darüber sprach. Er hatte in dem wichtigsten Artikel, in der Rechtfertigung, von der Kirche gelernt, und sie hierin erprobt gefunden. Er lernte und erprobte im Verlaufe der Zeit noch mehr. Es ging ihm endlich wie einem Schüler, welcher die Ueberlegenheit seines Lehrers erfahren hat und sich nun bescheidet, daß sein Lehrer Vieles besser weiß, als er, was er vorläufig auf das Wort desselben sich gefallen läßt und annimmt, so lange er noch nicht vom Gegentheile sichere Erfahrungen gemacht hat. Nie aber war darum Spitta gesonnen, das Ansehen der Kirche an die Stelle des Wortes Gottes zu setzen, vielmehr erkannte er das einzige und entscheidende Ansehen in allen Glaubenssachen der heil. Schrift zu, wie er denn von Anfang an von der Schrift ausgegangen war und bis an's Ende auf sie zurückging.

Wie er nun mit einem gewissen Gegensatze seinem Freunde gegenüberstand, so empfing er auch nicht von ihm allein einen Anstoß. Sein Freund Meyer pflegte ihn alle Weihnachten mit einem schönen Buche zu erfreuen. In Beziehung darauf schreibt er den 10. Januar 1839: „Für das schöne Buch von Rudelbach sollst Du noch besonderen Dank haben. Ich bin mitten darin und freue mich desselben um so mehr, als mir Guericke's Reformationsgeschichte, die ich mit meiner Frau unlängst gelesen, eine erläuternde Einleitung dazu gewesen ist. Ueberhaupt kommt der Segen der lutherischen Reformation jetzt allmählich an mich heran und in mich herein. Ich habe in den letzten Zeiten die Aufsätze in den frühern Jahrgängen der evangelischen Kirchenzeitung über Lutherthum und lutherisches Abendmahl mit Gewinn für mein Verständniß und mit Freude über das Herrliche unserer Kirche gelesen, auch unseres Freundes Arnswaldt's Büchlein (Die Gegenwart des Leibes und Blutes des Herrn im heiligen Abendmahle) wieder vorgenommen und besser verstanden." Die kirchliche Strömung trat damals sichtbar hervor und wurde durch die gewaltsame preußische Union und die schlesischen Vorgänge sehr gestärkt. Nachdem Sartorius im Sinne der Bekenntnisse nachdrücklich gewirkt hatte, gab Rudelbach's Schrift über Union und Lutherthum den Ausschlag und zeigte, was bei einer Union auf dem Spiele stand. Und obgleich das Consistorium zu Hannover bei seiner besonnenen Weise die Gefahr der

Kirchenmengerei von dem Lande abgewandt hatte und von der Seite nichts zu besorgen war, so machten doch die Verwirrungen in Preußen und die darüber geführten Federkriege wenigstens so weit einen Eindruck, daß man anfing, sich auf die Schätze der Kirche zu besinnen. Noch einige Jahre später war die kirchliche Bewegung im Lande im vollen Gange und gewann mit jedem Jahre an Ausdehnung und Kraft. Da sie von oben her weder gemacht noch begünstigt wurde, dagegen im Verlaufe der Zeit selbst im Volke Wurzeln schlug, so ist wohl daraus ersichtlich, was auch von den Gegnern eingeräumt ist, daß sie sich auf naturgemäße Weise aus der hannoverschen Landeskirche entwickelte. Ein nicht geringer Gewinn für sie war es, daß Spitta's naher Freund und Gevattersmann, der Pastor Dr. Petri*) an der Kreuzkirche zu Hannover, mit seinem richtigen, praktischen Blicke, seiner Besonnenheit, Nüchternheit und seinem scharfen Urtheile auf die Bewegung Einfluß gewann. Ihm wäre ein ganz besonderes Gedächtniß für diesen Theil der landeskirchlichen Geschichte zu stiften, mit der er seinen Namen eng verwoben hat. Doch mag es hier an der Andeutung genug sein, um den Zusammenhang der Dinge im großen Ganzen erkennen zu lassen. Es mag nur das erwähnt werden, daß Spitta auf Petri's Urtheil sehr viel gab und in schwierigen Fragen gern seinen Rath einholte.

Durch alle diese Umstände wurde Spitta immer weiter fortgeschoben. Da aber keinerlei Schärfe und Schroffheit in seiner Natur lag, so ließ er der Liebe nach wie vor ihr Regiment, so weit das ohne Nachtheil des Wortes Gottes geschehen konnte. Mußte er die Grenzen seiner Kirche gegen Andersdenkende wahren, so geschah das mit der größtmöglichsten Schonung, ohne irgend ein verletzendes Wort, das er sich über sie nicht einmal in Briefen gegen seine vertrauten Freunde erlaubte. In Wortstreite ließ er sich gar nicht ein, weil die Lebhaftigkeit leicht weiter ging, als gut war; und

*) Ludwig Adolf Petri, 16. Nov. 1803 zu Lüthorst bei Eimbeck als Sohn eines Geistlichen geboren, studirte in Göttingen, ward 1829 zum Collaborator an der Kreuzkirche in Hannover erwählt, an der er dann in's Pfarramt rückte und in demselben am 8. Januar 1873 verstorben ist; einer der bedeutendsten Geistlichen der hannoverschen Landeskirche. Vergl. seine Biographie von E. Petri, Hannover 1888 (Bd. 1), desgl. in Herzog's Encyclopädie 18, 450 f. Freytag, Zu Petri's Gedächtniß, Hannover 1873. Meier, in der Einleitung zu Münkel's, Nachgelassene Schriften, herausgegeben von Frommel, Hannover 1889, S. 11 f. 15 f.

wo er bei seinen Freunden ein wildes Feuer hervorbrechen sah, war er bald mit Löscheimern bei der Hand. „Die jungen Leute,“ schreibt er unterm 7. Jan. 1841, „die von hier nach Bremen gehen, weise ich zur Communion und zum beichtväterlichen Verhältnisse an die lutherischen Prediger v. Hanfstengel*) und Toel**), mich freuend, daß ihnen dort nicht die Wahl ist zwischen gläubigen reformirten oder rationalistischen lutherischen Predigern. In Bremen, wo ich im Herbst einige Tage zum Besuche war, wohnte ich einer theologischen Abendgesellschaft bei, deren Mitglieder, lutherische und reformirte Prediger, die Bibel mit einander lesen. Es gab sich die Veranlassung, über die Taufe zu reden. Da fielen die Ansichten auseinander, lutherisch und reformirt; dort eine Taufe aus Wasser und Geist, hier zwei Taufen, eine aus dem Wasser, eine andere aus dem Geist. Kinder, sagte Treviranus,***) laßt uns nicht weiter darauf eingehen. Man schwieg — und die theologische Abendgesellschaft war wieder unirt. — Uebrigens war man in Bremen über die Krummacher-Paniel'sche Geschichte †) (in Folge der Krummacher'schen Verfluchungspredigt gegen den Rationalismus, auf welche Paniel geantwortet hatte) in starke Bewegung gerathen. Pauli ††) hatte gerade das Bekenntniß bremischer Pastoren in Sachen der Wahrheit unter der Feder; ein Bekenntniß

---

*) Siehe oben S. 130, Note *).

**) Friedrich Adolf Toel, geb. zu Bremen am 13. Febr. 1805, wurde 1831 luth. Pastor zu St. Remberti daselbst und starb am 8. Aug. 1864.

***) Geo. Gottfr. Treviranus, Sohn eines Bremer Kaufmanns, geb. am 12. Januar 1788, wollte sich anfangs dem Handel widmen, studirte dann aus Neigung Theologie und wurde 1811 reformirter Prediger in Grambke bei Bremen, von wo er 1814 an St. Martini in Bremen berufen ward, ein Mann unermüdlicher, von immensem Herzenseifer bewegter practischer Thätigkeit. Siehe den oben S. 92 angeführten Plan. Tr. legte 1866 sein Amt altershalber nieder und starb 1868.

†) Carl Friedr. Wilh. Paniel (reformirt), geboren zu Mannheim am 19. April 1803. Pastor zu Ziegelhausen bei Heidelberg 1834, an St. Ansgarii zu Bremen 1839. Die bei Gelegenheit eines Besuches, den er seinem Vater (oben S. 93., Note *) machte, gehaltene Predigt von Friedr. Wilh. Krummacher fand am 12. Juli 1840 statt. Vergl. Herzog's Realencyclopädie, Ausgabe 2, Th. 9, 198 f. Paniel starb am 4. October 1856.

††) Emil Aug. Pauli (reform.), geb. zu Hamburg 25. Aug. 1794, wurde 1841 Pastor an der Friedrichswerderschen Kirche in Berlin, 1825 zu Neuenkirchen bei Blumenthal in der Nähe von Bremen, 1827 an der Michaeliskirche zu Bremen, 1830 an der Liebfrauenkirche daselbst, gest. 18. Mai 1863. Als vorzüglicher Geistlicher Menkenscher Richtung besonders in den höhern Gesellschaftskreisen geschätzt. Er ist der Vater des Historikers.

löblicher Art, aber für den vorliegenden Fall, meiner Meinung nach, von geringer Bedeutung, weil ohne alle kirchliche Haltung, ja ohne eine geschichtliche Hinweisung auf das, was von je in der protestantischen Kirche geglaubt und gelehrt ist. Wie verlautet, sollen Paniel und Einige seines Sinnes anfänglich die Ausgabe eines eigenen Bekenntnisses beabsichtigt haben, dasselbe aber aus Mangel an Subscribenten ungedruckt geblieben sein. Für die bremische Geistlichkeit immerhin ein erfreuliches Zeugniß. Aber gleichwohl wird sich Paniel unter einer Geistlichkeit wenig genirt fühlen, die das thut, was er thut, nämlich die Kirche, deren Diener sie sind, ignorirt und auf eigne Hand und Gefahr handelt. Nun, der Herr und das Haupt seiner Gemeinde wird ja das Gericht ausführen zum Siege."

Nachdem Spitta diese ernsten Fragen ein paar Jahre lang mit sich herumgetragen hatte, wurden sie ihm unerwartet in einer Weise zur Entscheidung vorgelegt, die sie mitten in sein Leben hineinrückte. Zu Barmen-Wupperfeld war der Pastor Feldhoff, welcher Spitta schon in Hameln aufgesucht hatte, mit Segen gekrönt von dem Herrn aus der Zeitlichkeit abgerufen. Die Gemeinde wählte zu seinem Nachfolger einen Pastor Krebs in Rheydt. Indessen Krebs' Gemeinde hing so sehr an ihrem Prediger, daß sich eigene Betvereine bildeten, welche in einer Reihenfolge für sein Bleiben in Rheydt beteten. Die Gemeinde zu Wupperfeld sah sich deshalb genöthigt, auf einen andern Mann zu denken. Im October 1844 kamen die Gemeindevertreter abermals zusammen und vereinigten sich zu dem Beschlusse, einige Abgeordnete nach Wechold zu schicken, welche Spitta predigen hören und an Ort und Stelle die nöthigen Erkundigungen einziehen sollten. Auf Spitta war man natürlich durch seine Lieder aufmerksam geworden, dann aber auch durch das, was man von seiner Person und Wirksamkeit gehört hatte. Denn es war nicht bloß um eine literarische Berühmtheit zu thun, wie man aus einem Privatbriefe von dorther an Spitta sehen kann, worin es heißt: „Sie glauben nicht, welch eine Sorge in Gebet und Hoffen durch die Gemeinde geht, wie Alles sich um den einen Punkt dreht, einen erfahrenen, christlichen Prediger zu bekommen." Die Abgeordneten, den Director Wetzel an der Spitze, kamen noch im October in Wechold an, sie wohnten dem Gottesdienste bei und verkehrten nachher mit Spitta in seinem Hause. „Wir haben

in Wechold schöne Stunden verlebt," schreibt Wetzel nachher an Spitta, „wir sind erquickt worden durch das Wort der Wahrheit, das wir in der Kirche hörten; wir haben uns wohl gefühlt in Ihrem häuslichen Kreise und nur das Eine bleibt uns zu bedauern übrig, daß unsre beschränkte Zeit es uns nicht erlaubte, länger mit ihnen zusammen zu sein." Am 29. October kehrten die Abgeordneten zurück. „Wie ein Lauffeuer," heißt es in einem Briefe von dorther, „eilte die Nachricht durch die Gemeinde. Heute Abend statteten die Abgeordneten vor den Gemeindevertretern Bericht ab. Zuerst wurde nach einigen mündlichen Erklärungen Spitta's Predigt, welche der Director Wetzel wörtlich aufgeschrieben hatte, vorgelesen." Dann aber drehten sich die Verhandlungen auf den schwierigsten Punkt, welcher der Wahlangelegenheit im Wege stand. Es wurde in der Versammlung ein Brief vom Pastor Treviranus zu Bremen vorgelesen, worin es wörtlich hieß: „Spitta ist ein entschiedener Alt-Lutheraner, und es wäre für das Wupperthal eine wunderliche Wahl, die mich sehr schmerzen sollte. So lange er in Wechold steht, ich meine 5—6 Jahre, habe ich ihn in Bremen noch nicht, so viel ich mich erinnere, gesehen, oder es mag in der ersten Zeit gewesen sein. Ich bin in Hameln länger bei ihm gewesen und mich dünkt, es müßte ihm doch Freude machen, zu uns zu kommen. Wir sind aber reformirt! Ebenso ist er auch entschieden gegen die Gustav-Adolfs-Stiftung, wie alle Alt-Lutheraner, und hat sich nicht angeschlossen. Das können Sie auch mit meinem Namen sagen. Ich muß noch dazu sagen, daß ich meine, seine Gedichte haben ihm besonders Ruf erworben. Ich habe ihn freilich nur einmal predigen gehört in Hameln über Römer 8, 12. 2c., die Sonntagsepistel, wo die Eintheilung war: 1) wir sind Schuldner, 2) Kinder, 3) Erben, und nicht viel Schrifterklärung. Das ist ja auch lutherisch u. s. w." So würde Spitta nicht über Treviranus geschrieben haben und so hat er auch nicht geschrieben. Ein Freund Spitta's, aber kein Alt-Lutheraner, fühlte sich gedrungen, dagegen zu bemerken, was er aus Spitta's eignem Munde gehört habe. Spitta sei der rechten Union keineswegs abgeneigt, d. h. der aus der Kirche selbst hervorgegangenen Union, dagegen verwerfe er jede durch die Staatsgewalt hineingebrachte und aufgedrängte Union. Ferner sei Spitta der entschiedenen Meinung, es bedürfe bei Aussendung der Missionäre durch-

aus eines kirchlichen Bekenntnisses, und zwar eines solchen, wie es in den symbolischen Büchern enthalten sei; und gerade wegen dieses Punktes sei es zu Weiterungen zwischen Spitta und den reformirten Predigern Bremens gekommen. Also Union, die rechte Union, aber nicht damit anzufangen, daß die Bekenntnisse bei Seite geschoben würden. Der Anfang sei vielmehr damit zu machen, daß man sich gegenseitig tragen lerne in Liebe, in Hoffen auf des Herrn gnädiges Walten, in Harren mit Geduld. Wegen des G.-A.-Vereins hatte Spitta noch ganz andre, als confessionelle Bedenken, und im Wupperthale selbst waren Mehrere, welche die Bedenken mit ihm theilten. Nachdem die Vertreter dies und Anderes hin und her erwogen und zuletzt noch das günstige Zeugniß des bekannten Pastors Sander in die Wagschale geworfen hatten, kamen sie zu dem Beschlusse, daß Spitta gerade der rechte Mann für diese Gemeinde sei. Es handelte sich nur noch darum, ob Spitta auch die Stelle annehmen werde. Der Ertrag der Stelle war neben freier Wohnung und Garten 1200 Rthlr. Das war vorläufig die Nebensache, denn erst mußte Spitta mit den kirchlichen Verhältnissen im Reinen sein. Man hatte ihm dieselben nur im Allgemeinen vorgestellt und beeilte sich daher, ihm genauere Auskunft zu geben. „Die Gemeinde ist eine echt und rein lutherische,“ schrieb ihm Wetzel; „es sei ihr nie in den Sinn gekommen, eine Union durch Verschmelzung oder Vermischung der Bekenntnisse zu Stande zu bringen. Eben so wenig würde Spitta auf die Union verpflichtet werden, und das sei die Antwort auf seine Frage: „Kann ich bleiben, was ich bin?“ Dennoch fühlte sich Spitta gedrungen, das Band wieder aufzulösen, das so eben in Liebe und Vertrauen angeknüpft, so schmerzlich ihm das auch war. Die Gemeinde sollte freilich eine lutherische sein, aber es war nicht klar, ob sie der unveränderten oder der veränderten Augsburgischen Confession anhing. Klar war ihm dagegen aufgegeben, daß er sich auf die Synodal-Union verpflichten müsse, oder sich damit einverstanden erklären, daß bei den Synoden das heilige Abendmahl nach unirtem Gebrauche ausgetheilt werde. Nicht weniger gab man ihm zu verstehen, daß er sich nicht widersetzen dürfe, wenn demnächst die Gemeinde Willens sein sollte, die Union einzuführen. Man wird leicht einsehen, daß Spitta noch kein strenger Alt-Lutheraner zu sein brauchte, um die Wahl einfach abzulehnen.

Dies war im Jahre 1844. Im Jahre 1846 erging noch einmal von dorther, und zwar von der lutherischen Gemeinde zu Elberfeld, eine noch dringendere und noch besser begründete Aufforderung an Spitta. Im August des genannten Jahres kamen 6 Abgeordnete der Gemeinde zu Elberfeld nach Wechold, Umschau zu halten. „Sie werden es uns nicht als allzu großen Kleinglauben deuten," schrieben dieselben später an Spitta, „daß wir uns Anfangs, als wir Sonnabends unterweges hörten, Sie seien verreist, dann Abends in Hoya, Sie seien zurück und würden predigen, darauf wieder Sonntag Morgen, Sie predigten doch nicht, — daß wir uns da in diese uns sehr wunderlich vorkommende Regierung eben nicht so schnell finden konnten: und wenn auch einzelne fürsorgliche Winke, z. B. daß Sie nach siebenwöchentlicher Abwesenheit gerade mit uns heimkehrten, daß unsre Wahlangelegenheit gerade so lange in einer eigenthümlichen Schwankung bleiben mußte und da erst, schon so nahe vor dem Wahltage, der Gedanke an eine Deputation nach Wechold auftauchen und sofort bei unseren Vertretern einhellige Zustimmung finden mußte; — so müssen wir doch aufrichtig bekennen, daß es uns nach der 40 Meilen weiten Fahrt noch bis Sonntag Nachmittag erging, wie einem Bergmann im dunklen Schacht, der wohl fühlt, daß er in der Nähe des edlen Metalles ist, ja der deß ganz gewiß wird, je länger er um sich greift und betastet, — aber dem das Lichtlein fehlt, das ihn zum klaren Anschauen bringen muß. Wir fühlten uns vor einer verschlossenen Thür." Die Abgeordneten waren allerdings insoweit vor eine verschlossene Thür gekommen, als Spitta nicht predigte und damit ein Hauptzweck der weiten Reise vereitelt war. Dafür wurde ihnen eine andre Thür zu dem Hause und Verkehre Spitta's aufgethan, die manches edle Metall sehen ließ. Doch rückten die Abgeordneten mit ihrer eigentlichen Absicht nicht heraus, ließen auch kein Wort davon fallen, was sie hergeführt habe. Weil sie aber wegen der Predigt gekommen waren, baten sie Spitta um einige seiner geschriebenen Predigten und zogen mit denselben wieder heim, übrigens von ihrer Reise wohl befriedigt. Spitta konnte es schwer entgehen, was dieser Besuch bedeutete; zum Ueberfluß belehrte ihn ein Brief des Pastors Sander davon, welchen ihm die Abgeordneten einhändigten. „Schon vor einer Reihe von Jahren," schreibt Sander, „hatte Unterzeichneter die Freude, Sie mit dem

heimgegangenen Consistorialrath Weibezahn in Barmen zu sehen und zu sprechen. Es war uns allen Ihre und Weibezahn's Gegenwart ein frischer Lebensgruß aus dem hannoverschen Lande. Seit der Zeit bin ich immer in einer innern Verbindung mit Ihnen geblieben. Ich suchte Sie im Herbst 1834 mit dem nun ebenfalls heimgegangenen Pastor Feldhoff von Wupperfeld auf, fand Sie aber nicht in Hameln. Vor etwa 2 Jahren suchte Sie Feldhoff's Gemeinde, aber Sie fanden sich nicht bewogen, auf dies Gesuch einzugehen. Die Hauptgründe Ihrer ablehnenden Antwort werden wohl die sein, welche in Ihrem hier vor mir liegenden Briefe an Herrn Director Wetzel vom 9. Nov. 1844 angegeben sind. Was Sie von Ihrer Stellung zur reformirten Kirche und zur Union sagen, das unterschreiben wir Beide von ganzem Herzen, mein Herr College Jaspis und ich." Auf die kirchliche Stellung der Gemeinde näher eingehend, bemerkt er, der Katechismus sei ein rein lutherischer; mit feierlicher Zustimmung der Synode habe er das altlutherische Taufformular wieder eingeführt und er theile das heilige Abendmahl mit lutherischer Spendeformel: Nehmet hin und esset, das ist u. s. w.; die unirte Synode habe keinen weitern Einfluß, als auf die äußern Angelegenheiten der Gemeinde, wobei Sander von dem unirten Abendmahl der Synode schweigt. Der Punkt wegen der Abendmahlsgemeinschaft innerhalb der Gemeinde, welcher später Feldner zum Austritte trieb, wurde weder hier noch in Wupperfeld zur Sprache gebracht; Spitta war darin weniger streng, wenn er gleich eine unbedingte Abendmahlsgemeinschaft verwarf. Sander schloß dann mit den Worten: „Es würde mir eine große Freude sein und zu reichlicher Erquickung gereichen, Sie, lieber Bruder Spitta, hier in meiner Nähe zu wissen und zu haben, als Mitstreiter in den ernsten Kämpfen, die schon da sind und noch kommen. Ein stilles, idyllisches Leben hinzugeben für ein kampfvolles, mag freilich ein großes Opfer sein, aber ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß es dem Herrn oft wohlgefällt, Opfer, die uns schwer werden, von uns zu fordern."

Die Abgeordneten erstatteten Bericht und legten den Wahlherren Spitta's 6 Predigten vor. Nach sorgfältiger Prüfung und Gebet versammelte sich das Moderamen der Kreissynode Elberfeld am 2. Sept. 1846 und wählte Spitta mit 60 Stimmen von 74. Das Ergebniß wurde sogleich

Spitta übermittelt und mit einem herzlichen Briefe von Jaspis begleitet, worin es unter Anderm heißt: „Ihre Wahl ist geschehen in Folge lautrer, ernster, durch Gebet geheiligter Prüfung. Keine Nebenabsichten, keine Parteiumtriebe lenkten die Blicke der Wähler auf Ihre Person. Ihr literarischer Ruf, die Berichte der Deputirten, das Urtheil über die sechs theuern Zeugnisse, welche wir auf's Sorgfältigste und Allseitigste in's Auge faßten, bestimmten das Wahlcollegium, Sie vor dem Herrn zu berufen. Ich bin nicht zu schnell von der Göttlichkeit einer Berufung überzeugt; daß aber der Herr der Kirche bei der Ihrigen mitgewirkt hat, ist mir zweifellos." Noch besonders kam Jaspis auf den schwierigsten Punkt der Berufung zurück: „Ueber die confessionelle Stellung wissen Sie das Nöthigste. Ich fühle mich in meinem lutherischen Gewissen nicht beengt und glaube vielmehr, daß gerade Elberfeld der Ort ist, wo man das lutherische Kirchenthum leicht vorbereiten kann und muß, weil die einseitigsten reformirten Uebergriffe zum Vorschein kommen, nicht beengend und hemmend, aber zum Kampf aufbietend. Das Lutherthum war hier sehr verachtet, kommt aber immer mehr zu Ehren, wie sich denn überhaupt ein gesunderes Element in Lehre und Leben anbahnt." Der Brief schließt dann mit einer Schilderung der vielfach preiswürdigen Lage eines Pastors zu Elberfeld und der beiläufigen Bemerkung, daß die Stelle etwa 1200 Rthlr. und darüber einbringe. Alsbald nach der Wahl machten sich zwei Mitglieder des Presbyteriums, angekündigt durch ein amtliches Schreiben des Presbyteriums, auf den Weg, um die Sache persönlich zu Ende zu bringen und Spitta's etwaige Bedenken zu lösen. In dem vorangeschickten Schreiben heißt es: „Die Gemeinde wünscht im Ganzen und namentlich in ihren Vertretern vor Allem das Eine, daß ihr das reine Evangelium, wie es das Bekenntniß der evangelisch-lutherischen Kirche ausspricht, verkündet werde."

Von Herzen gern hätten nun nicht bloß die Lutherischen, sondern auch die Reformirten zu Elberfeld, gesehen, daß Spitta die Wahl angenommen hätte, wie denn Fr. Krummacher selbst seine Stimme für Spitta erhub. Gerade das, daß Spitta lutherisch war und lutherisch bleiben wollte, gereichte zu seiner Empfehlung, insofern man die Gegner der preußischen Union mit dieser Wahl schlagen und zeigen konnte, daß nicht nur das lutherische Bekenntniß Raum in der Union

habe, sondern daß auch namhafte und entschiedene Lutheraner hineingetreten seien. Verdankte doch Sartorius seine Berufung nach Königsberg ganz demselben Grunde. Nur freilich war dann erforderlich, daß ein solcher Lutheraner es sich auch in der Union gefallen ließ und wenigstens nicht darauf ausging, die Union zu bekämpfen oder gar zu sprengen. Reformirter Seits widmete man daher dieser Wahlangelegenheit die größte Aufmerksamkeit und zog über Spitta sorgfältige Erkundigungen ein. Als Frucht derselben erschien plötzlich in den Palmblättern ein Artikel von Krummacher, des Inhalts: Es gehe die Sage, daß Spitta exclusiv lutherisch sei; wenn sich das so verhielte, so müsse Spitta's Uebersiedelung nach Elberfeld als ein Unglück für das Thal angesehen werden. Gleich darauf wurde freilich versichert, glaubhafte Berichte widerlegten diese Sage. Sander war aber dadurch sehr in Bewegung gerathen. Mit vieler Mühe hatte er bis jetzt gesucht, der heruntergekommenen lutherischen Kirche wieder einigen Boden zu erstreiten und sich der Aussicht auf Spitta's Hülfe gefreut; und das wollte man nun hintertreiben. Er fürchtete dahinter ultrareformirte Pläne, die den Lutherischen das Leben sauer machten; und weil er zugleich besorgte, daß jener Artikel auf Spitta einen ungünstigen Eindruck machen könnte, so griff er noch einmal zur Feder und suchte ihm die möglichen und wirklichen Bedenken auszureden. Eine förmliche und dringende Berufung des Presbyteriums folgte dem schon nach einigen Tagen nach, und endlich machte sich auch Sander selbst auf den Weg.

Spitta hatte unterdeß Zeit gehabt, die Sache reiflich zu überlegen und sie zu einem Gegenstande ernstlichen Gebetes vor dem Herrn zu machen, welcher Weisheit giebt Jedermann. Mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgte er die Verhandlungen der preußischen Generalsynode, welche vor und während seiner Wahlangelegenheit vom 2. bis 29. August abgehalten wurde. Diese Verhandlungen verbreiteten ein eigenthümliches, zum Theil sehr grelles Licht über die Schäden der preußischen Landeskirche und offenbarten, wie sehr Recht und Ordnung untergraben, dagegen die persönliche Willkühr im buntesten Farbenwechsel emporgekommen war. Der Cultusminister Eichhorn erklärte auf der Synode: „Der Unterschied zwischen den lutherischen und reformirten Gemeinden, die mehr oder minder der Union beigetreten seien, trete für das Kirchenregiment praktisch wenig hervor. Die Nach-

frage, ob eine Gemeinde beigetreten sei oder nicht, sei deshalb nicht nur für überflüssig, sondern für bedenklich zu erklären. Selbst wo eine Gemeinde sich noch nicht für die Union ausgesprochen hätte, würde sie dennoch vorkommenden Falls im Sinne der Union behandelt.“ Das hieß deutlich, das Kirchenregiment kennt keine lutherische Kirche im Lande, es kennt nur unirte Gemeinden und wird auf diesem Fuße alle Gemeinden ohne Unterschied behandeln. Noch tiefer eingreifend war der Beschluß der Generalsynode, ein neues Ordinationsformular einzuführen, worauf alle Geistliche des Landes verpflichtet werden sollten. Dies Formular enthielt nicht einmal das Gemeinsame beider Kirchen, wie man es von den Verheißungen der Union hätte erwarten dürfen, ja es enthielt nicht einmal das unverkürzte und unverstümmelte Apostolische Glaubensbekenntniß, das auch die Secten hätten unterschreiben können. Es war so weit und breit gehalten, daß durch ihre geöffneten Thore eine wirklich großartige Lehrfreiheit aller Schattirungen bis zum Grau des Rationalismus in die Kirche einziehen konnte; und dieses wüste Durcheinander von Wahrheit und Irrthum sollte in Einer Kirche berechtigt, an ein und demselben Altare unter ein und demselben Regimente Gemeinschaft haben. Das war ein neuer Thurmbau zu Babel. Der Herr fuhr damals freilich auf diesen Thurm herab und zerstreute die Bauherren. Gleichwohl sah man, wo die Union hinaus wollte und daß die vertagten Anschläge um so weniger für aufgegeben gelten konnten, als man sich weigerte, die lutherischen Gemeinden gegen die Union sicher zu stellen. Was von dieser zu erwarten war, hatte Eichhorn mit dürren Worten ausgesprochen, und dabei blieb es.

Unter diesen Eindrücken, welche damals alle Lutheraner in und außer Preußen in Bewegung setzten, wurde Spitta die Entscheidung sehr leicht gemacht. Er übersandte dem „Presbyterium der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Elberfeld“ ein Schreiben, worin er „für die auf ihn gefallene Wahl unter herzlicher Erwiederung der Liebe und des Vertrauens dankte,“ und bezeugte, daß er wiederholt und reiflich Alles vor Gott erwogen habe, aber zu einem freudigen Eingehen durch die ihm geöffnete Thür nicht habe gelangen können. „Wenn der Herr nicht darein sieht,“ schreibt er, „so findet im Preußischen, und zwar innerhalb Einer Kirche, auch die widersprechendste Verschiedenheit im Glauben nicht

etwa, was ja sein soll, eine Duldung, sondern eine kirchliche Berechtigung, und zwar zum Predigtamte. Der Herr helfe allen bekenntnißtreuen Seelen in dieser Zeit kräftiger Irrthümer, wo eine Synode zusammentritt und uneingedenk der Treuen in der Gemeinde, zu Gunsten der schiffbrüchigen Theologen ein für den beabsichtigten Zweck nichtssagendes biblisches Symbol aufstellt, darauf sie sich als auf das geringste Maß verpflichten und also ihre Berechtigung zum kirchlichen Amte erlangen sollen. Und wie stellt die Synode die Gemeinden, welche noch bekenntnißtreu sind, lutherisch oder reformirt, nicht als berechtigt in der Kirche des Landes, sondern nur als zeitweilig geduldete kirchliche Extreme dar, welche zu verschmelzen Aufgabe des Kirchenregimentes sei!" Wenn es scheinen konnte, als hätte Jaspis sich geirrt, da er zweifellos erklärte, der Herr habe bei der Berufung Spitta's mitgewirkt, so schien das nur so. Das Zeugniß Spitta's gegen die Unionswillkühr, bei einer solchen feierlichen Veranlassung abgelegt, machte nicht nur in Elberfeld, sondern auch in andern Kreisen Preußens Eindruck und war eine gesegnete Stimme, erhoben für das gute Recht der lutherischen Kirche sowohl, als der evangelischen lautern Wahrheit. Sie predigte lauter und nachdrücklicher, als ihr das in Elberfeld von der Kanzel aus möglich gewesen wäre.

So konnte sich denn Spitta wieder der heimischen Stille des Landlebens und seiner lieben Gemeinde hingeben, nachdem er im Geiste an der Folterbank der Union gestanden und das Gelärm der kirchlichen Kämpfe angesehen hatte. Da wir aber an einem der Wendepunkte in Spitta's Leben angekommen sind, so mögen hier, ehe wir weiter gehen, noch einige Nachrichten eingeschaltet werden, welche sein Bild und Leben vervollständigen. Zuerst nur die kurze Bemerkung, daß er im Jahre 1843 die zweite Sammlung seiner Lieder herausgab. Sie bezeichnen den Spätfrühling des Spitta'schen Dichtens, und schon früher ist bemerkt, daß er in manchen derselben den kirchlichen Ton anzuschlagen oder doch ihm nahe zu kommen suchte, wiewohl man bei manchen die Mitgift der frühern Lieder noch stark durchfühlt. Haben sie nicht denselben Beifall wie die Lieder der ersten Sammlung gefunden, so zeigen die vielen Auflagen, daß der Beifall dennoch nicht gering war. Uebrigens hat Alles seine Zeit, und also auch das Dichten. Spitta dichtete nach dieser Zeit keine Lieder mehr.

Eins seiner lieblichsten Gedichte, wenn man es so nennen soll, war aber sein häusliches Leben, und das begann erst recht, nachdem er aufgehört hatte, Lieder zu dichten. Es mögen darüber zuerst einige, wenn auch kurze Nachrichten von seiner eigenen Feder folgen. Zu Anfange des Jahres 1840 schreibt er: „Im Allgemeinen weißt Du, daß es uns wohlgeht. Wir verwundern und schämen uns oft, daß wir unter dem friedlichen und ungestörten Genusse so vieles Guten dem Geber aller Güter, dem treuen Menschenhüter, nicht herzlicher danken; wenn er ein Mensch wäre, er, der unser Vater ist in Christo, wir könnten denken, er verziehe uns, sei zu nachsichtig gegen uns, zeige uns immer die milde Seite, ließe uns ruhen, während er sorgt, und dergleichen freilich närrische Gedanken! Im Hause hat er uns Frieden und Gesundheit gegeben und erhalten, nämlich uns vier Personen, die wir die ganze Hausgenossenschaft ausmachen; außer uns Beiden und einer christlich gesinnten Magd noch ein 12jähriges, kleines Mädchen, das wir zu uns genommen haben." Nicht lange darnach wurde Spitta's Ehe durch die Geburt eines Söhnleins gesegnet, welches nach Spitta's älterem Bruder, dem Ober-Medizinalrath in Rostock, den Namen Heinrich erhielt. Am 27. Dec. 1841 konnte Spitta seinem Freunde, dem Oberjustizrath Meyer zu Hannover, schon die Geburt eines zweiten Sohnes anzeigen, welcher „auf Wunsch der Mutter," schreibt Spitta, „(mit behaglicher Beistimmung des Papa's) Philipp genannt wurde." Ueber den Namen gab es erst ein Schwanken, „endlich aber," schreibt Spitta an den Pathen des Kindes, Meyer, „ist es bei dem frühern Conclusum eines löblichen Ehe-Rathes geblieben, was der Herr Gevatter sich freundlichst gefallen lassen wolle. Von Deinem heute 14tägigen Pathen ist noch nicht viel, aber das zu sagen, daß er, im Vergleich mit dem Betragen unsers Erstgebornen während der ersten Lebenswochen, außerordentlich still und zufrieden ist, guten Appetit hat und sein gehöriges Schläfchen macht." Außerdem wurde ihm in Wechold noch ein Knabe, Ludwig, und ein Mädchen, Elisabeth geboren. Durch diese Vermehrung der Hausgenossenschaft war reichliches Leben in das Haus gekommen, und Spitta hatte seine Herzensfreude, wenn er den Segen Gottes, die frischen, jungen Oelzweige, um sich her sah, welche ihre kleinen, muntern Einfälle auftischten und dadurch dem Vaterherzen manchen hohen Genuß bereiteten. In dieser

Kinderwelt war Spitta ganz an seinem Orte. Seine gewinnende Liebe und seine gemüthvolle, kindliche Theilnahme an den Freuden der Kleinen, neben seinem väterlichen und doch mildem Ernste und seiner frommen Persönlichkeit, weckte, züchtigte und erzog die Kinder, fast ohne daß beide Theile es merkten. Nach seiner ganzen Gemüthsart konnte sich Spitta zu ernstlichen Strafen und Strenge schwer entschließen. Eine Ergänzung hatte er in der Erziehung, wie überhaupt in dem häuslichen Leben und in der Hauswirthschaft, an seiner lieben Maria gefunden, was er mit Dank gegen Gott zu erkennen wußte und überall gegen sie an den Tag legte. Das eheliche und Familienleben war von Anfang bis zu Ende ein wohlbesaitetes und wohlgestimmtes Instrument, welchem die erquickendsten Accorde entlockt wurden. Diesen Eindruck empfingen Alle, welche sich einige Zeit in der Familie aufhielten. Besonders lieblich und erbaulich war es, Spitta beim Frühstück seine Morgenandacht halten zu sehen, wie sie da Alle, die Kleinen und die Großen, um den Hauspriester herstanden und mit ihm Gott zu Ehren ihr Lied anstimmten und das Wort des Herrn aus seinem Munde anhörten und sich dann zur Speise um den Tisch hersetzten. Es war eine Gruppe zum Malen, nur daß man den frischen, wohlthuenden Geist, der auf der kleinen Hausgemeinde ruhte, nicht mitmalen konnte.

Gegen Ende seines Aufenthaltes in Wechold wurde Spitta an die Hinfälligkeit des Irdischen zuerst im Frühling 1846 durch den Tod seines ältesten Bruders, des Consuls in Bremen, dann aber besonders durch den Tod seiner Mutter erinnert. Diese hatte das hohe Alter von ungefähr 88 Jahren erreicht und ihr Ende war nach Spitta's Bemerkung der Art, daß er bei ihrem Sterbefalle nur noch mehr Veranlassung fand, Gott für den langjährigen Besitz der treuen Mutter zu danken, als über den zeitlichen Verlust derselben zu klagen. „Am vorigen Freitage," schreibt er, „mußt' ich ihrer mit einem von Freude und Wehmuth bewegten Herzen gedenken; denn an diesem Tage hat uns der liebe Gott zu unsern drei Knaben noch ein viertes Kind, und zwar ein sehr erwünschtes Töchterlein bescheert." Die Mutter hatte viel für ihre Kinder gethan und geopfert und ihre Sorgen auf ihrem Herzen getragen; und wiewohl sie sich durch kümmerliche Zeiten knapp hatte hindurcharbeiten müssen, hatte Gott Alles so wohl hinausgeführt, daß sie die Kinder aus der ersten Ehe

und der trübesten Zeit in Wohlstand und Ehren erblickt hatte. Für Spitta war das eine Ursache des Dankes in Betrachtung der wunderbaren Wege Gottes.

Die Nachricht vom Tode seiner Mutter fiel unmittelbar mit einer andern Nachricht zusammen, welche seinem Leben eine neue Laufbahn anwies. Schon in Hameln hatte Superintendent Oeltzen das Consistorium darauf aufmerksam gemacht, wie wohl sich Spitta zu einem Superintendenten eignen würde. Bei den eigenthümlichen Umständen seiner damaligen Versetzung war nun wohl nicht zu erwarten, daß das Consistorium auf diese Empfehlung hätte Rücksicht nehmen sollen. In Wechold wurde sie aber von dem Superintendenten Ebert, dem Nachfolger des nachherigen Consistorialraths Meyer,*) des berühmten Exegeten, wiederholt. Als ein Kind des Friedens stand er nicht nur mit seinen Amtsbrüdern, sondern auch mit seinen beiden Superintendenten im besten Vernehmen, um so mehr, da es ihm nie eine Last gewesen war, unter ein höheres Gebot gethan zu sein; und wenn er ihnen Anerkennung und Liebe zollte, so konnten diese es rühmen, daß sie auch von ihm eine geistliche Gabe empfangen hätten. So konnte er denn am 12. April 1847 an seinen Bruder berichten: „Der reiche Gott hat dafür gesorgt, daß es mir für meine vergrößerte Familie nicht mangele; denn meine Versetzung von hier und Beförderung steht nahe bevor. Unser Consistorium hat mich nämlich dem Könige für die Superintendentur und Pfarre in Wittingen (mit einer Einnahme von 1000 Rthlr.) vorgeschlagen. Wittingen ist ein Städtchen oder Flecken mit eigenem Magistrate und gehört zur General-Superintendentur Lüneburg-Celle. Es liegt nahe der Grenze der preußischen Provinz Sachsen. Ich selbst habe um eine Beförderung nicht nachgesucht, und der Vorschlag des Consistoriums ist durch keine Schritte von meiner Seite veranlaßt. In dem Schreiben des Abts, worin er mir meine bevorstehende Beförderung anzeigt, heißt es: königliches Consistorium habe im Voraus das Vertrauen, daß ich bei aller Entschiedenheit der Orthodoxie doch den Predigern, die nicht in allen Stücken mit mir einstimmten, ein milder und freundlich gesinnter Ephorus sein werde. In Vergleichung mit meinen Erfahrungen bei

*) Herzog's Realencyclopädie. 2. Ausg. 9, 732. Allgemeine Deutsche Biographie 21, 580.

der Berufung nach Elberfeld" (die, beiläufig gesagt, auf seine jetzige Berufung eingewirkt hatte,) „ist mir leicht und froh um's Herz, weil ich ohne Druck im Gewissen ganz das sein kann, was ich bisher gewesen, ein Glied und Diener unsrer theuern evangelisch=lutherischen Kirche, und zwar in einem ausgedehnteren Wirkungskreise, wozu Gott mir sicher die nöthigen Gaben auf mein Gebet nicht vorenthalten wird." Spitta war der erste Geistliche dieses Schlages, der bei schon ausgesprochener Richtung zu dem Amte eines Superintendenten befördert wurde. Er bezeichnet insofern auch einen neuen Abschnitt in der Kirchengeschichte unseres Landes, die sich immer mehr im ruhigen Fortschritte zum Bessern wandte und durch eine ganze Reihe von Jahren, ausgenommen 1848, weniger den Schwankungen anderer Länder ausgesetzt gewesen ist. So freudig nun aber auch Spitta, im Blick auf die bisher erprobte Führung des Herrn, seinem neuen Berufe entgegensah, so wurde ihm doch der Abschied von Wechold nicht ganz leicht, da ihn das Band inniger Liebe mit einer Gemeinde verband, an der seine Arbeit so sichtbar mit Gnade gekrönt war. Die letzten sieben Sonntage benutzte er, theils um mit der Gemeinde um einen treuen Nachfolger zu beten, welche Bitte auch durch die Berufung des Pastors A. Isenberg erhört wurde, theils um vor der Gemeinde noch einmal die oft gepredigte Gnade und Wahrheit zu bezeugen und sie auf den Abschied vorzubereiten. Diese sieben Predigten ließ er durch den Druck ausgehen, um sie der Gemeinde als ein Vermächtniß und ein Angedenken zu hinterlassen. In der Mitte Juli 1847 reiste er von Wechold nach dem Orte seiner Bestimmung ab.

Die Ephoraljahre.

Diesen letzten Abschnitt des Lebens Spitta's, welcher mit seinem sechsundvierzigsten Geburtstage, dem Tage seiner Einführung zu Wittingen beginnt, möge eine Vorbemerkung einleiten. Spitta trat in einen so bedeutenden Geschäftskreis ein und mußte seine Feder in Dienstsachen so reichlich in Bewegung setzen, daß ihm nur wenig Muße und Lust blieb, den Briefwechsel mit seinen Freunden in ehemaliger Weise fortzusetzen. Damit versiegt aber für seine Lebensbeschreibung eine der bedeutendsten Quellen. Was aber sonst noch zu berichten ist, verliert die Unmittelbarkeit und frische Anschaulichkeit, welche Spitta seinen eigenen Erlebnissen zu geben wußte. Es wird daher nöthig sein, diesen letzten Abschnitt kurz zu fassen, und namentlich die Partien seiner Thätigkeit und seines Lebens, welche durch das Frühere schon hinlänglich in's Licht gestellt sind, mehr zurücktreten zu lassen oder mit etlichen Bemerkungen abzumachen, und nur eben das hervorzuheben, was zur Vervollständigung des Lebensbildes dient.

„Heute vor acht Tagen," schreibt Spitta den 31. Juli 1847 an seinen Bruder, „haben wir die beschwerliche Reise von zwei Tagen quer durch das Land von Westen bis Osten zurückgelegt, und Morgen werd' ich hier eingeführt. Du kannst Dir denken, wie die Lösung des Bandes, das mich und die Meinigen an Wechold geknüpft hielt, nicht ohne schmerzliche Berührung unserer Seelen geschehen ist. Doch sind wir der guten Zuversicht, daß Gott uns hierher geführt hat. Er wolle es uns geben, daß wir uns des Guten von Herzen freuen können, was er uns hier bereitet, und daß wir, was uns hier etwa mangelt, in Gottseligkeit und Genügsamkeit entbehren lernen. Nachdem wir uns einigermaßen hier eingerichtet haben, freuen wir uns des wohlerhaltenen und wohnlichen Hauses, welches mit seinen dahinter liegenden Gärten und Ausgängen in das Freie uns den Uebergang des Lebens auf dem Lande zu dem Leben in einer kleinen Stadt kaum empfinden läßt. Die Umgegend ist eine fruchtbare Feldflur. Die Menschen sind von schlichter, freundlicher Gesinnung, in Tracht und Sitten

auf den Dörfern nach väterlicher Weise. Mit den 8 Predigern der Inspection, die bis auf Einen jünger sind, als ich, hoffe ich außer der amtlichen auch eine theologische und christliche Gemeinschaft zu haben. So trete ich mit Hoffnung und Zuversicht in das Amt ein, welches wegen der verwirrten kirchlichen Verhältnisse in dem angrenzenden Preußen noch seine besondere Bedeutung hat. Möge es mir Gott gelingen lassen, hier den Beruf eines Wächters und Aufsehers mit Erfolg wahrzunehmen!"

In Wittingen lag eine ziemlich große Arbeitslast auf seinen Schultern, was er sehr bald gewahr wurde. Nicht allein hatte er alle gottesdienstlichen Handlungen an Ort und Stelle zu besorgen, es war auch noch eine Mutterkirche, Darrigstorf, zu Wittingen geschlagen, in welcher er neunmal des Jahres Predigt und Abendmahl, sowie Taufen und Trauungen auszurichten hatte. Dazu kamen 4 Kapelldörfer der Gemeinde, in deren jedem er zweimal des Jahres zu predigen hatte. So konnte es kommen, daß er an Einem Sonntage erst früh Morgens in Darrigstorf Beichte, Predigt und Abendmahl, dann in Wittingen Gottesdienst und Abendmahl halten und sich endlich nach dem Mittagsessen mit seinem Küster zu Fuß auf den Weg machen mußte, um zum drittenmale in einem der Kapelldörfer zu predigen. Außerdem aber, da ein großer Theil der Gemeinde aus dem Landvolke bestand, bei dem die öffentlichen Beerdigungen mit Predigt, Sang und Klang im Gebrauche waren, so fehlte es auch in der Woche an Arbeit nicht, ungerechnet die Seelsorge und die Schulbesuche, die bei den weiten Entfernungen in der Haide für den treuen Hirten viel Mühe und Arbeit mit sich brachten. Er pflegte wohl schon 4 Uhr Morgens auf die Wanderung zu gehen mit einem Butterbrot in der Tasche, das er unterwegs verzehrte; denn er wollte gern zu Anfange in der Schule sein, um dem Religionsunterrichte beizuwohnen, und konnte das bei den Entfernungen von zwei, drei Stunden nur dadurch möglich machen, daß er die schönen Morgenstunden opferte. Es war das in der ersten Zeit etwas Unerwartetes, verwundert schauten ihn Anfangs die Kinder an, die mit ihm zur Schule wanderten. Doch bald war er überall heimisch und bekannt und die Kinder nannten ihn zutraulich beim Namen, wenn sie ihn bei seinen Wanderungen grüßten. Vergnügt pflegte er dann zu sagen: „Ich bin unter meiner Heerde, die Lämmer kennen ihren Hirten."

Zu diesen Arbeiten, die Einem Manne vollauf zu thun gaben, wenn er sie nur annähernd ausrichten wollte, kamen noch die nicht geringen Arbeiten, die ihm als Superintendenten oblagen. Wer Spitta nur aus seinen Liedern, oder nur von seiner gemüthlichen und beschaulichen Seite kennt, wird sich nicht denken können, daß er zu einem solchen Amte paßte, das mit trockenen Schreibereien, Rechnungen, Terminen, Bausachen, verwickelten Klagen und Untersuchungen, kurz mit einer ganzen Ladung nicht sehr erquicklicher Aeußerlichkeiten zu thun hatte. Wie fand sich der gemüthvolle Mann da hinein, und wie wurd' es ihm möglich, dem Ueberdruß und der Verstimmung zu wehren, wenn er sich in so viele trockene, äußerliche und zum Theil weltliche Händel verthun mußte? Man vergegenwärtige sich den seelenvollen Jüngling aus der Zeit seines stillen, abgeschiedenen Lebens in Lüne, und passe ihn in diese Thätigkeit hinein, so wird man glauben, daß das Schiff bei seiner neuen Ausfahrt sehr bald an harte Klippen stoßen oder auf dem Sande festsitzen müsse. Und doch war das nicht der Fall, im Gegentheile, das Schiff glitt mit dem besten Fahrwasser dahin und galt schon bald als einer der besten Segler, dessen Flagge in der geistlichen Admiralität respectirt wurde. Diese auffallende Erscheinung erklärt sich jedoch sehr bald, wenn man ihr tiefer auf den Grund sieht. Spitta pflegte überall weniger die Dinge nach ihrer Außenseite und in ihrer nackten, oft nicht sehr wohlthuenden Natürlichkeit aufzufassen; hierin war er eben ganz beschaulich, oder vielmehr, hierin machte sich der überwiegende Zug seines Glaubenslebens geltend, daß er die Dinge von ihrer innerlichen Seite erfaßte, was sie nach ihrer Idee und Anlage sein sollten, und welche Bestimmung sie im Reiche Gottes hatten. Gerade so, wie er die vielen Gebrechen eines Christen übersehen und sich des guten Willens und des guten Keimes in Hoffnung freuen konnte, als wäre die Hoffnung schon erfüllt; so konnte er sich auch bei seinem neuen Amte mit Allem abfinden, was Andern abschreckend erschien, denn das Amt selbst war ihm köstlich. Es war das Amt eines Aufsehers und Wächters, welches ihm einen nicht geringen Einfluß auf Prediger und Lehrer und dadurch auf die Gemeinden verschaffte in einer Zeit, wo der Einfluß nicht blos nöthig war, sondern auch angefangen hatte, möglich zu werden. Um so treuer glaubte er daher auch die äußern Obliegenheiten seines Amtes erfüllen zu müssen, theils weil

er nur unter dieser Voraussetzung Treue fordern konnte, theils weil das das Mittel war, seiner Amtsführung Achtung und dadurch auch Einfluß zu verschaffen. Noch mehr angefeuert zu dieser Treue wurde er durch eine andre Betrachtung. Er war der erste Geistliche, der, eine Zeitlang als Pietist und Mystiker und nachher als orthodoxer Lutheraner durch's Feuer gejagt, trotz seiner ausgesprochenen Richtung zum Superintendenten befördert war und so zu sagen das Eis gebrochen hatte. Er überlegte daher, daß auf seine Amtsführung die Augen gerichtet waren, zu sehen, ob man Männer seiner Art auch im höhern Kirchendienste gebrauchen könne, und ob sie sich nicht mit ihrer Richtung als unpraktisch erwiesen. Um so eifriger warf er sich daher auch auf die äußerlichen, zum Theil ausdörrenden und unerquicklichen Geschäfte seines Amtes, damit es an ihm im Kleinen so wenig als im Großen fehle nach der Weise eines guten Haushalters. Freilich kann sich Jeder selbst sagen, daß eine solche Auffassung des Amtes und ein solcher Eifer für sich allein noch kein ausreichendes Geschick zum Amte giebt. Wenn sich Spitta so überraschend schnell und auf die Dauer so glücklich in seine Geschäfte hineinfand, so muß ihm eine besondere Gabe, eine Naturanlage zu Hülfe gekommen sein; und das ist das Neue und Eigenthümliche, was wir bei diesem Wechsel seiner Laufbahn wahrnehmen. Nur glaube man nicht, daß dies Neue insofern neu wäre, als wär' es jetzt erst als ein bisher Fremdes in seine Natur hineingetreten. Wie wir schon bei der kirchlichen Richtung Spitta's gesehen haben, daß sie von Anfang an in ihm vorbereitet lag, so können wir das auch bei dieser seiner praktischen Richtung wahrnehmen. Er war sehr pünktlich und ordnungsliebend, wenn auch kein Mann nach der Uhr. Was geschehen mußte, geschah ohne Aufschub und Verdrossenheit, sobald Zeit und Umstände es gestatteten. Dabei ließ er sich die äußerlichen Beschwerlichkeiten nicht im Geringsten anfechten, sondern suchte ihnen womöglich eine heitere Seite abzugewinnen oder etwas darin zu finden, das ihm wichtig und interessant war. Auch in trockenen Actenstößen fand er Goldkörner, und was er nicht fand, das trug er hinein, und war das nicht möglich, so besaß er ein unerschöpfliches Maß von Geduld, welche ihm endlich auch ohne blutige Hände und Füße über das stachelige Gestrüpp hinweg half. Darin unterstützte ihn seine große Ruhe und Klarheit des Geistes, daß er sich mit Besonnenheit in eine ver-

wickelte Sache vertiefte, sie dann einfach und übersichtlich auffaßte und sie in klarer Darstellung mit seinem wohlbegründeten Urtheile wiedergab. Selbst wenn man seiner Auffassung einer Sache nicht beistimmte, so diente sie doch dazu, die Einsicht zu erleichtern, neue Seiten in's Licht zu stellen und ein Urtheil vorzubereiten. Spitta's Ausarbeitungen, Briefe und Predigten machen zu allen Zeiten den Eindruck, daß die Ruhe über ihnen regiert und das Licht sie gestaltet und ordnet. Sie sind mit seltenen Ausnahmen gefällige Reinschriften, in denen nur bisweilen ein Wort gestrichen oder hinzugesetzt ist. Das ersparte ihm viele Arbeit. Doch ist dies eigentlich nur eine untergeordnete Gabe für seine Amtsthätigkeit oder vielmehr für seine Geschäftsthätigkeit. Viel wichtiger war ihm ohne Frage seine Persönlichkeit, der es bei aller Milde und Freundlichkeit an Würde und Ernst nicht fehlte. Jeder fühlte ihm an, daß er sich nicht wollte geltend machen, und daß er weit entfernt von einer Amtsmiene oder einer gemachten Amtswürde war, und doch machte er sich von selbst und unwillkürlich geltend, und jeder fühlte, daß es eine gewisse Linie gab, die man sich scheute, zu überschreiten. Und um so lieber ließ man sich seine höhere Stellung gefallen, da er sie mit den mildesten Formen geltend machte, mit Freundlichkeit und sanfter Erinnerung alle Wege der Güte versuchte und nur im äußersten Nothfalle die Strenge des Amtes herauskehrte. Daher fand er als Superintendent überall eben so viel innige Anhänglichkeit und Liebe, als Verehrung und Folgsamkeit. Aus alledem wird es sich wohl hinlänglich erklären, daß sich Spitta in seinem Amte je länger desto lieber bewegte, obgleich eine natürliche Folge davon auch die war, daß seine pastorale Thätigkeit nicht mehr in der frühern Weise hervortreten konnte, da sie so zu sagen mit einem nicht geringen Theile ihrer Kräfte wegen der gesteigerten Ansprüche hatte ins Ephoralamt verlegt werden müssen, aber unbeschadet seines treuen pastoralen Fleißes.

Bei seinen vielen pfarramtlichen Geschäften mußte er die Zeit auskaufen so gut es ging, um über dem Einen nicht das Andere zu versäumen. Jederzeit um 5 Uhr Morgens stand er auf und stärkte sich zuerst mit geistlicher Speise, indem er nach seiner Gewohnheit aus dem Alten und dem Neuen Testamente ein Capitel im Urtexte las. Dem folgte dann ein Abschnitt aus seinem lieben Luther nach, aus welchem er

sich die Stellen, die ihn besonders ansprachen, entweder anmerkte oder auszog. Dann wurden 1 bis 1½ Stunden die laufenden Geschäfte vorgenommen, bis er zum Frühstück und zur Morgenandacht in seinen Familienkreis gerufen wurde. Und so ging es den Tag fort bis an den Abend, wo er mit den Geschäften Feierabend machte und sich zu seiner Frau auf ihr Zimmer begab und sich mit ihr besprach, oder die theologischen Zeitschriften durchmusterte. Nach Tisch wurde der Abend gewöhnlich damit geschlossen, daß irgend ein leichtes Buch zur Belehrung und Unterhaltung vorgelesen und zuletzt die Abendandacht abgehalten wurde. Bei dieser geregelten und sorgsamen Benutzung der Zeit wurde es ihm möglich, Alles wohl auszurichten, und nie hörte man eine Klage aus seinem Munde, daß er mit Arbeit überladen sei, oder daß ihm seine Geschäfte verdrießlich würden. Die gute Laune schien ihn nimmer zu verlassen, auch wenn es scharf herging. Nach dem ersten Halbjahre seiner Thätigkeit, das in mehrfacher Hinsicht für den Neuling das schwierigste war, schrieb er: „Da liegt nun ein ziemliches Stück des neuen Amtslebens hinter mir, und mit Freude und Dank sage ich: Gott hat mir's gelingen lassen und mir nun durch die Erfahrung gezeigt, daß keins der Pastoralien über den Ephoralien versäumt zu werden braucht und daß hinter der Klage über Belastung mit Ephoralien und dadurch erfolgte Verhinderung an den Pastoralien, wenn **ich** sie erheben wollte, etwas Anderes als die Wahrheit und Wirklichkeit steckte. Sind nicht des Tages 12 Stunden? spricht unser großer Hirte und Bischof. Ja, jeder Tag hat seine gemessenen Stunden, gemessen für die Arbeit jedes Tages. Wer sie dazu täglich anwendet, dem bleiben nicht nur täglich Stunden der Ruhe und Erholung, sondern in der täglichen Anwendung der Arbeitszeit liegt eine tägliche Freude. Die empfinde ich, und darüber sehe ich mich nie belastet noch gedrückt von aufgeschobenen und aufgehäuften Expediendis. Gott sei gepriesen!"

Als Superintendent richtete er sogleich Predigerconferenzen ein, die ihm ein Bedürfniß und ein Genuß waren. Bei den zum Theil weit entlegenen Kirchdörfern wäre ein Verkehr mit den Predigern kaum möglich gewesen, wenn nicht die Conferenzen monatlich einen Mittelpunkt gebildet hätten, den daher Spitta auch mehr in die Mitte verlegte, um möglichst Allen die Theilnahme möglich zu machen. Neben Gegenständen, welche das Amt betrafen, wurden hier besonders

Schriftabschnitte vorgenommen, wobei Spitta durch seine tüchtige Schriftkenntniß und sein gesundes Urtheil nicht wenig zur Erbauung und Belehrung beitrug. Doch war er auch hier der bescheidene Mann, der nie auf seinem Urtheile bestand, und wie er gern ein fremdes Urtheil hörte, so sich auch gern der fremden Ansicht unterwarf, sobald sie ihm als die richtigere einleuchtete. Es konnte Niemand entgehen, daß es ihm nur um die Wahrheit und die Sache zu thun war, der er ihr Recht gab, wo und bei wem sie sich fand. Aber auch darin war er sich ganz getreu, daß er immer die praktische Seite aufsuchte und die wissenschaftlichen Feinheiten denen überließ, die ein Geschick dazu hatten, nur daß sie nicht von dem Hauptzwecke ableiteten und die Sache unfruchtbar machten. Mehr als früher drang er aber auf die geltende Kirchenordnung, und wenn Manchem das zu viel dünkte, so gab Spitta zu bedenken, daß dessen bisher zu wenig gewesen sei und daß der herrschenden Willkür und Eigenwilligkeit ein Ende gemacht werden müsse. Er selbst hatte gefunden, wie wohl ihm die feste Ordnung gethan und welchen sichern Halt sie ihm gegeben hatte; und je tiefer er sich hineinstudirte und amtlich hineinlebte, desto klarer wurde ihm der ausgezeichnete kirchliche Tact, welchen die Väter in den alten Kirchenordnungen an den Tag gelegt hatten. Da er selbst ein Mann der Ordnung war, so war ihm die Kirchenordnung keine Last, sondern eine Lust. Neben den Predigerconferenzen richtete er noch alljährliche Prediger- und Lehrerconferenzen in Wittingen ein, die in der Schule gehalten und mit einem Mittagsmahle für die Prediger auf der Pfarre beschlossen wurden. Die Revolution von 1848, die übrigens in Wittingen keinen Schwindel erzeugte, hatte gezeigt, welch eine Kluft sich zwischen dem Lehrerstande und der Kirche, besonders den Predigern gebildet hatte. Spitta erkannte wohl, daß ein Theil der Schuld auf Seiten der Geistlichen lag, welche entweder den Lehrern zu fern, oder zu vornehm über ihnen gestanden hatten. Wenn nun Spitta schon von Sudwalde her dem Lehrerstande eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet und es an seinem Theile nie hatte fehlen lassen, so glaubte er doch jetzt ein Mehreres thun zu müssen, und so entstanden jene Conferenzen, auf denen sowohl das Schulwesen als die Seelsorge behandelt wurde. Je ein Prediger und ein Lehrer hielt einen Vortrag, und wenn gleich die Conferenzen wegen

der getheilten Interessen etwas Zwitterhaftes bekommen mußten, so hatten sie doch damals schon wegen der gepflogenen Gemeinschaft und des zur Herrschaft gekommenen guten Geistes ihren unverkennbaren Segen und machten Spitta große Freude. Als der gemüthvolle Hauswirth und der erbauliche Ephorus übte er auf seine Gäste und Pflegebefohlenen eine doppelte Anziehungskraft aus, welche die mitunter weiten und beschwerlichen Wege vergessen ließ.

Im Ganzen hatte er hier in den Gemeinden einen ähnlichen Menschenschlag wieder vorgefunden, wie er ihn in Wechold verlassen hatte, wenn auch die Stadtgemeinde schon mehr in städtisches Wesen getaucht war. „Zu der äußern kirchlichen Ordnung," schreibt er, „kommt nun als innerliche Haltung der Gemeinde, so weit sie mir bisher kund geworden, eine vorherrschende Ehrfurcht vor den kirchlichen Dingen und ein gläubiges Halten nicht blos an der alten Schriftlehre, sondern auch auf die alte Schriftlehre." Der Kirchenbesuch war fleißig, und namentlich die Landleute erklärten, daß sie niemand lieber als ihren „Vater" predigen hörten. Die Früchte des geglaubten und gehörten Wortes Gottes blieben denn auch auf diesem Boden nicht aus, wiewohl sie nicht mehr so sichtbar hervortraten, als in den früheren Gemeinden.

Aber eben weil der Boden für eine geistliche Thätigkeit wohl geeignet war und sich schon vor Spitta's Ankunft Seelen gefunden hatten, welche zum lebendigern Bewußtsein des Heiles in Christo gekommen waren, stellte sich hier eine Gefahr ein, mit der Spitta in Wechold nur eine vorläufige Bekanntschaft gemacht hatte. Die Oncken'schen Wiedertäufer hatten sich in Wittingen eingenistet und bearbeiteten von da die Umgegend. Schon war eine kleine Gemeinde von 10 bis 12 Personen entstanden noch vor Spitta's Ankunft. „Das apostolische Wort," schreibt er, „welches die Rotten zu den Werken des Fleisches zählt, ist mir durch die Beziehung, in welche ich zu diesen Leuten treten mußte, in seiner Wahrheit anschaulich geworden, und das andere apostolische Wort, daß Rotten sein müssen, auf daß die, so rechtschaffen sind, offenbar werden, erfreut mich noch immerdar. Das Verfahren dieser alten kirchenfeindlichen Rottengeister ist das, sich überall in die Versammlungen der Erweckten einzuschleichen und mit falscher Anwendung und Uebertreibung des Schriftprincipes die Erweckten an der Kirche und ihren Veranstaltungen irre zu machen, um sie dann aus Sodom und

Babel heraus in ihre Sekte hineinzuziehen. Die Leute dieser Sekte sollen hier in der ersten Zeit schrecklich gelästert, das Gotteshaus des Teufels Haus, das Abendmahl der Kirche des Teufels Tisch genannt haben; daß sie nicht bloß in der Lehre die Kindertaufe, die Confirmation, die Beichte, die Feier der Festtage, sondern auch in der That verwerfen, — haben sie hier bewiesen. Jetzt scheint hier am Orte ihr Einfluß vorbei zu sein; dagegen macht der Vorsteher derselben, ein Schustergesell, seine Rundreisen weit umher, und ich habe die Betrübniß, aber auch die Freude, daß Leute nicht nur aus der Inspection, sondern auch aus dem Preußischen zu mir kommen und sich Raths erholen, was sie den Wiedertäufern antworten sollen, wenn sie ihnen mit Schriftworten die Gültigkeit und Wirksamkeit der kirchlichen Taufe, Confirmation, Beichte u. s. w. bestreiten. Ich habe nun nicht nur meine Gemeinde, so viel ich kann, in Aufsicht, sondern auch namentlich diejenigen Ortschaften der Inspection, wo von erweckten Christen Privatversammlungen gehalten werden. Bei meinen Visitationen der Inspections-Schulen, die ich in voriger Woche mit der Visitation der 35sten Schule für diesmal beendigt habe, konnte ich mir die wünschenswerthesten Kenntnisse von diesen baptistischen Umtrieben verschaffen, und habe sichtlich gestärkt die Leute verlassen. In Gr. O., wo ich Vormittags die Parochial- und Nachmittags die Armenschule visitirte, ließ ich dem Manne, in dessen Hause die Versammlungen gehalten werden, sagen, ich würde ihn Abends besuchen. Was ich mit diesem Ansagen bezweckte, erreichte ich auch. Als ich hinkam, fand ich die Stube mit Männern und Frauen angefüllt, denen ich denn einen ausführlichen Vortrag hielt und dafür den beweglichsten Dank erntete. Ich weiß nicht, wie Sie mein Verfahren ansehen. Ich glaube aber, daß ich mich dieser bedrohten Gläubigen auch in weitern Kreisen annehmen muß und die größere Macht, die mir mein Ephoralamt beilegt, nicht besser anwenden kann, als wenn ich da — versteht sich, mit Wissen des Pastors — pastorire, wo die Gefahr vorhanden und geeignete Einwirkung nicht zu sehen ist.“ Auch mit dem genannten Vorsteher der Wiedertäufer zu Wittingen ließ er sich näher ein. Derselbe besuchte Spitta zu verschiedenen Malen und unterredete sich mit ihm nach Weise dieser Leute, die in ihrem Irrthum so selbstgewiß sind, daß sie mit leichter Mühe glauben, Jemand aus dem Sattel heben zu können, wenn sie nur ihre Lanze einlegen. Sehr

bald wurde es Spitta klar, welches die eigentliche Absicht dieser Besuche war; und da er nichts schaffte, wohl aber fürchten mußte, daß man ihn in der Gemeinde wegen der häufigen Besuche mit verdächtigen Augen ansähe, so beschloß er, dieselben abzubrechen. Den Anlaß dazu gab das sehr lebhafte Widersprechen des Vorstehers, welches sich Spitta mit dem Worte des Apostels gedrungen fühlte, zu erwidern: „Einen ketzerischen Menschen meide, wenn er einmal und abermal ermahnt ist.“ Durch alle seine Bemühungen erreichte Spitta wenigstens so viel, daß die Sekte auf den Stillstand gerieth und eine ganze Familie wieder zur Kirche zurückkehrte und ihre Kinder taufen oder confirmiren ließ.

Von Spitta's häuslichem Leben ist noch ein Weniges zu bemerken. Es wurden ihm hier 3 Knaben, Karl, Fritz und Wilhelm, geboren, von denen der erste schon sehr bald starb. „Die letzten Wochen,“ schreibt er den 4. December 1850, „waren für uns Wochen der Freude und Trauer zugleich, und ließen mich an die entfernteren Freunde kaum denken. Die Freude, welche uns der gnädige und barmherzige Gott gewährte, war die glückliche Geburt eines vierten Söhnleins, unseres fünften Kindes. Aber diese Freude blieb nur wenige Tage. Das Kindlein erkrankte, und nachdem es im Kreise der trauernden Hausgenossen die heilige Taufe empfangen, entschlummerte es nach vielen Leiden 8 Tage darauf in den Armen seiner Großmutter, 16 Tage alt. Dieser unser lieber Karl ist bald vollendet. Wir trauern, aber sind getrost, denn wir wissen, wessen Eigenthum er war und ist. Gott sei gepriesen für sein Geben und Nehmen! Wie vielfach die geistliche Uebung gewesen, die er uns in den Tagen auferlegt, ist nicht zu sagen. Er wolle sie uns zu dauerndem Nutzen gereichen lassen!“ Es war das erste Mal, daß Spitta eine solche Erfahrung machte, und als die erste griff sie ihn um so härter an.

Noch eine besondere Heimsuchung erlebte er im Jahre 1852. Er war gerade auf der großen Pfingstconferenz zu Hannover, die er fleißig und theilnehmend besuchte und ungern versäumte. Da brach eine verheerende Feuersbrunst in Wittingen aus, wovon ihn die Nachricht am folgenden Tage auf der Conferenz erreichte. „Ich fuhr sogleich mit dem Bahnzuge zurück,“ schreibt er, „und kam am Mittwochen um Mitternacht hier an. Das Feuer ist in dem Hause eines Schlossers dicht neben der Kirche ausgebrochen und hat das

Nachbarhaus mit verzehrt, dann aber durch fortfliegende Feuerbrände sich an mehreren Stellen fortgesetzt, so daß 46 Wohnhäuser mit 49 Nebengebäuden in Asche gelegt sind. Die Kirche ist unversehrt geblieben, und auch unsre Wohnung hat Gottes Gnade verschont, obgleich die Wirthschaftsgebäude niedergebrannt sind. Mein Vorrath an Holz, Stroh, Heu und andern Wirthschaftsgegenständen ist zwar vernichtet, aber mein Schade verhältnißmäßig gering, und Frau und Kinder hat Gott in Gnaden bewahrt." Spitta hatte seine Vorräthe nicht versichert, weil er kein Freund von Versicherungen war, d. h. für seine Person. Er wollte seine Sachen lieber bei Gott versichern und fand sich auch nach diesem Vorfalle nicht bewogen, eine andere Versicherungsanstalt zu suchen, vorausgesetzt, daß er auch nochmals einen Schaden erlitte. Dagegen aber war er sehr thätig, den Abgebrannten beizuspringen und zu helfen, wo und soviel er konnte. Auch eine Brandpredigt ließ er zum Besten der Abgebrannten drucken.

In Wittingen blieb Spitta verhältnißmäßig kurze Zeit. Schon im August 1853 konnte er seinem Bruder in Rostock melden, daß er für die Superintendentur und Primariatpfarre in Peine ernannt sei. „Peine," schreibt er, „ist eine kleine Stadt von etwa 4000 Seelen in der Landdrostei Hildesheim und in fruchtbarer Gegend gelegen. Meine Pfarrgeschäfte sind wohl um die Hälfte gemindert, da ich einen Secundarius zur Seite habe. Außer der freien Wohnung ist die Stelle auf etwa 1300 Rthlr. veranschlagt." Ein vorläufiger Besuch in Peine fand wenigstens die eine Annehmlichkeit der neuen Lage heraus, daß sein demnächstiger College, der Pastor Meyer, ein gleichgesinnter Mann sei, dessen Familie zu der seinen vortrefflich passen werde; und wenn er noch einige andere Vortheile dazu nahm, so stellte sich ihm „die göttliche Führung je länger je mehr von ihrer lieblichen Seite dar." Den 5. October 1853 kam er in Peine an und wurde einige Tage darauf in sein neues Amt eingeführt. Da das Pfarrhaus neu gebaut wurde, mußte er vorläufig ein anderes, nicht sehr bequemes und angenehmes Haus beziehen, in welchem er sich für ein paar Jahre behelfen lernte, vielleicht aber auch an seiner Gesundheit etwas litt. Hatte hierin Wittingen einen Vorzug gehabt, so bot ihm dagegen Peine einen regern Verkehr mit nahen und fernen Freunden, so wie mit Amtsbrüdern.

„Im Vergleiche mit Wittingen," schreibt er, „lebe ich hier in einem wahren theologischen Wohlstande. Alle Montage Nachmittags komme ich mit den vier Theologen dieses Ortes und drei auswärtigen zusammen, um das Evangelium Johannis zu lesen und außerdem Pastoraltheologie zu treiben. Dazu hab' ich die erwünschte Gelegenheit, selbst ein Hörer des Wortes zu sein, und allsonntäglich, auch in der Woche, die Predigt meines vortrefflichen Collegen, des Pastors Meyer, zu hören."

Indessen konnten ihm diese und andere Annehmlichkeiten das nicht ersetzen, was er durch seinen Abgang von Wittingen verloren hatte. „Die Bewohner unsrer Gegend, wie die des Fürstenthumes Hildesheim überhaupt," schreibt er, „sind nach Gut und Muth wesentlich von denen des Fürstenthums Lüneburg verschieden, und zwar so, daß diese letztern den Vorzug haben. Die Hildesheimer sagen, die eigene Noth der Armuth ihres kleinen Landes verdeckend: In der Lüneburger Haide giebt es weder Häuslinge, noch Sperlinge, weil sie sich darin nicht nähren können. Die Hildesheimer Fruchtkammer hat Beide desto mehr. Während der Lüneburger mit großer Pietät an seinem angestammten Regentenhause hängt, ist dem Hildesheimer solche Anhänglichkeit bislang fremd. Die Sage von den guten Zeiten unter dem Krummstabe des Fürstbischofs lebt noch. Die demagogischen Wühlereien sind in keiner Provinz unseres Landes so tief gegangen, wie hier. Dazu ist das kirchliche Elend der protestantischen Gemeinden groß gewesen durch den Umstand, daß die Pfarrstellen vor der preußischen Besitznahme verkäuflich waren und von den katholischen Behörden und Körperschaften an den Meistbietenden verkauft worden sind." Allerdings waren die kirchlichen Zustände in Peine etwas sehr heruntergekommen, und es erforderte viel Gebet, Geduld und Arbeit, um wieder Land zu gewinnen. Daran ließ es denn auch Spitta hier so wenig, als in den frühern Gemeinden fehlen, und daß das Bemühen nicht ganz ohne Frucht war, läßt sich glauben, bewies sich aber auch in manchen Thatsachen. Gleichwohl machte Spitta in Peine die erfreulichen Erfahrungen nicht, mit welchen seine frühere Wirksamkeit geschmückt war. Vergleichsweise war er in eine Wüste gerathen, welche auf weite Strecken dürren Sand, und nur in großen Zwischenräumen ein grünes Plätzchen mit etwas frischem Wasser zeigte. Es machte ihm das

manche stille Noth, die er aber nie vor ein andres Ohr, als das seines Gottes brachte. Wenn er wohl hin und wieder leichte Andeutungen fallen ließ, so nahmen sie nie die Farbe des Unmuthes an, und noch weniger erging er sich in Schwarzmalereien, daß er die traurigen Zustände der Gemeinde an das Licht gezogen hätte, um sich selbst zu rechtfertigen. In Hoffnung trug er, was nicht zu ändern war, und mit Liebe deckte er zu, was ihm selbst Widriges und Betrübendes begegnete. Er wollte sich aus einem Hirten nicht zum Ankläger und Richter seiner Gemeinde machen lassen. Gottes Wille war es wohl, ihn nach einem gesegneten Leben auch noch in diese Schule zu führen, wo er lernen mußte, was wir nie auslernen, aber dann am meisten lernen müssen, wenn sich der Tag des Lebens zum Abend neigt, daß alle Erfolge und Früchte unsrer Arbeit lautere Gottesgaben sind, und daß wir ohne den nichts vermögen, dem allein der Dank und die Ehre gebührt. Denn für uns ist nicht das Wichtigste, was wir schaffen, sondern was wir werden; darum führt Gott unser Schaffen so, daß wir darin etwas zu seinem Preise werden können.

Wenn nun Spitta's treues Bemühen nur von einer kleinen Zahl anerkannt wurde, so widerfuhr ihm dafür von Außen her eine um so größere Anerkennung. Den 23. September 1855 zeichnete die theologische Facultät zu Göttingen einige „würdige und hochverdiente Männer" zur Feier des Augsburger Religionsfriedens durch die Doktorwürde aus. In einem Schreiben an Spitta bemerkte sie: „Indem die theologische Facultät vor Allen Sie, hochwürdiger Herr Superintendent, zu diesen Männern rechnet, und Ihnen hierdurch das Diplom der theologischen Doctorwürde zu übersenden die Ehre hat, bittet sie, hierin das lautere und aufrichtige Zeichen längst gehegter Verehrung und Liebe zu erblicken. In der Zeit schmerzlicher Spannung" (es sind die confessionellen Kämpfe im Lande gemeint), „in die uns die schwere Pflicht der Selbstbewahrung unseres amtlichen Berufes versetzt hat, ist es uns ein um so größeres Bedürfniß, einstimmig auszusprechen, wie die glaubenstreue, innigfromme, unter allen Anfechtungen Stand haltende Hirtenpflege und Hirtensorge, in deren Uebung Ew. Hochwürden ein vorleuchtendes Beispiel pastoralen Lebens und Wirkens für die ganze Landeskirche sind, an unsrer Facultät eine dankbare und freudige Zeugin findet. Unsern Wünschen und Ge-

danken liegt nichts sehnlicher und brünstiger am Herzen, als durch gemeinsames, gegenseitig sich anerkennendes, an einander lernendes Wirken das Band des Friedens neu anzuziehen und fest zu erhalten.“ Die Anerkennung der Wirksamkeit Spitta's war also zugleich eine Friedenserbietung, ein passender Gedanke am Friedensfeste; nicht als wenn Spitta, der ein Kind des Friedens war, auch nur zu irgend einer Zeit auf dem Kriegsfuße mit der Facultät gestanden hätte, deren kirchliche Stellung nicht die seinige war. Es sollte das überhaupt nur die friedliche Gesinnung ausdrücken, welcher die Facultät mehr Zugang in der Landeskirche wünschte, und darum hatte sie Spitta ausersehen, um ihm und durch ihn der Landeskirche die Friedenshand nach harten Kämpfen zu reichen. Spitta bezeugte an seinen Bruder: „Ich habe mich dieser Auszeichnung, als einer Anerkennung der Dienste, wozu Gottes Gnade mich tüchtig gemacht hat, herzlich und einfältig gefreut.“ In seinem Danksagungsschreiben bemerkt er noch überdies: „Je weniger ich meine geringen Dienste nach dem Maße des Ausdruckes der Freundlichkeit einer Hochw. Facultät zu schätzen vermag, desto mehr freue ich mich über den Segen, zu welchem der Herr seiner Kirche auch solche Dienste zu verwenden gewußt, und überher seinem Diener auch noch eine so ermunternde Anerkennung bereitet hat, wie sie mir in der Verleihung der theologischen Doctorwürde widerfahren ist.“

Spitta's Familie vermehrte sich in Peine noch um ein Töchterlein, Clara, das achte und letzte Kind. Bei Betrachtung dieses Ehesegens drängte sich ihm ein Rückblick und Ueberblick auf, der ihn zu einigen anmuthigen Bemerkungen veranlaßte. „Wie Gott unserm ersten Knabentrifolium: Heinrich, Philipp, Ludwig, eine Schwester hat folgen lassen,“ schrieb er, „so hat er dem andern Knabentrifolium: Karl, Friedrich, Wilhelm, auch eine Schwester zugesellt. Seine Güte sei gepriesen! Heute stand das ganze Häuflein Kinder um die Wiege her, in welcher das jüngste Fräulein schlummernd die Aufwartung der Junker Brüder entgegennahm und den Dank für die mitgebrachten Kringel, Bonbons und andern Süßigkeiten schweigend sich gefallen ließ. Daß nach einem solchen Ereigniß unser Häuschen sich wie ein Nest ausnimmt, kannst Du Dir denken. Unser Hausstand besteht gegenwärtig aus 15 Personen. Gottlob, daß wir gesund und frohen Muthes sind! Noch wenig Tage vor der Geburt

des Jüngsten, als die kleinen Knaben selbander sangen, kam es unter uns zur Sprache, daß alle unsre Kinder Singvögel seien und keinem die Gabe des Gehörs für Musik und Melodie und der singfertigen Stimme abgehe. Was nun Schwesterchen Namenlos von dieser Gabe hat, wird zu erwarten sein." Bei dem ansehnlichen Wachsthume der Familie drängten sich aber Spitta noch andre Betrachtungen auf. Die Knaben waren zum Theil so weit herangewachsen, daß sie höhere Schulen auswärts besuchen und etwas lernen mußten. Dazu waren nicht geringe Ausgaben nöthig, welche dem ohnehin kostspieligern Haushalte entzogen werden mußten. Wenn auch die Einnahme sich in Peine dem Nennwerthe nach um 300 Rthlr. vermehrt hatte, so war doch eigentlich der wahre Werth bei dem theurern Leben in Peine nicht gestiegen. Er glaubte deshalb recht daran zu thun, daß er sich um eine einträglichere Stelle bewürbe. Er richtete seine Augen auf die erledigte Superintendentur Burgdorf, welche bei günstigern kirchlichen und sonstigen Verhältnissen eine Einnahme von mindestens 1500 Rthlr. bot.

Die Entscheidung verzögerte sich etwas lange, und schon hatte sich Spitta darein ergeben, daß er diesmal eine Fehlbitte gethan habe. Da kam die erwünschte Nachricht, daß er zum Superintendenten in Burgdorf ernannt sei. Anfang Juli des Jahres 1859 hielt er seinen Umzug und richtete sich nun in Burgdorf ein, als wenn es das letzte Standquartier auf seiner Lebensreise werden sollte. Nach den Erfahrungen, die er in Peine gemacht hatte, fühlte er sich in diesem kleinen Flecken viel wohler, obgleich seine Arbeit hier größer geworden war. Mit der Liebe und dem Eifer eines jungen Anfängers, ungeschwächt durch seine 58 Jahre, fing er sein Amt an und begann sogleich damit, Hausbesuche in dem Flecken und den 13 Dörfern zu machen, welche in Burgdorf eingepfarrt waren. Da ihm in Burgdorf mehr kirchlicher Sinn entgegenkam, wie denn auch die kirchliche Ordnung und Sitte noch mehr erhalten war, als in Peine, so fand er auch mehr und früher Vertrauen und liebevolles Entgegenkommen. Aber kaum hatte er die Räder seiner Thätigkeit wieder in Bewegung gesetzt, da wurden sie auf die bedenklichste Weise in Stillstand gebracht.

Schon bald nach seiner Verheirathung hatte er in Wechold einen hellen, lebendigen Traum, wie er ihn seit seinen Lehrlingsjahren nicht wieder gehabt hatte. Er ging

einen Weg, zu dessen Seite Haidekraut wuchs und der durch ein schönes Holz nach einer Burg führte; die Burg bekam er aber nicht zu sehen. Ob wir wohl noch einmal in eine solche Gegend kommen werden? sagte er zu seiner Marie. Dennoch suchte er sich in Wechold einen Platz unter einer Linde aus, wo er begraben werden wollte, dachte also nicht daran, dem Traum irgend eine Beziehung zu geben, wiewohl in Wechold weder Burg noch Haide war. Er kam nach Wittingen; auch in Wittingen wiederholte sich der Traum genau mit denselben Umständen. In Wittingen war nun wohl Haide, aber wo war die Burg? Er kam nach Peine, und auch in Peine träumte er, was er in Wittingen und Wechold geträumt hatte, ohne daß hier ein Anschein der Erfüllung zu entdecken war. Als er aber nach Burgdorf gekommen war, ging er mit seiner Frau eines Tages in einem lieblichen Tannenholze spazieren. Als er eben an dem alten Burgplatze vorübergegangen war, überraschte ihn die Aehnlichkeit des Ortes mit seinem Traume. Plötzlich blieb er stehen und sagte lebhaft: „Sieh, hier ist es gerade so, wie ich es im Traume sah; dort blüht auch am Rande des Weges die Haide, die ich immer gesehen habe.“ In Burgdorf sollte Spitta sterben.

Er hatte eben 11 Dörfer von den 13 besucht und eine Kirchenvisitation abgehalten, da erkrankte er an einem gastrischen Fieber. Da er bislang noch rüstig und frisch gewesen war und die Krankheit sich nicht sehr bedenklich anließ, so hoffte man das Beste. Wirklich schien sie auch schon überstanden zu sein, so daß er mancherlei Arbeiten vornehmen und daran denken konnte, am 1. October wieder zu predigen. „Am Dienstage vorher,“ erzählt ein Freund Spitta's, der Pastor Wegener, „fragte er seinen Amtsbruder, ob es früh genug sei, wenn er ihm am folgenden Tage Bescheid darüber gebe. Aber dieser folgende Tag sollte sein Todestag sein. Er sitzt an seinem Schreibtische, freut sich seines Wohlbefindens und seiner geistigen Frische, verrichtet kleinere Geschäfte, siegelt Briefe. Da wird er plötzlich zuerst von einer schweren Beängstigung und dann von einem Herzkrampfe befallen. „Wir,“ schreibt seine trauernde Wittwe, „Pastor Borchers, der hinzukam, und der Arzt trugen ihn von seinem Sessel auf das Sopha. Obwohl der Krampf zu groß war, als daß er sprechen konnte, war er doch augenscheinlich bei voller Besinnung und folgte meinem lauten

Gebete. Da hob er beide Hände wie zum Gebete empor und mit brechender Stimme rief er dreimal: Mein Gott, mein Gott, mein Gott! Die Hände sanken herab, es folgten noch einige Seufzer, und die Seele ging hinüber in die Wohnungen des ewigen Friedens. Der ganze Vorgang dauerte eine Viertelstunde, höchstens zwanzig Minuten, und ich mußte hinunter zu der jammernden Kinderschaar." Das war den 28. September des Jahres 1859.

„Am Sonntage, den 1. October," so schreibt ein Freund, der seinem Begräbnisse beiwohnte, hatte er zu predigen gedacht, und in der That, er hielt uns eine Predigt, wenn auch nicht von der Kanzel herab, sondern im Sarge, welche allen Betheiligten unvergeßlich sein wird. Mit Lilien und weißen Astern geschmückt stand der Sarg auf dem Flur des Hauses, umgeben von den nächsten Angehörigen und einer großen Zahl von Geistlichen. Pastor Tohte, der mehrjährige Amtsbruder Spitta's zu Peine, sprach ein ergreifendes Gebet und verlas die liturgischen Schriftabschnitte. Dann stimmte ein Chor von Knaben und Mädchen vor dem Hause das „Lied vom Sterben" an, den ernsten Abschiedsgesang: Christus, der ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn. Unter Glockengeläute setzte sich der lange Zug in Bewegung; Bürger, Bauern, Civil- und Militärpersonen schlossen sich an. Auch von Peine waren viele Gemeindeglieder gekommen, um ihrem frühern Seelsorger die letzte Ehre zu erweisen und zugleich Zeugniß abzulegen, daß seine treue Wirksamkeit auch dort nicht ungesegnet gewesen sei. Am Grabe sprach der Pastor Borchers aus Burgdorf: „Am Grabe steh'n wir stille, und säen Thränensaat des lieben Pilgers Hülle, der ausgepilgert hat. Er trägt die Lebenskrone, und hebt die Palm' empor, und singt vor Gottes Throne ein Lied im höhern Chor." Das waren die Gedanken, welche manche Brust mit wehmüthiger Freude und doch mit tiefem Schmerz erfüllten."

Die plötzliche und unerwartete Kunde von dem Heimgange Spitta's machte einen erschütternden Eindruck im Lande, welchem der Pastor Dr. Petri, gewiß im Namen sehr Vieler, Worte lieh, indem er in dem „Neuen Zeitblatte" ein „Kleines Liebeszeugniß" ablegte, welches die Lebensbeschreibung Spitta's beschließen mag. „Es ist ein Großer in Israel gestorben," — heißt es daselbst, — „und die Kunde seines Todes wird allenthalben dieselbe Antwort erwecken:

in der Kanzeleistube des Consistoriums wie in den Pfarrhäusern und dem engern Freundeskreise derselbe Schmerz, dieselbe Trauer und wehmüthige Klage in seltener Einstimmigkeit des Urtheils und der Empfindung. Aber er war auch ein seltener Mann, und seine Entrückung ist für uns Ueberlebende ein großer und menschlicher Weise unersetzlicher Verlust. Spitta war eine Macht des Lebens und ein Gefäß der Ehren im Hause Gottes, er war eine Zierde und Krone des geistlichen Standes, er war eine Lust und Freude der Freundschaft, daß ich von seinem eigenen Hause schweige. Denn es waren nicht einzelne reiche und glänzende Gaben, die ihn über uns Andere erhöhten; auch war er das, was er war, nicht durch angestrengte Arbeit an sich selbst, durch den Fleiß theologischer Studien, durch überlegte Bewältigung der mancherlei Aufgaben des Amtes geworden: nein, er selbst in seiner Person war eine Gabe des Herrn, und in allem seinem Schaffen und Wirken gab er diese Gabe wieder. Die Lieder seiner Harfe, wie die Predigten seiner Kanzel, das seelsorgerische Dienen wie das ephorale Regieren — alles war der ungekünstelte Ausdruck und Abdruck seiner Persönlichkeit, nichts ein nur auswendiges, von ihm selbst abgelöstes Thun; alles war getragen von der lieblichsten Harmonie seines innern und äußern Menschen, nichts eine angenommene Geberde. Der Friede und die Einfalt eines Kindes Gottes — Anspruchslosigkeit, Liebe, große Geduld und Sanftmuth unter Menschen in und außer dem Amte waren Grundzüge seiner Seele; sie gaben auch dem leiblichen Menschen das Gepräge und seiner ganzen Erscheinung die herzgewinnende Macht. Dem entsprach auch der Segen, womit Gott diesen Lehrer schmückte. Er war nicht gemacht zu den lauten Kämpfen und Schlachten mit den offnen Feinden des Reiches Christi, noch wirkte er gewaltig, aufregend und zündend unter den Gleichgültigen und Lauen; es rauschte und brauste nirgends, wo er ging und stand. Sein Wirken war still und ruhig; einfältig säen, in Geduld begießen und pflegen; tragen, erhalten, binden, das Kleine ansehen, das Geringe ehren, und nicht bald etwas, Person oder Sache, verwerfen, das war seine Art und sein gesegnetes Thun. Er war vorzugsweise eine Kraft des Erhaltens und Zusammenhaltens, er war ein Band des Friedens. Und in demselben Geiste geschah es, daß er sich seiner Kirchenordnung und den mannichfaltigen oberlichen Vor-

schriften, den äußerlichsten „Geschäften" seines Ephoralamtes und den Beziehungen zu seiner vorgesetzten Behörde mit einem Eifer, einer Unverdrossenheit und vornehmlich mit einer Pietät hingab, wie es selten gefunden wird, und in unsrer hoffärthigen, unbotmäßigen, selbstklugen Zeit hie und da einem sogar verwunderlich und übertrieben erscheinen konnte. Und wie Viele sind, die es an Treue, Fleiß und Beharrlichkeit in der Arbeit, auch der unerquicklichsten Arbeit, ihm zuvor oder auch nur gleich gethan? Aber darum hat er auch auf jeder Station seines Lebens Spuren hinter sich gelassen. — Nun hat ihn der Herr, der ihn gegeben, wieder zurückgenommen. Er ist nicht 60 Jahr alt geworden, und hatte nur eben erst in der glücklichen Gestaltung seiner Lebensverhältnisse die ganze Freundlichkeit seines Gottes erfahren. Wir Aelteren, die wir ihn vielleicht 30 Jahre lang im Amte vor uns und neben uns gesehen, und alle die außerordentlichen Wandelungen dieser Jahre mit ihm durchlebt und durchstrebt haben, werden ihn am schmerzlichsten vermissen; es war eine Freude, ihn auch nur zu sehen. Gott lasse uns sein Andenken gesegnet und seine Vollendung einen Ruf nach der höhern Heimath werden, und decke mit Flügeln des Heils sein verstörtes und verwaistes Haus!"

Daß dieses Bild Spitta's besonders nach seinen spätern Jahren entworfen ist, wird Jeder leicht sehen. Zur Ergänzung wäre nur zu bemerken, daß Spitta's Lebensgang sich aus einer Doppelnatur seiner Persönlichkeit entwickelt hat. Spitta war mit einem reichen Gemüthe begabt, das sich beschaulich in göttliche und menschliche Dinge versenkte und dieselben wie in einem klaren Spiegel erbaulich und erquicklich wiedergab. Dieses innere tiefbewegte Leben war aber in die Ruhe und Ordnung seines äußern Menschen gefaßt, der überall die feinen sittlichen und natürlichen Grenzen herausfand, in denen er sich halten mußte, wenn er mit dem Gleichgewichte der Seele seinen Frieden bewahren und seinen ihm angewiesenen Platz mit Segen ausfüllen wollte. Nun tritt zwar die eine Natur mehr in der ersten Abtheilung, die andre mehr in der zweiten Abtheilung seines Lebens hervor. Wenn er aber in seinem ganzen Leben wie ein Mann aus Einem Stücke in der Harmonie seiner ganzen Persönlichkeit erschien, so verdankt er das der seltenen Gabe seines Gottes, welcher seine beiden Naturen so mit einander vermählt hatte, daß sie sich einander weckend,

fördernd und dienend ergänzten, ohne zu feindlichen Gegensätzen zu werden. Diese Gabe hat er nicht nur in seinem Leben und Amte reichlich genug zu Dienst der Menschen ausgebeutet, er hat auch Gott dafür nach Kräften gepriesen und ihm die Ehre gegeben. So hat sich sein Lebensweg wie eine lichte Bahn in die Wolke der Zeugen verloren, von denen es heißt: „Wie lieblich sind die Füße derer, die den Frieden verkündigen, die da sagen zu Zion: Dein Gott ist König!“

Inhalt.